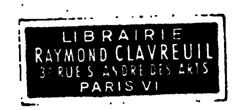

B 1,285,575


LIBRAIRIE
RAYMOND CLAVREUIL
37 RUE S. ANDRE DES ARTS
PARIS VI


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Offizier Lehrerinnen II Bull. 99.



Léon Gambetta und seine Armeen.





Léon Gambetta

und

seine Armeen.

Von

Colmar Freiherrn von der Goltz.

Mit einer Karte.

Berlin 1877.

F. Schneider & Comp.
(Goldschmidt & Wilhelmi.)
Königliche Hofbuchhandlung.

Vorwort.

In den „preußischen Jahrbüchern" von 1874 und 1875 veröffentlichte ich eine Reihe von Aufsätzen über Gambetta und die Loirearmee. Die Arbeit daran ließ mich die feste Ueberzeugung gewinnen, daß die geschichtliche Bedeutung der französischen Dictatur von 1870 nicht überall genügende Würdigung erfahre. Daran knüpfte sich der Plan, die gesammte kriegerische Thätigkeit des Advokaten-Kriegsministers in einem umfassenderen Werke darzulegen.

Seitdem haben sich die Verhältnisse insofern geändert, als das Ansehn Gambetta's und der Glaube an seine historische Mission erheblich gestiegen sind. Vielleicht trägt dies dazu bei, dem, später als beabsichtigt, fertig gewordenen Buche eine günstige Aufnahme zu bereiten. Dasselbe wird auch für das Verständniß mancher Vorgänge aus der zweiten Hälfte des letzten Krieges Einiges beitragen, da es die Berichte über die Begebenheiten auf deutscher Seite durch eine übersichtliche Zusammenstellung der Ereignisse in den französischen Heerlagern ergänzt.

Berlin, April 1877.

Der Verfasser.

Benutzte Quellen.

1. Assemblée nationale — Enquête Parlementaire. Actes du gouvernement de la défense nationale. Paris 1876. (Neue Ausgabe.)
2. Charles de Freycinet — la guerre en province. Paris 1871.
3. d'Aurelle de Paladine — la première armée de la Loire. 2. Auflage, Paris 1872.
4. Chanzy — la deuxième armée de la Loire. Paris 1871.
5. Martin des Pallières — Orléans. Paris 1872.
6. Ch. Beauquier — les dernières campagnes de l'Est.
7. Le général Cremer, ses opérations militaires en 1870—71 — par un officier d'état major. Paris 1871.
8. Wilhelm Blume — die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sédan bis zum Ende des Krieges. Berlin 1872.
9. Herrmann Graf Wartensleben. Die Operationen der Südarmee. Berlin 1872.
10. Ludwig Loehlein — Die Operationen des Corps des General von Werder. Berlin 1874.

u. s. w.

11 Verschiedenes noch ungedrucktes Material.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Einleitung.

Gambetta's Erscheinung gehört unstreitig zu den interessantesten, welche die welthistorischen Ereignisse von 1870—71 in den Vordergrund gestellt haben.

Vor wenig Jahren kaum bekannt, machte er unter dem zweiten Kaiserreiche als Advokat und Deputirter der Opposition eine schnelle Laufbahn, um nach dem Sturze Napoleon III., für sein eigenes Vaterland ebenso unerwartet wie für die übrige Welt, als kriegerischer Organisator und als Feldherr aufzutreten.

Die Rolle, die er gespielt, ist großartig genug, um seinen Namen für alle Zeiten der Geschichte einzuverleiben. Hat er sein Ziel auch nicht erreicht, ist sein Traum, Befreier seines Vaterlandes zu werden, auch nicht in Erfüllung gegangen, so verdienen die Versuche, welche er für die Rettung Frankreichs unternahm, dennoch unsere Bewunderung. Ihm ist es gelungen, durch seinen Willen ein waffenloses Land, das schon im Widerstande erlahmte, zu einem Kampfe zu entflammen, der die deutschen Heere noch Monate hindurch in Anspruch nahm, und der uns Kräfte hat erkennen lassen, welche wir ohne diese Erfahrung auch heute noch unterschätzen würden.

Gambetta zeigte der Welt, daß das Problem, Armeen aus der Erde zu stampfen, auch in unserer Zeit noch gelöst werden könne, wo der rasche Verlauf der Kämpfe, der große Aufwand, dessen ein Heer bedarf, solche Improvisationen weit schwieriger machen, als ehedem. Ihm genügten wenig Wochen, um aus dem Chaos von Bewaffneten, das er vorfand, ein wohlausgerüstetes Heer zu bilden, welches nach Hunderttausenden zählte.

Wenn er dennoch scheiterte, wenn alle Opfer, aller Patriotismus, alle Anstrengungen seiner ungeheuren Thatkraft vergeblich blieben, und er am Ende nur Trümmer und Elend als die Spuren seines Wirkens zurückließ, so liegt darin eine Aufforderung mehr, die Gründe zu untersuchen, welche zu diesem Ausgang führten, und an deren unerbittlicher Consequenz auch ein solcher Mann scheitern mußte.

Zudem hat Gambetta seit jenen Tagen in den politischen Bewegungen seines Vaterlandes viel Mäßigung und, wo es Noth war, kluge Zurückhaltung gezeigt. Die Aussichten, daß ihm die Zukunft Frankreichs gehöre, und er abermals zu großer Rolle berufen sein kann, steigen. Niemand bestreitet das heute mehr, während es vor drei Jahren noch für ein Unding erklärt wurde.

Hier soll nur Gambetta's militairische Thätigkeit beleuchtet werden. Auch das aber hieße eine vollständige Geschichte der französischen Kriegführung vom Beginn des October ab bis zum Ende des großen Kampfes schreiben, will man nicht die Beschränkung gelten lassen, welche der Dictator nach eigenem Ausspruch seinem Wirkungskreise auferlegt hat. „Die Generale Faidherbe und Chanzy haben ihre Angelegenheiten selbst erledigt," sagt er, und will für sie die Feldzugspläne weder entworfen, noch deren Ausführung wesentlich beeinflußt haben. Thatsächlich ist seine Einwirkung auf die Bewegungen der Nordarmee nur eine ganz allgemeine gewesen. De Chanzy's Anschauungs- und Handlungsweise aber stimmte bis auf eine kurze Zeitspanne derartig mit der seinen überein, daß auch hier von einem besonderen Antheil Gambetta's am Gange der Ereignisse im Felde nicht füglich die Rede sein kann.

So wird es vornehmlich die Geschichte der ersten großen Loirearmee unter d'Aurelle de Paladines und diejenige der Ostarmee Bourbaki's sein, welche das Material und den Maßstab für seine Beurtheilung geben.

Eine reiche Literatur macht den vollständigen Ueberblick über die Schicksale beider Heere möglich.

Was Gambetta für den Krieg gethan, ist ferner schwer von dem besonderen Verdienst oder der besonderen Schuld seines Kriegsdelegirten, des Herrn von Freycinet zu trennen, der sein alter ego war. Aber dieses Mannes Antheil darf man mit Recht in des Dictators Wirken aufgehen lassen, denn Gambetta allein trug die Verantwortung; sein Ansehn gab Jenem die Autorität.

Zwar hat Herr von Freycinet die meisten Befehle unterzeichnet, durch welche die französischen Heere geleitet wurden, allein das Verhältniß beider Männer ist darin wenig anders, als dasjenige des Feldherrn und seines Generalstabschefs. Damals ist auch eine Meinungsverschiedenheit zwischen beiden nach Außen hin nie zur Geltung gekommen, es schien vielmehr überall eine vollständige Einigkeit zwischen ihnen zu herrschen und Freycinet's Anordnungen sind von den französischen Generalen stets als ein directer Ausfluß von Gambetta's Willen angesehen worden.

II. Die Loirearmee.

1. Allgemeines.

„Unter allen Ereignissen des Krieges in den Provinzen hat es keine gegeben, welche unsere Aufmerksamkeit in ernsterem Maße zu fesseln vermochten, als diejenigen bei der Loirearmee. In der That — man konnte anderswo nur kämpfen, um Diversionen auszuführen und wohl auch, der Invasion einzelne Bruchstücke des heimathlichen Bodens streitig zu machen. An den Ufern der Loire aber, und hier allein, wirkte der Kampf mit dem Widerstande von Paris zusammen. Hier vermochte er Dimensionen anzunehmen, welche zeitweise die Möglichkeit der Befreiung erblicken ließen, welche aber auch einen großen Rückschlag ergaben, der, als er eintrat, fast nicht zu überwinden war."

So spricht sich die Commission in ihrem Bericht aus, welche von dem französischen Parlament mit der Untersuchung über die Männer des 4. September betraut war.

Wenden wir uns der Loirearmee vorerst zu.

Als Gambetta nach seiner bekannten Luftreise am 9. October 1870 in Tours ankam, war die Lage Frankreichs eine verzweifelte zu nennen. Die eine Armee des Kaiserreichs war kriegsgefangen, die andere in Metz belagert, fast schon ohne Hoffnung, dem Untergange zu entrinnen, Paris und in Paris beinahe Alles, was das übrige Frankreich an Kampfes- und Organisationsmitteln besaß, gleichfalls von den deutschen Heeren eingeschlossen. Auch Straßburg und Toul, auf deren Besitz sich allenfalls ein Plan zu Bazaine's Befreiung hätte aufbauen lassen, befanden sich noch in deutscher Hand.

Nur von Paris erwartete Frankreich einen nachhaltigen Widerstand. Nur durch die Hauptstadt, glaubte man, könne das Land gerettet werden. Männer von Paris bildeten die Regierung, und diese wieder schwankten keinen Augenblick, sich mit der Hauptstadt vom Feinde einschließen zu lassen. So sehr war Jedermann gewöhnt, daß aller Impuls nur vom Mittelpunkt ausgehen könne.

„Alle Welt begreift," hatte das Journal officiel vom 6. September erklärt, „daß da, wo der Kampf ist, auch die Gewalt sein muß."

„Nach Paris marschirt zur Stunde die Invasionsarmee."

„In Paris vereinigen sich alle Hoffnungen des Vaterlandes."

Gambetta allein hatte sein Auge auf die Provinzen gerichtet, den Gedanken gefaßt, den Schwerpunkt des Widerstandes in diese zu verlegen, durch das Aufgebot ihrer Kräfte die Hauptstadt zu befreien, und dann, mit der Armee von Paris vereint, den Dingen einen allgemeinen Umschwung zu geben.

Schon dieser Gedanke, der uns nur einfach und natürlich erscheinen mag, ist, bei den Verhältnissen Frankreichs vor dem Kriege, das Zeichen eines selbstständigen productiven Geistes, der, sich von den Fesseln der Gewohnheit befreiend, die Dinge nach seinem Willen gestaltet. Konnte doch selbst der große Napoleon sich von der Voraussetzung nicht losreißen, daß mit dem Schicksale der Hauptstadt auch dasjenige Frankreichs entschieden sei.

In Tours hatte die Regierungsdelegation — Crémieux, Glais-Bizoin, Admiral Fourichon — ihren Sitz genommen, um die Streitkräfte der Provinzen zu organisiren. Viel aber war von dort aus noch nicht für die Nationalbewaffnung geschehen.

Zwar wimmelte es in den Depots von Rekruten, aber es fehlte fast durchweg noch die Organisation der Regimenter und Bataillone. Eine Artillerie, eine Pionier-Truppe existirte gar nicht. Waffen mangelten allgemein.

Aus einigen von Afrika herbeigerufenen Truppen, die man durch Neuformationen in aller Eile verstärkte, bildete sich der Kern für eine Feldarmee, die erste Loirearmee unter General de la Motterouge,

doch ein Unglück leitete die Thätigkeit dieser Armee ein. Sie wurde am 10. und 11. October durch den von Paris zur Loire heraneilenden bayerischen General v. d. Tann geschlagen und beinahe ganz zerstreut. In der unwirthlichen Sologne — zwischen Loire und Cher — suchten die Trümmer der fliehenden Heerhaufen Schutz vor den Verfolgern. Das Ereigniß war zugleich das erste von Bedeutung, das in Gambetta's kriegerische Laufbahn fiel, — ein böses Omen, geeignet einen schwachen Charakter von vornherein zum Schwanken zu bringen.

Im Osten war General Cambriels längst durch das Werder'sche Corps auf Besançon zurückgeworfen. Im Westen, wo um Le Mans General Fiereck Truppen organisiren sollte, kam nichts von Bedeutung zu Stande — ebenso sah's noch im Norden aus.

Bei seiner Ankunft in Tours fand Gambetta das dortige Kriegsministerium gar nicht besetzt. Admiral Fourichon, der es als Regierungsmitglied interimistisch versehen, hatte es bereits vor mehreren Tagen verlassen, weil seine Collegen durch ein Decret, dessen Unterschrift er verweigerte, in Lyon die Militair-Autorität der Civilverwaltung unterordneten.

Augenscheinlich legte Gambetta auf den Beistand dieses erfahrenen Mannes Werth. Er brachte von einem der andern Minister ein Empfehlungsschreiben an den Admiral mit, das ein charakteristisches Bild von ihm selbst entwirft:

> „Herr Gambetta ist ein Mann von einer seltenen Erhabenheit des Herzens und des Geistes. Die eigenthümliche Natur seines herrlichen Talents machte ihn geeigneter als irgend Jemand, den ich kenne, zu der wichtigen und gebieterischen Mission, die er zu erfüllen im Begriff steht. Sie werden in ihm, dessen bin ich sicher die kostbarste mächtigste Stütze finden."
>
> „Die gesammte Regierung rechnet auf Ihre eifrige Mitarbeit und Ihre leidenschaftliche Vaterlandsliebe. Gambetta und Sie können Großes leisten."
>
> „Vor Allem, mein theurer Freund, — und ich betone dies — erstaunen Sie nicht über die ersten „ardeurs méridionales" Gambetta's. Er ist eine große und edle Seele, eine reiche Natur,

und eine gewaltige Intelligenz. Ich bin überzeugt, daß Sie Beide einander schnell und vollständig verstehen werden."

Mit diesem Briefe in der Hand forderte Gambetta den Admiral auf, zu bleiben, und er bewog ihn auch, das Marineministerium zu behalten, nicht aber, seine Functionen im Departement des Krieges weiter zu führen. Von diesem hielt Fourichon sich auch weiterhin fern und der Dictator schaltete und waltete darin mit vollkommener Freiheit. Er umgab sich bald mit Rathgebern, die nicht Militairs waren, und organisirte das Heer und den Krieg auf seine Weise. Fehlte ihm nun auch die stützende Autorität eines erfahrenen hochgestellten Generals, so wurde er auf der andern Seite um so freier in seinen Entschlüssen. Niemand war da, der bei seinen schnell ins Schrankenlose ausgedehnten Projecten mit gewichtiger Stimme auf technische Schwierigkeiten hinwies. Leicht setzte er sich daher über diese hinweg. Für die ganz außergewöhnlichen Verhältnisse, in denen er sich befand, war das für ihn ohne Zweifel mehr Vortheil als Nachtheil. Jeder Offizier der alten regulären Armee hätte die rücksichtslose Civildirection, die nun begann, nur in ihren Erfolgen gehemmt, ohne dem Ganzen nützen zu können.

Gambetta's Plan ging in seinen Grundzügen dahin, nicht nur durch die neue Organisation eine mehr oder minder tüchtige Armee aufzustellen, welche die Invasion bekämpfte, sondern vielmehr das ganze Volk in ein Heer zu verwandeln, alle Elemente in der Tiefe aufzuregen und für den Kampf gegen Deutschland so nutzbar zu machen, wie sie sich gerade verwenden ließen. Alle Interessen beabsichtigte er dem einen unterzuordnen, der Wiederherstellung von Frankreichs Waffenruhm und politischer Größe.

So scharf wie er, hatte noch Niemand dies Ziel in's Auge gefaßt, das freilich auch so völlig neue Verhältnisse erforderte, als er sie vorfand.

„Das erste von Allem ist, Franzosen, daß Ihr Euch jetzt durch keine andere Beschäftigung in Anspruch nehmen lasset, als den Krieg, den Kampf bis auf's Messer!" . . . . „Alle

unsere Hilfsmittel, die ungeheuer sind, müssen wir an das Werk setzen; ..... und endlich den nationalen Krieg inauguriren" ..... „Nein, es ist nicht möglich, daß der Genius Frankreichs sich für immer verhüllt habe, daß die große Nation sich ihren Platz in der Welt durch eine Invasion von 500,000 Mann nehmen lasse."

„Erheben wir uns in Masse und sterben wir lieber, als daß wir die Schande der Gebietsabtretung dulden!"

So wandte er sich von Tours aus an das Volk in einer Proclamation, welche an alle Fähigkeiten, alle Leidenschaften jedes Einzelnen appellirt, selbst an die Intervention des Himmels, an Regen und Herbststürme, die kommen sollten, um die verhaßten „Preußen" zu vernichten.

Uebrigens hatte er sich auch mit einem Aufruf an das Volk versehen, welchen die sämmtlichen in Paris eingeschlossenen Regierungsmitglieder unterzeichnet hatten. Er sollte ihn in die neue Thätigkeit öffentlich einführen und schloß mit den Worten:

„Franzosen! für das Vaterland, für seinen Ruhm, für seine Zukunft trotzt die Pariser Bevölkerung dem Feuer und Schwert des Fremden."

„Ihr, die Ihr uns schon Eure Söhne gegeben habt, Ihr, die ihr schon diese „vaillante" Mobilgarde sandtet, deren Feuereifer und deren Thaten jeder Tag verkündet, erhebet Euch in Masse und kommt zu uns: isolirt werden wir die Ehre retten; aber mit Euch und durch Euch schwören wir Frankreich zu retten."

---

2. Die Organisation.

Diesen Ankündigungen folgten unmittelbar die organisatorischen Dekrete, welche das Land bald zu einem einzigen großen Feldlager gestalteten.

Gewiß standen dem kühnen Dictator die republikanischen Traditionen mächtig zur Seite; die Republik Frankreich hielt Jedermann so sehr für unbesiegbar, daß der Glaube, die deutschen Heer-

schaaren würden einfach vor deren furchtbarem Namen schon umkehren, den erregten Gemüthern erst nach und nach durch die Ereignisse genommen wurde. Gewiß schenkte man auch einem Manne aus dem Volke und dem improvisirten Civil-Kriegsministerium in diesem Augenblick mehr Credit, als dem bewährtesten General der alten im ersten Kampfe unterlegenen Armee. Aber dennoch ist das, was Gambetta in der nun begonnenen Rolle leistete, ungeheuer. Es hat die kühnste Voraussicht übertroffen. Für jeden Tag der vier Monate, welche er das Kriegsministerium verwaltete, stellte er 5000 Mann auf; er bewaffnete sie, organisirte sie und sandte sie gegen den Feind. In kaum 6 Wochen schuf er allein auf dem Kriegsschauplatze an der mittleren Loire eine mit allem Nöthigen versehene Feldarmee von 180,000 Mann, mit zahlreicher guter Artillerie und einer fast über die Gebühr starken Cavallerie.

Dabei fehlte es zu Beginn seiner Thätigkeit nicht nur für die Truppen, sondern sogar für das Ministerium an allem Nöthigen. Selbst eine geeignete Wohnung war keineswegs vorhanden. In einem Seitengebäude des Marschallats von Tours waren sämmtliche Büreaux des Kriegsdepartements untergebracht — zufälligerweise in denselben Räumen, in welchen später Prinz Friedrich Karl das Obercommando der II. deutschen Armee installirte. So mußte die Arbeit, ein Heer zur Rettung Frankreichs zu bilden, damit beginnen, daß die Regierungsbeamten in der Nachbarschaft umhersuchten, um dort einige passende Häuser zu miethen, in denen das erweiterte Kriegsministerium Platz genug für seine Unterkunft fand. Nicht minder schwierig gestaltete sich alles Uebrige. So fehlte es z. B. ganz an guten Karten. Zu Beginn des October, noch vor Gambetta's Ankunft in Tours, hatte sich ein Comité von fünf Mitgliedern gebildet, um die Kriegsangelegenheiten zu übernehmen. Als dieses Comité, das sich sehr bald wieder auflöste, seine erste Sitzung hielt, um einen Plan festzustellen, ward man inne, daß man keine Straßen-Karte von Frankreich besaß. Der Versuch, die erforderlichen Karten aus den Provinzen herbeizuschaffen, schlug fehl. Die Kupferplatten der Generalstabskarten waren in Paris einge-

schlossen*), wo sie freilich gar nichts nützten. Selbst ein Divisionsgeneral, der 25,000 Mann commandirte, begnügte sich mit den kleinen Uebersichtsblättern, welche Jouanne's geographisches Handbuch enthält, da ihm die französische Generalstabskarte fehlte, welche jeder deutsche Bataillonscommandeur in's Feld mitführte. Endlich gelang es, sich von der Wittwe eines höheren Offiziers ein vollständiges Album dieser Karte zu verschaffen und man begann mit photographischer und auch autographischer Vervielfältigung. Deren Ausführung wurde zwar noch durch Etatsschwierigkeiten verzögert; dann aber lieferte man über 15,000 guter Karten in kurzer Zeit an die Armee. Ein topographisches Büreau entstand ganz neu, ebenso eine Abtheilung für das Nachrichtenwesen. Das General-Secretariat des Kriegsministeriums wurde in ein Central-Cabinet für die gesammte Leitung und Verwaltung des Heeres umgestaltet. An die Spitze des Kriegsministeriums unter Gambetta trat dessen Freund, Herr von Freycinet, ein Mann, der, auf der polytechnischen Schule gebildet, später als Ingenieur im Bergbau- und Eisenbahnfach gewirkt hatte, nie aber Soldat gewesen war. Durch sein rücksichtsloses Vorgehen gewann er indeß schnell des Dictators Vertrauen und wurde in kurzer Zeit dessen rechte Hand. Unter seiner ganz speciellen Aufsicht blieb auch das Cabinet des Ministers.

Die centralisirenden Gewohnheiten der Franzosen zeigten sich auch hier, obwohl Gambetta, als er den Schwerpunkt der Landesvertheidigung in die Provinzen verlegte, die Decentralisation vertrat. Bald liefen alle Fäden der gesammten Heeresleitung in jenem Cabinet zusammen, wo man vom grünen Tische aus begann, die Feldherren zu controliren und die Bewegungen der Corps zu leiten. Von Woche zu Woche wurde es dem bekannten Wiener Hofkriegsrath ähnlicher — und das nicht zum Heile Frankreichs.

Für die Organisation der Armee mangelte natürlich noch mehr. Die Bestimmungen, die Reglements, die Archive waren sammt und sonders in Paris geblieben. Jede Norm fehlte. Ganz neue Gesetze

*) Die Revue de Géographie enthielt unlängst eine Notiz, wonach sie angeblich nach Brest gebracht worden wären, doch scheint dies auf einem Irrthum zu beruhen.

mußten geschaffen werden. Ebenso hatte man in der Hauptstadt alle Personalpapiere zurückgelassen. Der Regierung in den Provinzen stand ohnehin nur eine ganz unbedeutende Zahl von Offizieren für Besetzung der Commandostellen zur Verfügung. Und die wenigen, die sich zum Dienst meldeten, mußte man nun placiren, ohne ihre Antecedentien zu kennen, lediglich nach Empfehlungen und dem ersten Eindruck ihres Auftretens. Schädliche Irrthümer konnten dabei nicht ausbleiben.

Für die Organisation der Truppen hätte General Lefort, der frühere Decernent für Infanterie und Cavallerie, sowie Vorstand des General-Secretariats, mit seiner reichen Erfahrung eine mächtige Stütze werden können, allein auch dieser General zog sich wie Fourichon zurück. Er that es, als Herr von Freycinet Kriegs-Delegirter wurde. Oberst de Loverdo folgte ihm in seinem Decernate für die beiden Waffengattungen. Das Decernat für die Artillerie, dem man mit Recht große Wichtigkeit beimaß, das aber trotzdem bis dahin unter Autorität eines Ingenieurgenerals gestanden, wurde jetzt selbständig und dem Oberst Thoumas anvertraut, einem sehr thätigen Manne. Dieser hat es dahin gebracht, daß die französische Armee für jeden Tag seiner Amtsführung zwei neue Batterien mit allem Personal und Material erhielt.

Die alten Elemente waren somit bis auf wenige unbedeutende beseitigt, frische traten an ihre Stelle. Freilich handelten sie nach weit geringerer Erfahrung, dafür aber mit um so mehr Energie und Rücksichtslosigkeit.

Die ersten die Armee betreffenden Organisations-Decrete erschienen vier Tage nach Gambetta's Ankunft in Tours; am 13. October wurde zunächst der alte Avancementsmodus nach der Anciennität von Grad zu Grad aufgehoben, freie Beförderung der Offiziere nach Talent und Leistungen eingeführt. Am 14. October folgte schon die Bildung der Auxiliararmee, welche alle Neuformationen der Republik umfassen sollte. An demselben Tage kamen die Bestimmungen über die Localvertheidigung der Departements und den Belagerungszustand heraus. Noch in demselben Monat erschienen auch die Gesetze wegen Fortschaffung der Lebensmittel, die den Feind er-

nähren könnten, aus den bedrohten Provinzen, ferner über die Organisation des Volkskrieges, die Aufhebung und Zerstörung der Communicationen u. s. w. Am 2. November wurden alle waffenfähigen Männer zwischen 21 und 40 Lebensjahren einberufen, am 3. November erhielten die Departements den Befehl, für jede 100,000 Einwohner eine Batterie mit voller Bemannung und Ausrüstung zu stellen. Die Präfecten wurden für Ausführung dieses Decrets besonders verantwortlich gemacht, dafür aber auch mit allen Rechten ausgestattet, deren sie irgend bedurften. Immer weiter gingen die Anordnungen, welche alle materiellen und intellectuellen Mittel für die Befreiung des Vaterlandes flüssig machen sollten. Am 10. November wurden die Arbeiterbataillone organisirt, am 11. alle Brücken-, Chaussee- und Bergbau-Ingenieure, die Straßenaufseher und Beamten, die Architecten der Departements, die Eisenbahngesellschaften, die Unternehmer der öffentlichen Arbeiten mit ihrem gesammten Unterpersonal und dem ganzen Material dem Kriegsminister für die Landesvertheidigung zur Disposition gestellt. Gambetta machte Ernst mit seinen Verheißungen. Und seine Decrete blieben nicht leerer Schall, sondern man gehorchte ihm. Rastlos in Tours arbeitend oder umherreisend, trieb er alle Männer von Stellung zur Thätigkeit an. Er versöhnte für den Augenblick die Parteien, einigte die verschiedenen politischen Strömungen und trat mit voller Rücksichtslosigkeit gegen jedes widerstrebende Element auf. Nur ihm unbedingt ergebene Leute blieben Präfecten, Maires und Communalbeamte. Wem seine Stellung lieb war, der mußte sich seinem Willen beugen. Doch zeigte der Dictator sich hier auch stets bereit, alle Verantwortung auf sich zu nehmen. Dadurch zog er selbst die Schwachen und Schwankenden mit sich fort. Der Franzose will Zwang sehen, dann fügt er sich willig, und damit kam Gambetta seinem Volke entgegen; seine Anhänger majorisirten das ganze Land bald vollkommen. Die Fahne, welche der kühne Advocat aufgepflanzt hatte, die der nationalen Ehre, stempelte jede Opposition — mochte sie auch noch so einsichtsvoll sein — zu einem Verbrechen am Vaterlande.

Es kennzeichnet seine Art und Weise am besten, wie er sich

selbst am 7. September 1871 beim Schlusse des mit ihm von der parlamentarischen Untersuchungscommission vorgenommenen Verhörs aussprach:

Dort fragte ihn der Deputirte Perrot:

„Ihre Collegen, Herr Gambetta, haben uns gesagt, daß von dem Tage an, wo Sie in Tours ankamen, Sie einzig und allein es waren, der die Leitung aller militairischen Angelegenheiten hatte; übernehmen Sie diese Verantwortlichkeit?"

Gambetta antwortete:

„Darüber sind wir einig; meine Collegen gingen keine Verbindlichkeit ein; ich theilte ihnen Alles mit, was ich that, aber sie sagten weder ja noch nein und es würde ungerecht sein, sie verantwortlich zu machen."

Das abschließende Decret für des Dictators Heeresorganisation ist das Gesetz vom 25. November 1870 über Einrichtung der großen Truppenlager. Deren elf sollten sogleich angelegt werden, jedes zu 60,000 Mann, mit schützenden Befestigungen und allen Etablissements versehen, welche für die Versammlung, Organisation, Bewaffnung und Einübung der Truppen nothwendig sind. Eines dieser Lager, das von Conlie, fiel später der II. Armee unter Prinz Friedrich Karl in die Hände. Es war eine ausgedehnte, von Kunststraßen durchzogene Barackenstadt, durch Erdforts, welche an Großartigkeit die einst so berühmten Düppler-Schanzen weit hinter sich ließen, nach allen Seiten hin geschützt. Dies ist indeß bei weitem nicht das bedeutendste Lager gewesen. Vier andere, die von St. Omer, Cherbourg, la Rochelle und Pas des Lanciers hießen „camps stratégiques" und besaßen Einrichtungen für je 250,000 Mann. Am Meere gelegen, konnten sie am leichtesten mit allem Nöthigen versehen, am besten zur Concentration von Truppen benutzt werden. Wahrhaft riesige Waffenplätze sollten aus ihnen gestaltet werden.

Alle diese Projecte gingen in's Gigantische, Unbegrenzte und wurden gerade dadurch zum Theil werthlos. Gambetta's Absicht aber trat darin klar zu Tage. Er wollte seine Gegner durch die Masse der Streiter und die Unerschöpflichkeit des Kriegsmaterials erdrücken. Klar übersah er, wie viel schwerer als Frankreich es

dem weit ärmeren Deutschland werden müsse, diesen Krieg Monate-, Jahrelang fortzusetzen.

Fern von der Heimath, tief im feindlichen Lande, das er zu insurgiren hoffte, sahen sich die Sieger auf wenige leicht zerstörbare Schienenwege angewiesen, um ihre Verluste zu ersetzen, sich mit Waffen, Munition und Lebensmitteln zu versorgen. Schon waren die Cadres der deutschen Truppen sehr schwach, schon fehlte es, zumal der Infanterie, bedenklich an Offizieren.

Wie richtig Gambetta alle diese Verhältnisse beurtheilte, zeigen viele seiner Erlasse, seiner Schreiben an die Generale.

Am 7. September 1871 erklärte er seinen Richtern in aller Form:

„Ich bin überzeugt, daß diese Anstrengungen, zu denen man die Repräsentanten aller Parteien vereinigte, denen sich Frankreich mehr und mehr weihte, schließlich ihre Wirkung allein durch die Beharrlichkeit und die Dauer hätten erreichen müssen und daß man um diesen Preis dasjenige gerettet haben würde, was es vor Allem zu retten galt, die Integrität des Territoriums. Diese Ueberzeugung, meine Herren, ist nicht nur mir persönlich eigen; es giebt Leute, welche alle diese Dinge zugestehen, erkennen, schreiben — das sind die Deutschen selbst. Nimmt man die schon zahlreiche Sammlung von Kritiken, Studien, Monographieen deutscher Schriftsteller, so wird es leicht sein, in wenig Tagen festzustellen, daß es die Beständigkeit der militairischen Anstrengungen war, was sie am meisten fürchteten. Sie fühlten sehr wohl, daß sie an der Grenze angelangt seien, wo ihre militairischen Institutionen auf dem Puncte standen, sich zu erschöpfen. Darum war ich der Meinung und bin es noch, daß man ausharren mußte. Diese meine Ueberzeugung hat sich gebildet einem Lande gegenüber, das, vollkommen überrascht, vollkommen waffenlos, in 4 Monaten die Mittel gefunden hat, eine Armee von 800,000 Mann auf die Beine zu bringen."

An anderer Stelle beantwortete er die Frage des Präsidenten, ob er im Augenblick des Waffenstillstandes noch geglaubt habe, daß ein längerer Widerstand möglich sei:

„Sicherlich, Herr Präsident, ich glaube noch heute daran. Ich bin überzeugt, daß wenn die Pariser Regierung, die eine gefangene Regierung war, nur für Paris capitulirt hätte, was ihr unbestreitbares, aber auch ihr einziges Recht war, und wenn sie nicht dem Lande die Hände gebunden hätte, indem sie die Uebergabe von ganz Frankreich stipulirte, das Land mit den verfügbaren Hilfsmitteln, die man steigern konnte und die thatsächlich täglich wuchsen, sich endlich der Invasion entledigt hätte. Es giebt kein Volk in Europa, das nicht in einem gegebenen Momente den Fremden auf seinem Boden gehabt, das ihn nicht lange dort behalten, endlich aber doch vertrieben hätte. Und durch welche Gewalt? Durch die des Genie's, der militairischen Combinationen? Nimmermehr! wohl aber durch den Muth, die Hartnäckigkeit, die Beständigkeit des Kampfes. Das ist den Oesterreichern, den Russen, den Spaniern, den Engländern begegnet; wir aber, wir haben uns plötzlich, in vierzig Tagen, zu einem bestimmten Termine befreien wollen, als handele es sich um ein kaufmännisches Geschäft."

„Als die Männer von Paris capitulirten, haben sie gegen ihre feierlichsten, oft wiederholten Versprechungen für den Rest von Frankreich mitcapitulirt."

„Noch in dem Augenblicke, wo man mit Herrn von Bismarck verhandelte, schrieb man mir, man werde nur für Paris unterhandeln. Ich bin überzeugt, daß, mit den Soldaten, die es besaß, mit den Armeen, die es aufstellen konnte und denjenigen, über die es schon verfügte, gestützt auf die Küste, die Hilfsmittel der Marine und des Credits, Frankreich, welches noch lange nicht ganz besetzt war, vermocht hätte, den Feind zu erschöpfen, Europa zu einer thatsächlichen Hülfe zu zwingen. Man würde dasjenige gerettet haben, was selbst mit dem Preise übermenschlicher Opfer hätte gerettet werden müssen, die Integrität des Landes. Man würde bezahlt haben, soviel nöthig war, doch was ist das im Vergleiche zu Unabhängigkeit und Ehre!"

Als Gambetta eben in Tours angekommen war, suchte General Lefort, der augenblicklich noch im Amte war, ihm darzulegen, daß 110—120,000 Mann bewaffnet und ausgerüstet seien; man könne mit dieser Waffenmacht schon etwas unternehmen. Der Dictator aber sprach sich entschieden gegen ein jedes Wagniß aus. Er begehrte, zunächst eine Armee von einer halben Million Streitern in's Feld zu stellen, um dann einen Schlag gegen den tödtlich gehaßten Feind sogleich mit voller Wucht zu versuchen. Augenscheinlich schwebte ihm das Beispiel des letzten amerikanischen Krieges vor, die Strategie Grant's, der da sagte: „wenn ich 15000 Mann verliere, büßt der Feind 5000 ein, ich kann meinen Verlust ersetzen, er aber nicht, folglich wird jede Schlacht für mich zu einem Siege." Durch Massenaufgebote, die Bildung riesenhafter Armeen, welche unermüdlich ergänzt wurden, hatte die Union im Secessionskriege die bessere militairische Organisation der Südstaaten zu Boden geworfen. Die verschanzten Lager, der Luxus im Aufwande von Waffen und Armeematerial entsprach dieser Nachahmung, welche nur die eine große Täuschung enthielt, daß es hier nicht galt, ein improvisirtes Heer der amerikanischen Pflanzeraristokratie zu vernichten, sondern die seit langer Zeit wohl durchgebildete Wehrkraft des deutschen Volkes. Doch davon später!

Sobald es Gambetta gelungen war, die kriegerische Erregung über die sämmtlichen Provinzen Frankreichs zu verbreiten, ging er auch an die Zusammenstellung der Feldarmee. Die Armeecorps wuchsen aus dem Boden. Die Trümmer des vor Orléans geschlagenen 15. Corps bildeten den einzigen selbstständig organisirten Heerkörper, den er vorfand. Nach den Gefechten am 10. und 11. October war dies Corps erheblich zusammengeschmolzen. Es wurde nun zunächst verstärkt und zählte Anfangs November 1870 schon wieder 60,000 Mann mit 128 Geschützen. Das war das Werk von drei Wochen. Andere Corps reihten sich schnell an. Im Ganzen formirte er ihrer zwölf mit den Nummern von 15—26, eine der Zahl nach wahrhaft ungeheure Feldarmee von nahezu einer halben Million Streitern mit 1400 Geschützen. Schon in der zweiten Hälfte des October war von den neuen Armeecorps das

16. fertig, 35,000 Mann mit 120 Geschützen. Bis zum 20. November wurden das 17., 18. und 20. marschbereit, das 21. befand sich in der Formation.

Im Norden von Frankreich bildete sich gleichzeitig der Kern für das 22. französische Corps. Der December ergab die vollständige Organisation der Nummern 21, 22, 23. Zum Jahresschluß traten 24 und 25 hinzu, im Januar 1871 Nr. 19 und 26.

Alle diese Corps zählten je 3 vollständige Infanterie-Divisionen, und eine Artilleriereserve, die meisten noch eine Cavallerie-Division. Was man über den elenden Zustand der Bewaffnung und Ausrüstung dieser Armee berichtet hat, ist weit übertrieben. Wo die Sieger die Spuren von französischen Lagern fanden, konnten sie sich davon überzeugen, daß die Besiegten noch immer in weit größerem Luxus gelebt hatten, wie sie selbst. Die Bekleidung war im Ganzen vortrefflich, — mag auch hin und wieder ein Lieferant einmal Stiefeln mit Pappsohlen eingeschmuggelt haben. Einzelne Ausnahmen kommen bei solchen Zuständen natürlich vor. Die Kleider bestanden fast durchweg aus weichen kräftigen Tuchen, bequem und praktisch gearbeitet. Das gesammte Wagenmaterial der neuen Armee war geschmackvoll und zweckmäßig. Man erinnere sich nur der trefflichen Schanzzeugwagen, welche den deutschen Truppen in die Hände fielen. Daß die Armee im Allgemeinen auch in ihrer Verpflegung keinen Mangel litt, bewiesen die Vorräthe, die überall in Bivouaks, Verschanzungen, auf den Bahnhöfen und in allen Garnisonorten erbeutet wurden. Der Reichthum des Landes vermochte auch diese Armeen der Republik noch mit einer, von deutschen Truppen ungeahnten Munifizenz auszustatten. Die Klagen, welche auf feindlicher Seite gerade hierüber laut wurden, darf man nicht für voll nehmen, sie dienten kleinen Geistern als Entschuldigung für die Unthätigkeit, als Beschönigung für die Niederlage. Fanden es doch französische Blätter unerhört, daß es den armen Mobilen der Loirearmee im verschanzten Lager von Orléans an Zucker zum Kaffee fehle!

Die Bewaffnung wurde erst bei den letzten Neuformationen eine buntscheckige. Die Corps 15, 16, 17, 18, 20 führten zumeist

noch Chassepots — die Mobilgarden Tabatièregewehre. Beim 21. Corps und den verschiedenen kleinen Formationen fand man schon ein Durcheinander von zahlreichen Modellen. Allein alle Bataillone besaßen doch moderne Hinterlader, die zum größten Theile dem Zündnadelgewehr der preußischen Infanterie noch weit überlegen waren. Bei der Artillerie tauchten erst in den Tagen von Le Mans einige abenteuerliche Mordinstrumente auf, wie die dort verwendeten Revolvergeschütze und ähnliche in irgend einer englischen oder amerikanischen Fabrik von früher her stehen gebliebene Versuchs-Modelle. Bis dahin war ihre Armirung noch die mit den normalen 4-, 8- und 12pfünder Batterien.

Im Norden vereinigte General Faidherbe, auf die Festungen gestützt, das 22. und 23. Corps zu einer Nordarmee von 50,000 Mann. Es ist schon gesagt, daß er dabei, mit unbegrenzter Vollmacht versehen, fast unabhängig handelte.

Die Loirearmee war Gambetta's und seines Kriegsministeriums eigentlichstes Werk. Auf diese Armee wurden die meisten intellectuellen und materiellen Mittel verwendet. Sie sollte die große Armee der Republik werden, Paris befreien und dem ganzen Feldzuge einen Umschwung geben. Der Sieg von Coulmiers verlieh dieser Armee auch bald einen Ruhm, der thatsächlich in der Bedeutung jenes Gefechtes keinen Grund hatte. Allein der Umstand, daß gerade die erste bedeutendere Armee der Republik auch den ersten Vortheil in diesem für Frankreich so verhängnißvollen Kriege errang, machte die Ueberschätzung erklärlich. Man glaubte von nun ab den Sieg wieder an die französischen Fahnen gefesselt, das Vertrauen auf die glückliche Zukunft wurde unerschütterlich. Das brachte auch, in engen Grenzen wenigstens, den Volkskrieg in Gang; denn als Prinz Friedrich Karl von Metz herbeieilte, mußte er sich vor dem Walde von Orléans den Eintritt in die für seine Armee bestimmten Quartiere schon überall erkämpfen. Niemand sprach in Frankreich von der Loirearmee, ohne sie „la belle armée de la Loire“ zu nennen. Bis zum 24. November war sie vorwärts von Orléans aufmarschirt, 5 Armeecorps stark, — das 15., 16., 17., 18., 20., mit formidabler Artillerie und zahlreicher Cavallerie. Sie

zählte nicht weniger als 180,000 Streiter mit 500 Geschützen*), gewiß ein stolzes Heer. Das 21. französische Corps sollte schon in den nächsten Tagen zu derselben stoßen und sie auf 200,000 Mann und 600 Kanonen bringen. Andere Truppen waren überall in der Bildung begriffen.

Nach jeder Niederlage konnten die Lücken in wenig Tagen wieder gefüllt werden.

Dieser ersten großen Loirearmee, welche General d'Aurelle de Paladines commandirte, sind in dem nun folgenden Zeitraum noch sehr erhebliche Verstärkungen zugeführt worden. Wenige Tage nach der Schlacht von Orléans trat die Division Camô zu ihrer Unterstützung ganz unerwartet dem Großherzoge von Mecklenburg gegenüber. Später kamen noch die Divisionen der Generale Ferri Pisani und Curten, einzelne mobile Colonnen, wie die von Vendôme, und zahlreiche bretagnische Truppen bei der Armee an. Zu diesen gehörte auch die Brigade de Lalande, welche in der Schlacht von Le Mans die wichtige Position an den Tuilirieen nach kurzem Kampfe verließ und dadurch zu General Chanzy's Niederlage beitrug. Die schon bestehenden Divisionen und Corps wurden durch Ersatzmannschaften, deren das 15. und 20. allein gegen 20,000 erhielt, wieder vollzählig gemacht. Zahlreiche Freicorps stießen gleichfalls zum Heere und dennoch wurden die Armeecorps 19, 24, 25, 26 gleichzeitig in ihrer Organisation vollendet.

Auf solche Resultate konnte Gambetta freilich stolz sein. Er hatte sich als Organisator glänzend bewährt, die Parteien in kurzer Zeit geeinigt, die Massen in Bewegung gesetzt, ihnen einen Theil vom altrepublikanischen Kriegsfeuer eingehaucht und mit mächtigem Willen alle Kräfte auf dies eine Ziel gelenkt, den Krieg bis aufs Messer. Er hatte sich keinen Augenblick gescheut, die volle Verantwortung für die unsäglichen Opfer zu übernehmen, die das Land

---

*) Nach den durch die parlamentarische Commission, welche mit der Untersuchung über die Thätigkeit der Regierung des 4. September betraut war, angestellten Ermittelungen.

brachte, für das Blut, was vergossen, für die Leiden, welche Hunderttausenden aufgelegt wurden. Unläugbar zeigt sich darin ein großer Muth, ein starker seltener Geist, und es wäre bitteres Unrecht, nur an Eitelkeit, an Prahlerei mit patriotischer Empfindung in ihm zu glauben. Kleine Eigenschaften bringen solche Resultate nicht hervor, vermögen nicht ihren Willen einem ganzen Volke einzuhauchen und auch die Widerstrebenden fortzureißen.

Ehe wir nun die Gründe untersuchen, welche trotzallebem diese gewaltige Bewegung wirkungslos an dem festen Gefüge der deutschen Armee zerschellen ließen, ist es nothwendig, einen Blick auf diejenigen Momente zu werfen, welche sie begünstigt hatten. Es läßt sich daraus leicht ermessen, in wie weit man sie als eine künstliche ansehen darf, die nicht in edlen Eigenschaften des Volkes, sondern nur in erregter Leidenschaft ihren Grund hatte, und die darum auch scheitern mußte.

---

3. Vorbedingungen.

Der Charakter der Franzosen begünstigt jeden kühnen Mann, der dies Volk für die nationale Waffenehre in die Schranken ruft. Die Vorliebe für kriegerisches Gepränge, das die Macht der großen Nation in möglichst helles Licht stellt, der Hang zu theatralischen Demonstrationen, welche die Empfindung von der Wucht und Bedeutung der nationalen Kraft in jedem Einzelnen heben, sind des Franzosen zweite Natur. Jedermann wirft sich gern in den breiten Strom hinein und ruft begeistert mit allen Andern sein „vive l'empereur“! oder auch sein „vive la république“!

In Frankreich lassen sich die Volksmassen zu jeder politischen Kundgebung leichter zusammenbringen, als in irgend einem andern Lande Europa's. Das Aufstellen eines Heeres von 5-, 6- oder 800,000 Mann in wenig Wochen erschien Jedermann als eine großartige Manifestation, durch welche die wiedererstandene Republik sich in die Reihe der Mächte ersten Ranges schnell einführen müßte. Das Imposante des Schauspiels sollte vor Allem wirken; durch ihr

Erstaunen über die ungeheure Leistungsfähigkeit des freien Frankreichs sollten die deutschen Barbaren besiegt werden, nicht eigentlich durch den Kampf. Das Truppenaufstellen wurde mehr Zweck, als die Erziehung von Streitern, welche wirklich fechten wollten. Man dachte vorerst mehr daran, mit Zahlen zu prunken, als mit Erfolgen. Jeder Franzose mochte gern an diesem kriegerischen Glanze Theil haben; seine Ehre erforderte es, wenigstens nicht daheim zu bleiben, wenn Alles marschirte. Der Franzose hat zudem unendlich viel mehr Zeit übrig, als der Deutsche. Das Rentierthum in engen Verhältnissen ist für ihn charakteristisch. Er arbeitet mit nervöser Hast, um in wenig Jahren ein kleines Kapital zu gewinnen, das ihn dann für den Rest des Lebens zwar nur kärglich, aber doch mühelos ernährt. Kaffee, Absynth und die Zeitungen machen seine Hauptbedürfnisse aus; die Politik wird sein geistiges Interesse. An allen politischen Bewegungen seines Vaterlandes betheiligt er sich, und leicht ist es, ihn hier oder dort zur Parteinahme zu bringen. Selbst der Landmann ist an sein Haus und seine Arbeit bei weitem nicht so gebunden, wie unser Bauer. Wenige Wochen Arbeit im Weinberge oder in seinen Gärten, zur Frühjahrs- und Herbstzeit genügen, um ihn das Jahr hindurch zu ernähren. Wer durch Frankreich marschirt ist, dem sind auch diese stereotypen Figuren im blauen Kittel, die kurze Thonpfeife im Munde, die Hände in den Hosentaschen, erinnerlich. Man sah sie nicht allein da zu Hunderten, wo die Neugier bei Truppen-Durchzügen die Leute auf die Straßen trieb, sondern überall, — auch dort, wo wochen- und monatelang Ruhe eintrat und der Wiederaufnahme der Arbeit Nichts im Wege stand. Ungleich weniger Fesseln als bei uns halten in Frankreich den Bürger, den Handwerker, den Landmann daheim. Deßhalb rief Gambetta nicht nur, sondern die Hunderttausende, die er begehrte, kamen auch. Die Verwaltungsmaschine, die man vom Kaiserreich geerbt, arbeitete, mit neuen Spitzen versehen, ganz vortrefflich.

Des Dictators organisatorische Erfolge wären ferner gar nicht denkbar gewesen, hätte Frankreich nicht die Herrschaft über das Meer besessen. Man wird nicht fehl greifen, wenn man behauptet, daß

seine Armeen mehr als die Hälfte ihres gesammten Kriegsmaterials vom Auslande bezogen. So leistungsfähig auch die französische Industrie sein mag, sie hätte niemals vermocht, in so kurzer Zeit die Bewaffnung und Ausrüstung für zwölf Armeecorps, die Vogesenarmee, die starken Territorialdivisionen von Havre, Nevers u. s. w., für die Läger und Garnisonen zu liefern. Die heimischen Waffenfabriken stellten ursprünglich nur 20,000 Chassepots monatlich her. Wurde ihre Productionsfähigkeit auch auf das Doppelte gesteigert, so reichte eine solche Vermehrung immer noch bei Weitem nicht aus. Der internationale Waffenmarkt mußte mit ganzen Schiffsladungen von Waffen und Munition aushelfen. Ebenso gings mit der Bekleidung, mit Geschirr und Sattelzeug für die vielen Tausend Pferde. Daß die französische Flotte im letzten Kriege keine Rolle gespielt habe, ist deßhalb ein Irrthum. Wäre Deutschland im Stande gewesen, die französischen Küsten zu blokiren, die Häfen hermetisch zu schließen, so würde diese zweite Kriegsepoche eine Unmöglichkeit gewesen sein. Das Meer erhielt ferner die Verbindung zwischen den einzelnen Landestheilen offen und erlaubte es, Streitkräfte zu versammeln, wo Gefahr im Verzuge war, oder wo ein Unternehmen ausgeführt werden sollte. Die Bedeutung dieser Umstände kann nicht hoch genug veranschlagt werden.

Dann ist von französischer Seite stets behauptet worden, es habe sich die Armee gewissermaßen unter dem Feuer des Gegners formirt; Herr von Freycinet legt in seinem bekannten Buche über den Krieg in den Provinzen auf diese Anschauung zu wiederholten Malen besonderen Werth. Dennoch ist sie irrig. Frankreich befand sich sogar in der überaus günstigen Lage, seine Rüstungen zum Rachekriege in verhältnißmäßig großer Ruhe und Sicherheit auszuführen. Trotz aller Siege vermochte Deutschland doch bei Weitem Frankreich nicht so durch seine Heere zu überschwemmen, wie es im Jahre 1806 Napoleon in Preußen that. Eine erhebliche Anzahl größerer oder kleinerer Festungen und die beiden riesigen Waffenplätze Metz und Paris hielten die deutsche Hauptmacht fest. Die *eine* große Armee der Deutschen mußte Bazaine einschließen, die andere die Hauptstadt im Zaume halten, in der sich gleichfalls

eine neue feindliche Feldarmee bildete. Es fehlte an einer dritten starken Heeresgruppe, welche gegen die Provinzen verwandt werden konnte. Im Osten sicherte freilich General Werder die Verbindungen der beiden Belagerungsheere mit der Heimath, allein auch dort war ein Ueberschuß an Kräften auf deutscher Seite nicht verfügbar, den man hätte gegen die Rüststätten und Sammelplätze der Republik verwenden können.

Wohl rückte auf der anderen Seite im Westen General von der Tann zur Loire ab und schlug den ersten Kern der Loirearmee, den der greise Lamotterouge heranführte, vor Orléans aufs Haupt, dennoch gewann auch diese Maßregel schnell einen vorherrschend defensiven Charakter. Die dem General v. d. Tann gegebenen höheren Weisungen richteten sein Augenmerk wohl auf die Fortsetzung des Feldzuges nach Bourges und gar nach Chateauroux, wo die wichtigen Militairetablissements, Geschützgießereien, Fahrzeug- und Patronenfabriken lagen. Auch gegen Tours sollte er demonstriren, um dort die Regierung für ihre Sicherheit besorgt zu machen. Allein diese Züge konnten ihm nicht bestimmt anbefohlen werden, da sich von fern her alle bedingenden Umstände nur wenig überblicken ließen; die Ausführung wurde vielmehr seinem Ermessen anheimgestellt. Als selbständiger verantwortlicher Feldherr entschied er sich aber aus sehr guten Gründen dafür, auf so weitaussehende Unternehmungen zu verzichten. Nach harten Kämpfen war er am 12. October mit nur noch 19,000 Bajonetten in die Stadt der Jeanne d'Arc eingerückt. Einen Theil dieser Truppenmacht hätte er bei Fortsetzung der Operationen nothwendigerweise zurücklassen müssen, um sich den Besitz des großen volkreichen Platzes mit seinen Loire-Brücken zu sichern. Mit dem Rest, vielleicht mit 15,000 Gewehren, sich aber fünf, sechs und mehr Tagemärsche durch ein vielfach bedecktes, durchschnittenes, von Freischärlern und Heertrümmern erfülltes Land hindurchzuarbeiten, um dann die wohl verschanzten Rüstplätze des Gegners anzugreifen, wäre ein verzweifeltes Unternehmen gewesen.

General v. d. Tann, der die Wahl hatte, blieb deshalb in

Orléans stehn. Ein Theil seiner kleinen Armee rückte obenein nach Chartres ab*).

Wie wenig zahlreich die an der Loire erschienenen Deutschen seien, wußte man in Tours sehr bald. Die Aufstellung der neugebildeten Armeecorps konnte daher in Ruhe vor sich gehen, wenn man den Feind nur durch einen schwachen Schirm von Truppen umgab, welcher hinreichte, dessen Reiter- und Recognoscirungsabtheilungen aufzuhalten. Hierzu fehlte es durchaus nicht an Streitkräften.

Ganz anders hätten sich die Dinge gestaltet, wäre das Loos der in Metz eingeschlossenen Armee schon zu Beginn des October entschieden gewesen. Die Behauptung Gambetta's, Frankreichs Schicksal würde ein glückliches geworden sein, wenn Bazaine nur mit 50,000 Mann die Einschließungslinie durchbrochen, und so dem Lande gediente Mannschaften und Officiere zugeführt hätte, um sie als Instructeure und Führer der Armee der Republik zu verwenden, ist durchaus nicht zutreffend. Wollte der Marschall 50,000 Mann durch die verschanzten Linien des Prinzen Friedrich Karl hindurchführen, so mußte er seine ganze Armee zu einem verzweifelten Schlage einsetzen. Die Bewaffnung und die Disciplin der preußischen Truppen hätten sich, wie immer, in der vorbereiteten Vertheidigung besonders furchtbar gemacht. Große Opfer wären auf französischer Seite nothwendig gewesen. Die nach diesem Kampfe in die Festung zurückgetriebenen Reste der Armee würden für spätere Zeit nicht mehr schlagfertig geblieben sein. Sie hätte man nicht mit acht**), sondern mit drei, höchstens mit vier deutschen Corps eingeschlossen, den Rest jedoch mit der gesammten Cavallerie ungesäumt zur Verfolgung der entkommenen Heerestheile aufbrechen lassen. Diesen würde es an kräftigen Pferden der Cavallerie, Artillerie und an allen Trains gefehlt haben. Selbst wenn es ihnen

---

*) Die 22. Infanterie- und die 4. Cavallerie-Division unter General von Wittich.

**) Das 1., 2., 3., 7., 8., 9., 10 Armeecorps und die starke Reserve-Division des General v. Kummer nebst 2 Cavallerie-Divisionen standen unter Prinz Friedrich Karl vor Metz.

noch gelang, die günstigste Richtung nach Süden einzuschlagen, so wären sie doch, von deutschen Reitern auf allen Seiten umschwärmt, von überlegenen Verfolgern unablässig angegriffen, kaum anders als in versprengten schwachen Abtheilungen nach Südfrankreich gelangt. Auch solche versprengten Truppen hätte man freilich für die neuen Organisationen nutzbar machen können. Aber hinter den Verfolgten her kamen dann unmittelbar die vor Metz frei gewordenen Verfolger und der Krieg würde auf dem Boden, auf dem sich später die große Loirearmee bildete und von dem man ihn fern halten mußte, um vier Wochen früher entbrannt sein, d. h. es wäre nie zur Bildung dieser Armee gekommen.

Gerade dadurch, daß Bazaine mit seiner ganzen Armee in Metz blieb und damit auch die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl festhielt, hat er Gambetta's organisatorischer Thätigkeit, hat er der Neubildung von Heeren in Mittel- und Südfrankreich am meisten Vorschub geleistet. Vielleicht verdankt der Dictator Niemandem so viel, als dem Manne, den er so unerbittlich verfolgt und geschmäht hat.

Es ist auch nicht zu vergessen, daß Gambetta und seinen Genossen die Mittel eines überaus reichen Landes von alter Cultur und einem unerschöpflichen Capitalsbesitz zur Verfügung standen. Welche Hilfsquellen, welchen großartigen Credit Frankreich aufweisen kann, hat die Zahlung der Kriegs-Milliarden genugsam erwiesen. Nur solch' ein Land vermag Armeen in der Weise hervorzuzaubern, wie es hier geschah.

In Deutschland wären viele von den Maßnahmen, die der Dictator traf, ganz unmöglich gewesen. Man denke nur an die Aufstellung der Departementsbatterien. Nachdem der Krieg Monate lang gedauert hatte, Handel und Verkehr schon geraume Zeit darnieder lagen, die empfindlichsten Opfer für die nach dem Sturze des Kaiserreichs begonnenen Neubewaffnungen gebracht worden waren, befahl er, daß die Departements für je 100,000 ihrer Einwohner eine complette Batterie mit allem Material und Personal aufzustellen und zu unterhalten hätten, für je drei Batterien noch daneben den Stab einer Artillerie-Abtheilung. Und auch dies Dekret

blieb nicht eine leere Prahlerei, sondern durch dasselbe wurden bis zum Waffenstillstande 98 Batterien geschaffen.

Auch in dieser Beziehung trat Gambetta eine sehr glückliche Erbschaft an. Niemals war der Wohlstand Frankreichs mehr entwickelt, niemals hatte sein Handel, seine Industrie einen höheren Aufschwung genommen, als unter dem zweiten Kaiserreiche. Die Mittel, welche das Land unter Napoleon's III. Scepter aufgespeichert, wurde jetzt flüssig, um den Ruhm seiner Gegner zu erhöhen. Auch das ist nicht zu übersehn.

So hat den neuen Carnot mancher Umstand begünstigt. Die gerechte Beurtheilung muß dies in Anschlag bringen, ohne daß es darum nöthig ist, seinen Thaten die Großartigkeit abzusprechen. Auch mit solchen Werkzeugen in der Hand konnte allein ein starker Geist, ein Wille, wie ihn geschichtliche Epochen nur einmal gebären, Aehnliches leisten.

Die Grundirrthümer, welche die Anstrengungen Gambetta's nun trotz Allem dennoch scheitern ließen, beruhen hauptsächlich in der Unterschätzung des Gegners, in der Ueberschätzung dieser eigenen so schnell zusammengebrachten Kriegsmittel, also in ächt nationalen Fehlern der Franzosen.

Gambetta und seinen Rathgebern schwebte, wie schon gesagt, das Beispiel Nordamerika's vor. Die Einrichtung einer Auxiliar-Armee, der stehenden Läger, die Massen-Organisation, Alles das ist getreue Copie jenes Musters. De Freycinet spricht es wiederholt in ganz directer Weise aus, daß er sich die Kriegführung der Nordstaaten zum Vorbilde genommen habe:

„Findet man, daß unsere Auxiliararmee, trotz der ungeheuren Dienste, welche sie geleistet, doch nicht dieselbe erstaunliche Wirkung gethan hat, wie die der Vereinigten Staaten, so erinnere man sich daran, daß der Krieg in Amerika mehrere Jahre gedauert hat, in Frankreich nur vier Monate. Erst nachdem sie während dreier Jahre durch die reguläre Organisation des Südens geschlagen worden waren, haben die improvisirten Generale des Nordens, die Meade, Grant, die Sheridan und Sherman ihrerseits zu siegen gelernt, und so die lange Geduld ihrer Mitbürger belohnt. Frankreich aber

hat — mehr gedrängt — seiner Auxiliararmee nur vier Monate Zeit gegeben, es zu retten."

Der Dictator und sein Delegirter dachten, das französische Volk gleichfalls durch Niederlagen zum Siege zu erziehen. Sie vergaßen, daß die Verhältnisse hier vollständig andere waren. Ein unermeßliches Gebiet stand den Nordamerikanern zu Gebote. Was eine siegreiche Armee davon besetzen konnte, blieb immer nur ein ganz geringer Theil. Wurden die Armeen allzustark, so konnte man sie in dem dünn bevölkerten Lande nicht ernähren. Es folgte ferner dort nicht Schlag auf Schlag; es reihte sich nicht eine Operation, eine strategische Combination an die andere; der Kampf schritt langsam mit großen Unterbrechungen fort. Die Schlachten lagen um viele Monate auseinander. Inzwischen stand man sich in verschanzten Positionen beobachtend gegenüber, der eine Theil suchte den andern aus der Sicherheit herauszulocken, und jeder strebte danach, durch weitausschauende Bewegungen auf des Gegners rückwärtige Verbindungen zu drücken. Von den wenigen Eisenbahnlinien und großen Straßen hing Alles ab, die Heeresmassen waren an diese gebunden. Schnelle Märsche starker Corps oder Armeen in die Flanken und den Rücken des Gegners, das Manövriren war unmöglich, träge wie nasses Pulver brannte der Krieg fort. Die Strategie der amerikanischen Generale, die sich aber nicht von willkürlichem Entschlusse, sondern aus innerer Nothwendigkeit nach der Natur des Landes und der Truppen formte, lieferte Bilder, welche in großem Maßstabe denen aus dem dreißigjährigen oder aus einzelnen Epochen des siebenjährigen Krieges gleichen.

Freilich nahm auch in Frankreich der Krieg in der zweiten Hälfte seiner Dauer einen schwerfälligeren Gang an, allein ihn mit amerikanischen Verhältnissen zu vergleichen, diese auf die Gegenwart anwenden zu wollen, war doch ein arger Mißgriff. Frankreich ist überall so dicht bevölkert, daß Armeen, wie die deutschen, die gegen Gambetta's Legionen kämpften, aller Orten die Mittel zu ihrer Subsistenz fanden. Ein günstiges Straßennetz breitet sich über das ganze Land aus. Konnten auch der Invasion durch Zerstörung von Chausseen und Brücken mancherlei Unbequemlichkeiten

bereitet werden, so war es doch unmöglich, sie damit ganz aufzuhalten. Dem eignen Willen gehorchend, bewegten sich die deutschen Colonnen nach jeder beliebigen Richtung hin. Die systematische Vernichtung aller Mittel für die Ernährung und aller Wohnstätten, eine Maßregel, von der man in Tours geträumt hat, war ein Unding. Ein Land von solcher Wohlhabenheit und Cultur wird man zu so verzweifelten Schritten nur bringen, wenn ein grausamer übermüthiger Feind durch lang andauerden Druck die Bewohner zu Grunde richtet und sie auch ohne ihr eigenes Zuthun an den Rand des Verderbens führt.

Dann mißkannte Gambetta das Wesen der deutschen Armee vollkommen. Er gab ihr, durch die Ereignisse belehrt, nur ihre überlegene Organisation zu — niemals ihren höheren moralischen Werth. Welcher Franzose könnte wohl dem deutschen Soldaten bedeutendere militairische Eigenschaften einräumen, als den Söhnen der großen Nation. Zu einem solchen Grade von Selbsterkenntniß vermochten auch der junge Dictator und Freycinet sich nicht emporzuschwingen. Sie sahen nur die trefflich disciplinirte und geschickt gehandhabte Heeresmaschine sich gegenüber; an das tiefgewurzelte, sittlich begründete Pflichtgefühl des deutschen Soldaten, das auch unter den schwierigsten Verhältnissen zu siegen weiß, glaubten sie nicht. Sie hofften, daß, wenn diese erste in Frankreich eingebrochene Armee, welche sie für ein rein künstliches Produkt langjähriger Arbeit hielten, sich erschöpft haben würde, nichts weiter dahinter stehe, um den Kampf fortzusetzen. Daß das deutsche Heer, welches an der Loire focht, die an Zahl weit überlegenen Armeen der Republik auch dann noch vor sich hertreiben würde, wenn seine Cadres auf ein Minimum geschmolzen seien, die Offiziere schon zur Hälfte todt oder verwundet auf den Schlachtfeldern ruhten, oder krank die Regimenter verlassen hatten, — wenn, wie es in den Dezembertagen von Beaugency und Vendôme geschah, ein Theil der Infanterie sich baarfuß, in zerrissener Kleidung über die Schneefelder und durch die Winterstürme vorwärts arbeitete, es an Verpflegung mangelte, die Munition gespart werden mußte; daß

es auch dann noch zu siegen wisse, — das war eine ganz unerwartete Erscheinung.

Wie Gambetta den Gegner unterschätzte, so überschätzte er die eigene Kraft und den moralischen Werth seiner schnell zusammengebrachten Schaaren. Er glaubte, oder gab vor, daran zu glauben, daß dieselben, durch sein patriotisches Pathos zur Begeisterung für die Republik und das Vaterland entflammt, thatsächlich feldtüchtige Heere bildeten, welche durch Muth, Aufopferung und Intelligenz den freilich kriegserfahrenen Söldlingen der Invasion bald überlegen sein würden. In jedem Franzosen sah er einen Helden voll Hingebung und glühendem Nationalgefühl, voll Tapferkeit und Pflichttreue. Es schien ihm genug, die Massen zu rufen und auszurüsten, um wirkliche Soldaten zu haben. Alle seine Generale klagten, daß er ihnen bewaffnete Bauern und Arbeiter zu vielen Tausenden gebe, aber verlange, daß sie mit diesen dasselbe leisteten, wie mit einer im langen Frieden sorgfältig ausgebildeten Armee.

Wenn man den Feind mit Ziffern aus dem Felde schlagen könnte, wäre Gambetta gar schnell Sieger gewesen. An Zahl waren seine Armeen wahrhaft ungeheuer. Durch die Zahl aber kann man den inneren Halt nur in gewissem Maße ersetzen. Große Armeen von lockerem Gefüge gehen leicht an der eigenen Unbehülflichkeit, an der Schwierigkeit zu Grunde, sich zu ernähren und zu bewegen. Die Marschfähigkeit solcher Truppen kann nur eine sehr geringe sein; sie werden stets lange an einer Stelle bleiben, bei allen Bewegungen nur mühsam vom Fleck kommen und damit die Verpflegung immer ernstlicher erschweren. Das Amt des Intendanten gewinnt unter solchen Umständen mehr Wichtigkeit, als ihm schon im Allgemeinen zukommt. Seine Bedenken werden jeden Entschluß des Feldherrn hemmen, der entstehende Mangel wird die Bewegungen nach wenig Tagen immer wieder aufhalten. Die Verluste durch die Märsche müssen sich gleichfalls unverhältnißmäßig groß gestalten.

Mit solchen Truppen ist wohl eine hartnäckige Vertheidigung des heimischen Bodens möglich, ein Fechten von Position zu Position, wie es später General Chanzy mit der II. Loirearmee versuchte, nicht schnelle und entscheidende Angriffszüge, wie Gambetta sie von seinen Generalen erheischte. Daß er diese forderte, war ein gänzliches Mißkennen der thatsächlichen Verhältnisse. Freilich trieb ihn auch politische Nothwendigkeit zum Handeln. Hatte er einmal so bedeutende Massen von Truppen mit ungeheuren Opfern aufgestellt, um das Land damit zu blenden, so verlangte dieses nun seinerseits, daß mit den großen Armeen etwas geschähe, daß die dargebrachten Opfer ihre Zinsen trügen.

So trieb ein unwiderstehliches Verhängniß den Dictator und seine Rathgeber vorwärts und sie mußten es bald erkennen, daß sie von den Gewalten, die sie selbst geschaffen, geschoben würden, statt zu schieben.

Vortheilhafter wäre es ohne Zweifel gewesen, die Organisationen in engeren Grenzen, dafür aber um so gründlicher zu betreiben, auf den Effect der übergroßen Zahlen zu verzichten und tüchtige Truppen zu schaffen.

Die Leistungen der ersten Loirearmee waren, auch rein tactisch genommen, sehr gering, sie hätte sonst, wie die Verhältnisse einmal lagen, siegen *müssen*.

Ganz Frankreich war stolz auf die 200,000 Mann, welche die Republik wie durch einen Zauberschlag an der Loire ins Feld gerufen hatte. Man übertrieb die Zahlen noch allgemein. Als Prinz Friedrich Karl von Metz her gegen Orléans heranmarschirte, kamen ihm, aus Bemerkungen angesehener Leute entnommen, Nachrichten zu, daß die Loirearmee nicht nur 200,000, sondern sogar 300,000 Mann stark sei. Mit Geringschätzung blickte man auf die schwachen Colonnen der II. Armee herab, die bei dem weiten Wege durch das Land genau abzuschätzen waren. Man hielt sie dem sicheren Untergange für geweiht; man glaubte, daß sie vor den wuchtigen Stößen der republikanischen Phalangen wie die Spreu vor dem Winde auseinanderstieben würden. Bauern und Bürger

griffen zu den Waffen und setzten sich in ihren Wohnstätten zur Wehr, so groß war das Vertrauen auf den Sieg.

Allein die Hunderttausende waren wohl gekommen, weil sie gegen den Götzen der nationalen Waffenehre keinen Widerspruch wagten. Sie waren auch herbeigelaufen, um die große Armee noch größer zu machen und dadurch schon zu Frankreichs Rettung beizutragen. Mit der wirklichen Kampflust sah's ganz anders aus. Es wäre freilich sehr ungerecht, diese durchweg zu läugnen. So lange der auf dem Gefechtsfelde von Coulmiers wiedergewonnene Glaube daran, daß das Glück sich von Neuem zu Frankreichs Fahne gewendet habe, nicht erschüttert war, zeigte die Loirearmee eine gute Haltung. In einzelnen Fällen, wie bei Beaune la Rolande, kämpfte sie sogar mit einer Art von wilder Begeisterung, welche an die Blüthezeit der ersten Revolution erinnert. Als aber die Illusion schwand, der Sieg sich nicht durch die Zahl allein an das französische Schwert ketten lassen wollte, da sanken auch den Vaterlandsvertheidigern die Flügel und die künstlich angefachten Flammen erloschen bald zu einem Meer von Asche. Bei jeder Berührung fielen dem schwachen deutschen Heere die Gefangenen schaarenweise in die Hände, ganze Truppentheile, die sehr wohl noch gefechtsfähig waren, streckten willig die Waffen, nur um den Strapazen und den Gefahren des Kriegslebens zu entgehen.

Es ist vorgekommen, daß ein mit schwacher Begleitung seines Weges ziehender deutscher Reiteroffizier französischen noch bewaffneten Nachzüglern, denen er begegnete, anbefahl, sich im nächsten Cantonnement als Kriegsgefangene zu melden, daß er ihnen einen Zettel als Legitimation mitgab und daß seine Anordnungen pünktlich befolgt wurden*). Einzelne Infanteristen transportirten 15 bis 20 Kriegsgefangene meilenweit, ohne daß sie entwischten.

Und dennoch war französischerseits kein Mittel unversucht geblieben, in den neuen Regimentern eine strenge Zucht herzustellen und durch den Schrecken vor dem blutigen Kriegsgesetze den Mangel an ächter Hingebung, Vaterlandsliebe und Pflichteifer zu ersetzen.

---

*) Siehe: „Gefechte und Züge des IX. Armeecorps im Feldzuge 1870—71." Flensburg 1872.

Gambetta's und de Freycinet's Erlasse fordern einmal über das andere Kriegsgerichte innerhalb der Divisionen und schnelle Aburtheilung aller Widerspenstigen. Im Gegensatz zu der ersten Republik, welche die Führer der Heere mit dem Richtbeil für ihre Niederlagen verantwortlich machte, schreckte die Republik von 1870 die Massen. Ein ziemlich düsteres Bild entrollt sich hier dem Blicke. Das Befehlsbuch einer der Divisionen des 17. französischen Corps, das mit vielen anderen Papieren in deutsche Hände fiel, zählt allein in der kurzen Zeit vom 19. bis zum 30. November sechs standrechtliche Exekutionen, die innerhalb des Armeecorps vorfielen. Am 17. November haben zwei Soldaten des 41. Marschregiments marodirt, am 18. verurtheilt man sie, am 19. früh sind sie erschossen. Damit ist der Reigen eröffnet. Verweigerung des Gehorsams, Desertion, Marodiren sind die Vergehen, die das Kriegsgericht pünktlich mit dem Tode ahndet. Oft scheint man sehr kurzen Prozeß mit den Verurtheilten gemacht zu haben, denn der Bischof von Orléans wendete sich in jenen Tagen mit der Bitte an die Armeebefehlshaber, man möge den Unglücklichen wenigstens Zeit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten lassen. Seinem commandirenden General meldet der Commandeur jener oben bezeichneten Division am 18. November lakonisch: „Ich habe soeben das ständige Kriegsgericht gebildet. Einige Beispiele werden diese Leute auf den Weg des militairischen Gehorsams zurückführen.“ Die Anwendung solcher Mittel aber erschien nur als die nothwendige Folge der Ueberstürzung, mit welcher man alle irgend waffenfähigen Männer in die Armee gesteckt hatte. Als Beispiel dafür, wie es in einzelnen Truppentheilen aussah, sei hier ein schriftlicher französischer Bericht angeführt, der Mitte December den Siegern in die Hände fiel. Er ist von einem Jägerbataillonscommandeur an seinen Divisionsgeneral gerichtet.

„Mein General, in dem Augenblicke, wo eine Action mit dem Feinde unmittelbar bevorsteht, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen von der schlechten Zusammensetzung des von mir commandirten Bataillons, sowie von den Befürchtungen Rechenschaft abzulegen, welche eine solche Lage hervorruft.“

. . . .

„Die Elemente, welche die Cadres des Bataillons ausmachen, sind fast durchweg engagirte Volontairs, die, vom Hunger getrieben, in den Dienst getreten sind und deren frühere Existenz sehr problematischer Natur ist. Sie gehören zum großen Theil dieser Klasse von Elenden an, welche von den großen Centren der Bevölkerung, besonders von Paris, als unnütze Esser ausgewiesen worden sind. Sie sind auch von einem sehr schlechten Geiste beseelt. Sie respectiren die Disciplin wenig oder garnicht, und flößen allen denjenigen, welche ihnen nahe kommen, nur ein Gefühl von Mißtrauen ein, das durch ihre Handlungen gerechtfertigt wird."

Dasselbe Bataillon wurde übrigens von General Chanzy im Gegensatze zu anderen Truppentheilen während der Tage von Beaugency über seine Haltung im Gefecht belobt, es ist also sicherlich nicht das schlechteste der Armee gewesen.

Bei solchen Zuständen bleibt freilich die Abschreckungstheorie, bleiben zahlreiche standrechtliche Erschießungen das einzige Mittel, die Massen zusammen und in Respect zu halten. Die deutsche Armee hat während der ganzen Dauer des Krieges solche traurigen Fälle garnicht, oder deren nur einen bis zwei erlebt. —

Die in Frankreich mit so viel Pomp in Scene gesetzte Bewegung für die nationale Vertheidigung war, das ermißt man aus alledem, nicht allein durch wirkliche Begeisterung, nicht durch innere Nothwendigkeit und die Einsicht jedes Einzelnen im Volke entstanden, daß nur im Widerstande bis auf's Messer das Heil zu suchen sei, wie die Erhebung Norddeutschlands von 1813, sondern sie verdankte ihren Umfang zum guten Theil der künstlichen Wiederbelebung der republikanischen Tradition. Sie hatte ihren Ursprung in dem zur Ueberreizung gesteigerten nationalen Ehrgeiz und wurde nur in Fluß erhalten durch die gewaltige Hand eines einzigen gefürchteten Mannes, der augenblicklich, von einem kleinen Kreise entschlossener Naturen umgeben, das Volk zu seinem Willen zwang.

---

4. Die Gegner und das Vorspiel.

Die deutschen Heere, welche gegen die Loire heranrückten, waren schon über viele Schlachtfelder gezogen, auf denen sie überall brave Offiziere und Soldaten verloren. Es ist natürlich, daß der Tod seine reichste Ernte unter den Besten hält; denn die tapfersten Männer gehen voran; sie rafft die Kugelsaat am ehesten dahin.

Niemand wird zögern, den Gefallenen dies ehrende Zeugniß auszustellen und anzuerkennen, daß der Werth eines Heeres von Schlacht zu Schlacht im Sinken ist.

Auch standen alle deutschen Truppen schon monatelang im Felde; sie hatten Strapazen und Entbehrungen aller Art ertragen, auf anstrengenden Märschen und in nassen Bivouaksnächten Vieles durchgemacht, was die Kriegslust zu dämpfen geeignet ist. Der Wirkung dieser Umstände aber entziehen sich nur bevorzugte Charaktere, nicht die Masse der Menschen.

Wer den Krieg nicht kennt, verschließt diesem Umstande gern die Augen und sieht im Geiste die „Veteranen" mit immer höher sich steigerndem Muthe von einer Wahlstatt auf die andere schreiten, sieht ihre Todesverachtung wie ihre Erfahrung täglich wachsen, sieht sie mit immer leichterer Mühe einen Lorbeer nach dem anderen um die Schläfe flechten. Allein es ist unmöglich, monatelang hindurch mit stets gleicher Hingebung Held zu bleiben, wenn man fast täglich kämpfen muß, wenn die Gefahr sich immer erneut, wenn man die Tage über im Straßenkoth einherwandert und die Nächte auf nassen Bivouaksplätzen zubringt.

Wohl geht der Jüngling mit vollem Thatendurste in den ersten Kampf. Noch liegt das Kriegsleben vor ihm wie ein unbekanntes Reich, für ihn vom Kranze der Romantik umschlungen. Es birgt die Gefahren und Abenteuer, nach denen er sich sehnt. Anders wird es, wenn erst zwei, drei, ja zehn und zwölf Schlachten und Gefechte hinter ihm liegen, wenn er den ersehnten Schatz von Erlebnissen eingeheimst, Ruhm, Ehre und das Gefühl geerndtet hat, in heißer Stunde, in der Todesgefahr seine Pflicht gethan und

Etwas für sein ganzes Dasein erworben zu haben. Unwillkürlich regt sich da in der Brust der Wunsch, daß nun Allem ein glückliches Ende gemacht werde und er jene Errungenschaften ungefährdet in die Heimath zurückbringen könne. Der Krieg und das Kriegsleben sind kein Zustand, welcher dem deutschen Wesen besonders sympathisch ist. Der Deutsche hing bisher an seiner Pflicht, wie kein Mann einer anderen Nation, nicht aber am unstäten Feldleben. Diejenigen sind eine Ausnahme, die den Krieg thatsächlich und aus innerer Neigung für ihr „Metier" erklären. Das Wort „kriegsmüde" ist auf die Dauer ein gefährlicher Feind der Erfolge, der in der Erziehung der Offiziere und Soldaten nicht genug bekämpft werden kann. Selbst die Empfindung für den Erfolg stumpft sich mit der Zeit ab. Das Wort „sich zu Tode siegen" klingt sehr paradox, enthält aber eine tiefe Wahrheit. Auch die Generale haben zu Ende eines Feldzuges ein Kapital an wohlerworbenem Kriegsruhm zu bewahren. Es ist natürlich, wenn sie weniger waghalsig und kühn auftreten, als damals, wo ihr Arm sich nach dem ersten Lorbeer reckte.

Wahrlich es ist nicht gering gewesen, was die Truppen überstanden, welche Prinz Friedrich Karl später der Loirearmee bei Orleans entgegenführte. Sie hatten einen vollen blutigen Feldzug hinter sich gegen einen Feind, welchen vor dem Kriege fast die ganze Welt Deutschland überlegen glaubte. Minderte sich in ihnen die Kampfbegierde und frische Thatkraft, da sie nun auf einen neuen Feind stießen und unmittelbar nach dem ersten Kriege gleichsam einen zweiten begannen, so ist das leicht erklärlich.

Es ist schon gesagt worden, wie richtig der französische Dictator diesen einen Punkt beurtheilte und wie er darauf seine Rechnung machte. Dennoch beging er einen verhängnißvollen Irrthum in seinem System der Kriegsführung.

Was solchen schon in ihren Kräften angegriffenen Armeen am meisten verderblich wird, ist der Volks-, der Guerillakrieg. In einzelnen entscheidenden Schlägen macht sich der Muth, das Vertrauen und auch die Ordnung noch immer geltend. Schlimmer ist das ununterbrochene, täglich sich wiederholende Gefecht, der immerwährende Bereitschaftszustand inmitten eines kühnen und zahlreichen

Volkes, das wie ein Mann zu den Waffen greift. Mit dem weiteren Eindringen der Invasionsarmee werden alle Cadres schwächer, der Troß aber schwerfälliger, die jungen Ersatzrekruten sind weniger selbstständig und es fehlt auch an der hinreichenden Zahl von Subalternoffizieren für die untere Führung. Das Alles begünstigt unternehmende Freischaaren des Feindes.

Gambetta indessen wollte den großen Krieg. Glänzend, imposant wie die numerische Stärke seiner Heere sollten auch deren Kriegsthaten sein, um ihn vor dem Lande zu rechtfertigen. Erst ganz am Ende des Krieges wollte er in richtigere Bahnen einlenken. Viele seiner Aeußerungen bewiesen dies.

Freilich versuchte er auch zu Beginn schon, den Volkskrieg zu entflammen, indessen das gelang nur auf kleineren Gebieten und in geringem Maße. Wo nicht die Verzweiflung wirkt, ist's auch thatsächlich schwierig, diese Kampfweise anzufachen; ausgezeichnete kriegerische Eigenschaften des Volkes und besondere Vorbedingungen der Cultur gehören dazu.

Schon diejenigen Anordnungen, welche den General de la Motterouge im October seiner Niederlage vor Orléans aussetzten, waren ein Fehler. Die Territorialtruppen von Orléans drängten zu Beginn des Monats die deutsche Cavallerie, welche von Paris aus zur Beobachtung der Loire vorgeschickt worden war, über Pithiviers und Toury zurück. Sofort hielt man in Tours einen größeren Erfolg für bevorstehend und sandte in Hast das 15. Armeecorps, das eben mit genauer Noth seine Zusammenstellung vollendet hatte, von Nevers, Bourges, Vierzon auf Gien und Orléans vor. General de la Motterouge, der frühere Commandant der Pariser Nationalgarde, traf selbst erst am 6. October Abends in Orléans ein, wurde am 8. wieder zu einem Kriegsrath nach Tours berufen, kehrte von dort am 9. abermals nach Orléans zurück und erfuhr, daß General v. d. Tann bereits im Anmarsche sei, während seine eigenen Truppen sich in Eile versammelten. Er verfügte am 10. und 11. October nur über einen Theil, nicht über sein ganzes Corps.

Zwar leistete er einen hartnäckigen und blutigen Widerstand, allein seine Niederlage wurde dennoch unter solchen Umständen un-

vermeidlich, sie zerstörte das erste mühsam und aus den besten verfügbaren Truppen gebildete Corps und hielt die Organisation der Loirearmee erheblich auf.

Dies Ereigniß steht mit Gambetta's Thätigkeit noch in keiner Verbindung. Das erste, was der neue Kriegsminister that, war vielmehr die Beseitigung de la Motterouge's, der unter schwierigen Verhältnissen seine Schuldigkeit in vollem Maße gethan.

„J'ai été destitué brutalement par M. Gambetta, qui était tombé de ballon, ministre de la guerre.“ Mit diesen Worten berichtet der General, der über seine Absetzung niemals eine Aufklärung erhielt, selbst über jenen Vorfall.

Weit über die Loire hinweg hätte General v. d. Tann mit seinen geringen Streitmitteln aus strategischen Gründen nicht vordringen können, auch wenn man ihm taktisch nur die schon bereiten Mobilgarden und irregulären Formationen unter energischen Führern entgegenstellte, die regulären Truppen aber vorläufig zurückhielt und für die endgültige Entscheidung sparte.

Es folgte nun der Zug des General d'Aurelle de Paladines gegen Orléans, der einen Monat später stattfand. Gambetta's Feldherrnthätigkeit beginnt damit; denn der Kriegsminister fungirte schon aus eigener Machtvollkommenheit auch als strategischer Leiter seiner Heere.

Eine äußerst ungünstige Bedingung trat ihm dabei von Hause aus in den Weg. Das war die Nothwendigkeit, Paris zu befreien, die aus politischen und militärischen Gründen sich geltend machte, und die Ungewißheit, wie lange diese Stadt widerstehen könne. Die Ansichten hierüber schwankten in den maßgebenden französischen Kreisen fast ebenso, wie im gegnerischen Feldlager. Die Dauer des Widerstandes ging schließlich über die äußersten Erwartungen beider kriegführenden Parteien hinaus. Gambetta war aus Paris abgereist, ohne über diesen Punkt einen bestimmten Anhalt gewonnen zu haben, ohne von dem Pariser Kriegsminister oder dem General Trochu eine einigermaßen sichere Notiz zu erhalten. Die

kühnsten Hoffnungen gingen auf sechzig Tage, also bis zum 20. November. Im November änderte sich die Meinung, Pariser Mittheilungen setzten das Ziel der Vertheidigung auf den 15. oder 20. December; später wurden die Annahmen ganz unsicher.

Bei solchen Verhältnissen erforderte es die Lage des Landes, zu entscheiden, ob die Rettung der Hauptstadt, oder die militärische Organisation der Provinzen der erste Zweck sein sollte. Vortheilhafter für Frankreich wäre es gewesen, zunächst in Muße die Rüstungen zu vollenden, und dann zur Eröffnung der entscheidenden Operationen zu schreiten. Allein die politische Stellung der improvisirten Nationalregierung erheischte es wieder, schnell etwas für die Hauptstadt zu thun. Der Dictator trachtete sehnsüchtig danach, sein Ansehen durch Waffenerfolge zu befestigen. Das gab seinem Verfahren etwas Schwankendes. Seine organisatorischen Pläne verlangten Zeit, seine strategischen die Ueberstürzung.

General d'Aurelle, der am 12. October an de la Motterouge's Stelle getreten war, erhielt schon zwei Tage darauf den Oberbefehl über die aus dem 15. und 16. Armeecorps gebildete Loirearmee! Allein dieser Armee fehlte noch viel, zumal dem 16. Armeecorps, das nach einer Meldung seines commandirenden Generals Pourcet am 18. October erst 15,000 Mann Infanterie, 2800 Reiter und 42 Kanonen beisammen hatte, während es 35,000 Mann und gegen 100 Geschütze zählen sollte. „Unglücklicherweise, schreibt General Pourcet an d'Aurelle, besitzen auch viele von diesen Truppen noch nicht, was ihnen Noth thut, und ich habe dem Minister von all' ihren Bedürfnissen Rechenschaft abgelegt, ohne daß denselben irgendwie genug geschehen ist. Es fehlen die Regimentsfuhrwerke, die Ambulancen und zumal habe ich — was am schwersten wiegt — absolut keine Reserve an Infanterie-Kartouchen, sei es für das Chassepotgewehr, sei es für das Percussionsgewehr, und man antwortet mir nicht einmal auf meine wiederholt in dieser Hinsicht gemachten Anfragen."

Diese neuen Truppen standen zwischen der Loire oberhalb Blois und dem später aus den Kämpfen bei Beaugency so bekannt gewordenen Walde von Marchenoir. General d'Aurelle hatte die 2.

und 3. Infanterie-Division, die Cavallerie-Division und Artillerie-Reserve des 15. Armeecorps im Lager von Salbris in der Sologne vereinigt, während die an Zahl einem ganzen Armeecorps gleichkommende 1. Division dieses Corps bei Argent stand.

Zeit und rege Thätigkeit in der Vervollkommnung dieser Streitkräfte waren vor allen Dingen nothwendig. Allein das Verhängniß, das über der Kriegführung Gambetta's schwebte, begann schon zu wirken: Am 21. erhielt der Dictator die erste Nachricht Jules Favre's vom 17., der zufolge der Gouverneur von Paris etwa am 6. November „en mesure de passer sur le corps de l'ennemi“ sein würde, „er rechne auf ein Unternehmen der Provinzen, ihm die Hand zu reichen.“

Unmöglich war's, dem Lande, das schon so große Opfer gebracht, das durch des Dictators Proclamationen so stark erregt worden war, das überall nur von Rüstungen gehört hatte, einzugestehen, man sei noch nicht fertig. Trotz der Einwendungen des Generals d'Aurelle wurde in zwei Kriegsrathssitzungen am 24. und 26. October beschlossen, den neuen Feldzug zu eröffnen. Dessen erstes Ziel sollte Orléans sein. Was später zu geschehen habe, blieb noch ungewiß und das natürlich sehr zum Nachtheile für den Ausgang des ganzen Unternehmens. Nur das Eine setzte man fest, daß die Stadt nach ihrer Einnahme sofort verschanzt, durch Batterien mit schwerer Marineartillerie geschützt und mit einem Lager für 150—200,000 Mann versehen werden solle.

Die Truppen von Salbris gingen per Eisenbahn zunächst nach Blois, um, dem ursprünglich festgestellten Entwurf zufolge, 50—75,000 Mann stark, schon am 29. October gegen Orléans vorzubrechen. Am 1. November hoffte man mit dieser Colonne jene Stadt angreifen zu können und während dessen sollte General Martin des Pallières mit den bei Argent stehenden 32,000 Mann schnell über Gien auf dem rechten Ufer Loireabwärts marschiren, um so den Bayern im Augenblicke der Entscheidung in den Rücken zu fallen.

„Dieser Augenblick, schreibt Herr von Freycinet in seinem Buche „la guerre en province“, wurde mit einer sehr natürlichen Bangigkeit erwartet. Der Ausgang konnte für Frankreich entschei-

dend werden. Scheiterten wir, so war von den Provinzen keine ernste Anstrengung mehr zu erwarten. Waren wir siegreich, so erwachte das Vertrauen wieder, der Feind verlor seine Sicherheit und vielleicht eröffnete sich uns eine andere Phase des Krieges."

Neue Depeschen von Jules Favre drängten zum Handeln: „Paris deblokirt und der Krieg ist zu Ende!" schrieb dieser am 23., „auf Paris also gilt es zu marschiren; denn das ist das Ziel."

Vorerst war die Aufregung noch umsonst. Am 28. October Abends telegraphirte General d'Aurelle nach Tours, die Expedition könne nicht stattfinden, das Wetter sei zu schlecht, die Einkleidung der Truppen nicht vollendet u. s. w. Eine erste Nachricht von Capitulationsverhandlungen bei Metz hatte sich in der Armee verbreitet und mag nicht unwesentlich auf diesen Entschluß eingewirkt haben.

Da man sich einmal entschlossen hatte, jetzt schon zu handeln, so war jeder Tag ein großer Verlust. Hier sagt Freycinet mit Recht: „Wie dem auch immer sei, die Verzögerung war im Hinblick auf den Zusammenhang der nächstfolgenden Operationen im höchsten Grade bedauerlich, denn sie ließ uns den beträchtlichen Zeitvorsprung verlieren, den wir in diesem Augenblicke über den Prinzen Friedrich Karl hatten, dessen Erscheinen auf diesem Kriegsschauplatz später so verhängnißvoll für unsere Waffen werden sollte."

Schon am 29. October hatte die Regierung in Tours die officielle Nachricht über die Capitulation von Metz. Mehr denn je war es Zeit, sich für einen bis zur Vollendung der gesammten Volksbewaffnung dauernden Aufschub des Angriffs zu entscheiden, oder unverzüglich zu handeln. Wie de la Motterouge hätte thfalle auch d'Aurelle von seinem Commando abberufen und durch einen General ersetzt werden müssen, welcher sich bereit erklärte, das Unternehmen durchzuführen. Waren einmal die Dinge so weit gekommen, so durfte es dem Dictator auch an dem moralischen Muthe nicht fehlen, sie mit Gewalt zu Ende zu führen. Statt dessenerwiderte Gambetta*) dem General d'Aurelle auf sein

---

*) Freilich noch ehe er bestimmte Nachricht vom Falle von Metz hatte.

Telegramm: „Ihre Bedenken und die in Ihrer Depesche ausgedrückten Befürchtungen zwingen mich auf einen Plan zu verzichten, über dessen Werth meine Meinung sich nicht geändert hat.“

Das war die erste Halbheit. Die nächsten Tage vergingen thatenlos über den, aller Orten und so auch in der Armee, umlaufenden Friedensgerüchten. Am 4. November sah sich sogar der Kriegsdelegirte Freycinet veranlaßt, den Minister um eine Aufklärung zu bitten, ob die Regierung Krieg oder Frieden wolle? Gambetta antwortete ausführlich und schloß mit den Worten: „Donc c'est la guerre, ne perdez pas une minute et en avant.“

Aber erst am 7. November setzte sich die Armee in Bewegung. Das schwache bayerische Corps in Orléans schwebte vorübergehend in der Gefahr, von einer Truppenzahl, der es schließlich nicht hätte entgehen können, umringt zu werden. Seine Instructionen aber gingen dahin, die Stadt nur gegen einen an Zahl weit überlegenen Feind zu räumen. Solche Ueberlegenheit läßt mit Sicherheit lediglich der Kampf erkennen, das Ausharren war also geboten. General v. d. Tann durchschaute rechtzeitig seine Gegner und ging dem gefährlicheren von ihnen, der von Blois kam, gerade noch zu rechter Zeit entgegen, um sich bei Coulmiers aufzustellen, wo er, ohne einen Feind hinter sich zu haben, den Kampf annehmen oder auch, wenn General d'Aurelle längs der Loire an ihm vorüberziehen wollte, angriffsweise gegen dessen linke Flanke vorgehen konnte.

Am 9. December wurde er durch die Ueberlegenheit der Loirearmee, gegen die er nur 14,000 Gewehre hatte in's Gefecht führen können, aus seiner Stellung verdrängt. Allein er entzog sich mit Glück einer großen Gefahr. Er marschirte, vom Feinde unbelästigt, am Abende nach dem Gefecht bis St. Péravy la Colombe und in der Nacht noch bis Toury, fünf Meilen von Orléans an der großen nach Paris führenden Straße gelegen. General Martin, der, von Gien kommend, ihm hatte in den Rücken fallen sollen, fand so die ganze Gegend von Orléans schon frei, selbst die Besatzung dieser Stadt, die noch am 9. dort zurückgeblieben war, konnte sich der Katastrophe durch einen anstrengenden Marsch entziehen.

Für die französische Loirearmee handelte es sich nun um einen

neuen Entschluß. Der Sieg von Coulmiers konnte nur durch energische Verfolgung und durch die schnelle Fortsetzung der Operationen gegen Paris ausgenutzt und zu einem wirklich bedeutenden Ereigniß gemacht werden. In fünf Tagen vermochte d'Aurelle die deutschen Stellungen vor Paris auch bei nicht allzugroßen Märschen zu erreichen.

Dann konnte Prinz Friedrich Karl, der von Metz herbeieilte, noch nicht eingreifen. Jetzt war es also am ehesten möglich, die Einschließung der Hauptstadt ernstlich zu beunruhigen. Wenn Trochu Wort hielt, ließen sich alle Chancen erreichen, welche Frankreich überhaupt noch für sich hatte. Die ungesäumte Fortsetzung des Feldzuges blieb darum die natürliche und richtige Consequenz des schon Geschehenen. Mit Martin des Pallières vereint, zählte General d'Aurelle wohl nahe an 100,000 Mann, und das war genug, um Entscheidendes zu unternehmen.

Allein d'Aurelle — weiteren Unternehmungen durchaus abhold — blieb stehen. Er dachte nur daran, bei Orléans im verschanzten Lager den Angriff der Deutschen zu erwarten, oder gar in seine alten Stellungen von Salbris zurückzugehen*).

In Tours erregte das Gefecht von Coulmiers viel Freude und sanguinische Hoffnungen. Mit hochtönenden Worten ward der „große" Sieg dem Volke verkündet und das Kriegsfeuer mit Uebertreibungen geschürt. Die moralische Wirkung des 9. November war unläugbar eine bedeutende.

Gambetta's Programm erhielt nunmehr in der öffentlichen Meinung eine förmliche Anerkennung. Sollte aber dieser Eindruck ein dauernder sein, so mußte Weiteres geschehen.

Am 12. November reiste der Dictator mit Herrn v. Freycinet zur Armee, die noch unthätig bei Orléans stand. Zwei Tage waren bereits über der Siegesfreude verloren gegangen. Man ahnte nicht, daß um diese Zeit schon Prinz Friedrich Karl mit einem Theile seiner Armee über Troyes gegen Fontainebleau aufgebrochen

---

*) de Freycinet behauptet mit Bestimmtheit, daß der General dies gewollt, d'Aurelle selbst widerspricht dem.

sei und drängte den General d'Aurelle zur Fortsetzung seiner Offensive, welcher auch General Borel, der Generalstabschef der Loirearmee, das Wort redete. Was am 10. schon hätte geschehen müssen, hielt man jetzt noch für das allein richtige. Doch der Oberbefehlshaber widerstrebte, und nun natürlich mit verdoppelter Autorität. Zwar hatte er in seinem amtlichen Bericht über das Gefecht von Coulmiers an die Regierung gesagt: „Ich weiß es Ihnen nicht genug auszudrücken, Herr Minister, wie sehr ich die „vigueur“ loben soll, welche die ganze Armee an diesem Tage gezeigt hat. Es würde zu weit gehen, alle die Acte von Muth und Hingebung aufzuzählen, die mir bekannt geworden sind.“ Jetzt indeß sah er die Dinge anders an; er hielt den inneren Halt der jungen Truppen für zu gering, die Erschütterung durch den Kampf für zu erheblich, um sogleich Weiteres auszuführen. Man entschied sich für eine Art von Mittelding zwischen den extremen Meinungen, für das Verbleiben bei Orléans, wo sogleich mit allen aus dem ganzen Lande herbeigezogenen Mitteln großartige Feldverschanzungen begonnen wurden. 150 Marinegeschütze gingen gleichzeitig nach Orléans ab, um die Schanzen und Batterien zu armiren. Im Prinzip wurde ferner die baldige Fortsetzung der Operationen gegen Paris von der Regierung aufrecht erhalten und Gambetta rief in einer Proclamation den Truppen zu: „Als Avantgarde des ganzen Landes seid Ihr heute auf dem Wege nach Paris. Vergessen wir niemals, daß Paris uns erwartet, und daß unsere Ehre es fordert, die Hauptstadt den Bedrängungen durch die Barbaren zu entreißen, die sie mit Brand und Plünderung bedrohen.“

Der Zwiespalt ist hier leicht zu erkennen. Auf der einen Seite hatte der Dictator seine Absicht nicht durchgesetzt; auf der anderen fehlte es ihm an Selbstüberwindung, dem General, dessen Erfahrung sich soeben bewährt hatte, die Leitung des Feldzuges frei zu überlassen. Durch indirecte Mittel wollte er seinen Zweck erreichen. Er erregte die Stimmung der Armee und des Volkes, um so auf den widerstrebenden Feldherrn einen Druck zu üben.

Der Tag von Coulmiers war im Wesentlichen unbenutzt geblieben und so hatte General Trochu nicht ganz Unrecht, wenn er

ihn später für ein Unglück erklärte und behauptete, daß die Nachricht von dem glücklichen Treffen in Paris als die Vorbedeutung künftiger Siege angesehen worden sei und daß sich damit ein Freudentaumel der Gemüther bemächtigt habe, der die Pläne des Gouverneurs durchkreuzte.

Wollte man bei Orléans stehen bleiben, so war es besser, nicht dahin zu gehen und die Deutschen nicht schon so zeitig auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen.

Gambetta's fieberhafte Thätigkeit verdoppelte sich von diesem Augenblicke an. In überstürzter Hast wurden nun von allen Seiten die eben formirten Truppen der Loirearmee zugeführt, die Stärke-Ziffern aber noch übertrieben, um den moralischen Druck auf General d'Aurelle zu vermehren. Diese Absicht legt ein von de Freycinet an d'Aurelle gerichtetes Schreiben vom 19. November klar:

„Gegenwärtig ist das 17. Armeecorps, 40,000 Mann unter General Durieu, zwischen Meung und Chateaudun vereinigt."

„Es wird unter Ihre Leitung gestellt und deckt Ihren linken Flügel."

„Es ist dabei selbst gesichert durch die zwischen Chateaudun und Nogent le Rotrou vorgetriebenen Streitkräfte, die ich so eben im Begriff bin, unter Befehl des Commandanten Jaurés von der Marine zu vereinigen, der gleichfalls unter Ihrer strategischen Leitung steht."

„Zu Ihrer Rechten habe ich die Armee Crouzat's nach Gien herbeigerufen*). Sie zählt gegenwärtig, eine Division des 18. Armeecorps eingerechnet, die ihr augenblicklich attachirt ist, an 50,000 Mann."

„Sie wird Ihnen gleichfalls gehorchen."

„Endlich formiren wir zu Nevers unter dem Commando Bourbaki's das 18. Corps, das in einigen Tagen bereit sein und mit der augenblicklich bei Crouzat befindlichen Division 45,000 Mann zählen wird."

---

*) Von Besançon.

„So werden Sie zu Ihrer Linken 60,000 Mann, zu Ihrer Rechten an 80,000 Mann haben, bereit, Sie zu unterstützen und Ihrer strategischen Leitung zu gehorchen.“

„Obgleich Sie, wie ich weiß, so neu formirten Corps kein Vertrauen schenken, beharre ich dennoch in dem Glauben, daß darin im gegebenen Augenblicke ein ernstes Element für die Action liegt.“

. . . .

„Ich mache Sie verbindlich, mit Ihren Generalen die beste Richtung zu studiren, welche diesen gesammten Kräften von 250,000 Mann, die Sie in der Hand haben werden, zu geben ist.“

„Wir können nicht ewig in Orléans bleiben, Paris hat Hunger und ruft uns! Studiren Sie also den Marsch, welcher zu verfolgen ist, um Trochu die Hand zu reichen. Dieser General kommt Ihnen mit 150,000 Mann entgegen, während gleichzeitig auch im Norden eine Diversion versucht werden wird.“

„Wir unsererseits erwägen auch hier einen Plan.“

„Sobald Ihre Gedanken über diese wichtige Angelegenheit ein wenig bestimmte Form angenommen haben, benachrichtigen Sie mich. Wir vereinigen uns dann in Tours oder in Ihrem Hauptquartier zu gründlichen Erörterungen.“

General d'Aurelle war wenig erbaut über die ihm freigebig gespendeten Truppengeschenke, von denen er sich nur geringe Dienste versprach. Er verweigerte sogar die Uebernahme des Oberbefehls über die Truppen im Westen, wies darauf hin, wie wenig operationsfähig das 18. Corps sei, und daß das 20. unter Crouzat nur 20,000 Mann zähle. Er erblickte überall Schwierigkeiten und schrieb dann:

„Ich werde alle Anstrengungen machen, um den größtmöglichen Nutzen aus den mir anvertrauten Truppenmassen zu ziehen, allein es würde gefahrvoll sein, auf die trügerische Vorspiegelung von Ziffern zu vertrauen, welche auf dem Papier gruppirt worden sind, und sie für eine Wirklichkeit zu nehmen.“

Zum Schluß verlangte er, um einen Operationsplan feststellen zu können, genaue Nachrichten über die Vorgänge in Paris und

über die Absichten des General Trochu — ein Verlangen, das bei dem Zustande der Communicationen mit der Hauptstadt freilich unerfüllbar war.

In demselben Maße, wie die Regierung die disponibeln Streitmittel überschätzte, unterschätzte sie der General. Ein offenes Zerwürfniß, das alle Bewegungen des Heeres hemmen mußte, schien unvermeidlich.

Schon am 21. November erhielt er — jetzt von Gambetta direct — eine Antwort, die ihn noch lebhafter drängte. „Der Brief des Herrn von Freycinet war mit mir berathen, beginnt der Dictator, und ich bitte, ihn als den ernsten und strengen (rigoureuse) Ausdruck meiner Ansichten zu betrachten“.... „Seien Sie sicher, daß ich nicht Einbildungen für Wirklichkeit nehme. Ich habe zuviel Scrupel über die auf dem Spiele stehenden Interessen, um mir solche Illusionen zu machen. Die Verstärkungen, welche ich Ihnen anzeige, werden Ihnen wirklich geliefert werden.“

Dann setzte er ihm dieselben Ideen auseinander, wie sein Delegirter. Er betonte, daß sichere Nachrichten aus Paris unmöglich zu erhalten wären und fügte zum Schluß in ziemlich kategorischem Tone hinzu, er rechne darauf, daß der General diese allgemeinen aber sicheren Ansichten über die Operationen der Armee in Berücksichtigung ziehen werde.

General d'Aurelle antwortete auf diesen Brief erst am 23. Er erklärte, daß auch er an eine Offensive gegen Paris denke, allein er fügte keinen wirklich festgestellten Operations-Plan bei. „Um das Problem eines Zuges gegen Paris zu lösen, bedarf es der Cooperation und des gemeinsamen Einverständnisses der Regierung und der Armee, welche durch die von Ihrem Vertrauen berufenen Führer vertreten wird.“

Dieser sehr allgemein gehaltene Satz zeigte deutlich, daß der Oberbefehlshaber vorläufig noch jedes Unternehmen für verfrüht hielt. Die Regierung hatte auch inzwischen schon die Geduld verloren. Die Stimmung im Lande forderte laut den Beginn von Feindseligkeiten. Es strafte sich, daß man den Sieg von Coulmiers, sowie Zahl und Zustand der Loirearmee soweit zu übertreiben ge-

wagt. Wenn die Dictatur, wie sie behauptete, thatsächlich 300,000 Mann mit Allem wohlversehen an der Loire versammelt, wenn diese junge Armee sich wirklich schon durch einen großen Sieg über starke feindliche Heerestheile bewährt hatte, so mußte es freilich unbegreiflich scheinen, daß jetzt nichts zur Rettung von Paris geschah. Die Wirkung der glücklichen Einleitung des Feldzuges begann sich schon unter dem Eindruck der herrschenden Unthätigkeit zu verlieren; die Sicherheit der Regierung erforderte schnelles Handeln. Freycinet's eigenes Wort: „Paris hat Hunger und ruft uns!" begann für sie ein Gesetz zu werden, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Und gerade jetzt, wo es am unbequemsten war, widerstrebte der Oberbefehlshaber der Armee am lebhaftesten. Unbekümmert um die politischen Folgen, die ein solches Handeln für Gambetta und dessen Freunde haben könnte, begehrte er Zeit, um seine Organisation zu vollenden und vor Allem die „Defensive", die nach seiner wahren inneren Meinung allein das Heil enthielt.

Die Dictatur befand sich abermals vor der Wahl, ob sie den General durch eine geeignete Persönlichkeit, die ihren Plänen huldigte, ersetzen, oder ob sie im Vertrauen auf die höhere Erfahrung des alten Oberbefehlshabers auf ihre eigenen Ideen verzichten und das Land durch eine offene Erklärung über den Zustand der Armee beschwichtigen sollte. Sie wagte das erste nicht und konnte sich doch zum zweiten nicht aufschwingen, sondern wählte ein drittes, jedenfalls das verderblichste von Allem. Sie beschloß über den Kopf d'Aurelle's hinweg durch telegraphische Befehle an dessen untergebene Generale direct in die Operationen einzugreifen.

Ein solches Verfahren hat sich noch niemals heilsam erwiesen. Es muß zur Uneinigkeit, zur Zersplitterung der Kräfte, zu Mißtrauen und Unsicherheit führen.

Das war auch hier die Folge, und man kann behaupten, daß Gambetta sein eigenes großes Werk zerstörte, als er die nun folgenden Handlungen des Kriegsministeriums entweder persönlich veranlaßte oder doch zuließ.

---

5. Die Entscheidung.

Die Schlachten von Beaune-la-Rolande, Loigny und Orléans.

Am 20. November traf Prinz Friedrich Karl dem Walde von Orléans gegenüber in Pithiviers ein. Er führte augenblicklich nur das 3. Armeecorps unter General Alvensleben mit sich: 14,000 Mann Infanterie, 1200 Reiter und 84 Kanonen. Das 9. Armee-. corps, vom General Manstein commandirt, war ihm schon über Fontainebleau voraufgeeilt, um Paris auf der Südseite zu decken. Der Großherzog von Mecklenburg, der nach dem Gefecht von Coulmiers von Paris aus mit Verstärkungen gegen die Loire hin abgerückt, hatte nämlich die große Straße Paris-Orléans verlassen, um sich über Chartres nach dem Westen von Frankreich zu wenden. Später wollte er Le Mans und Tours bedrohen und auf diese Weise die Loirearmee zwingen, zur Rettung der zweiten Hauptstadt des Landes eine Schlacht anzunehmen. Das hatte die größere Eile des 9. Armeecorps veranlaßt, welches nun den früher von Tann und dem Großherzoge besetzten Posten in der Gegend von Toury einnahm. Das 9. Armeecorps zählte etwa ebensoviel Streiter, wie das 3.

Mit diesen beiden Corps und starker Reiterei stand der Prinz vorläufig isolirt zwischen Paris und Orléans der französischen Loirearmee gegenüber.

Die Empfindung der drohenden Gefahr hatte seinen Marsch beflügelt und es war Zeit, daß er kam. „Für das schnelle Anrücken des Prinzen Friedrich Karl sind wir sehr dankbar," schrieb in jenen Tagen General Graf Moltke an den Stabschef der II. Armee, General von Stiehle, „es hat uns über eine Art Krisis hinweggeholfen."

In diesen einfachen Worten lag die schönste Anerkennung für die Armee, welche unmittelbar nach den kaum erträglichen Tagen von Metz, weniger als drei Wochen gebraucht hatte, um zur Loire zu eilen.

Die Ueberzeugung, daß die Loirearmee noch bei Orléans stände, gewann der Prinz schon am 20. November.

Französische Zeitungsnotizen, Privatnachrichten aller Art sprachen davon, daß bei Orléans große Truppenmassen lägen, daß dort eine neue Entscheidungsschlacht bevorstehe. Die von den deutschen Corps vorausgesandten Streifpartieen stießen vorwärts von Orléans in meilenlanger Linie auf starke französische Posten. Dörfer und Gehöfte waren verbarrikadirt, regulaire und irregulaire Truppen steckten darin.

Die Eindrücke, welche Prinz Friedrich Karl an jenem Tage persönlich empfing, sollten nicht minder bedeutungsvoll sein. Er hatte am 19. November sein Hauptquartier in dem kleinen Städtchen Puiseaux (an der von Montargis über Corbeil nach Paris führenden Eisenbahn) gehabt und begab sich in den Morgenstunden nach Pithiviers. Bei dieser Gelegenheit machte er, um den Vormarsch seiner Truppen zu beobachten, und um auch das Terrain zu erforschen, einige Umwege.

Verlassen lagen die Dörfer und Fermen da. Niemand zeigte sich an den Eingängen, aber man gewahrte in sicherer Ferne in den Gärten und Weinbergen lebhaft bewegte Gruppen von Landleuten. Bei dem Anblick des herannahenden Reitertrupps ergriffen sie meist die Flucht. In einem abgelegenen Feldbusch campirten ganze Familien des nächsten Dorfes mit Hab und Gut. Einzelne Schüsse schallten aus dem Gelände herüber, in welchem sich das 3. Armeecorps bewegte. In der Gegend von Beaune la Rolande hörte man lebhafteres Geplänkel. Dann begegnete man Trupps von gefangenen Blusenmännern, welche in den Quartieren Attentate auf die einrückenden Soldaten versucht hatten. Auch Geistliche befanden sich bei den Transporten. Fanatischer Haß und eine gewisse heimliche Schadenfreude, die Erwartung naher Rache und Wiedervergeltung, prägte sich auf den Gesichtern aus.

In vielen Orten hatten an diesem Tage Excesse des Landvolks geahndet werden müssen. Fast überall fanden die Soldaten die Häuser verschlossen und waren genöthigt, die Thüren gewaltsam zu zertrümmern, um ein Unterkommen zu finden.

Der Marsch der deutschen Truppen wurde hierdurch indessen nicht aufgehalten. Diese Versuche schadeten vorläufig nur dem Lande und nützten der Vertheidigung wenig.

Nach einer Richtung hin gewannen sie sogar eine Bedeutung zu Gunsten der deutschen Armee.

Bisher war dieselbe, ganz vereinzelte Fälle ausgenommen, unbehelligt durch Frankreich marschirt. Die plötzliche Aenderung im Verhalten des Volkes wies jetzt aber mit untrüglicher Sicherheit auf die Nähe eines starken Rückhalts hin. In der Regel wird das Landvolk eines occupirten Gebietes nur dann zu den Waffen greifen, wenn es ein Heer der eigenen Partei hinter sich weiß, dem es die Ueberlegenheit über den Feind zutraut.

Das stimmte mit dem Inhalt der dem Prinzen Friedrich Karl zugegangenen Nachrichten überein.

Einen allgemeinen Ueberblick über die Verhältnisse des Gegners, sowie über die bei Orléans von Gambetta und seinen Generalen getroffenen Anstalten besaß der Feldherr schon. Mit der kleinen Armee, über welche er augenblicklich nur verfügte, diesen überlegenen in verschanzten Stellungen stehenden Feind anzugreifen, schien aber weder rathsam noch geboten. Seine Aufgabe war es, die Einschließung von Paris nach Süden hin zu bleiben. Das konnte eben so gut einige Meilen nördlich Orléans geschehen, als in dieser Stadt selbst an der Loire.

Rings um Orléans dehnt sich ein wirres von Hecken, Gartenmauern, Häusern, Höfen, Villen und Schlössern mit Parkanlagen, Obstplantagen und Weinbergen dicht bedecktes Gelände aus, das der starken deutschen Artillerie und Reiterei die Bedeutung nahm. Es ließ auch die höhere tactische Ausbildung und Beweglichkeit des deutschen Fußvolkes nicht zur Geltung kommen. Unter solchen Umständen vermag der eben eingekleidete und bewaffnete Arbeiter oder Landmann fast dasselbe zu leisten wie der wohlgeschulte Soldat. Das kam hier den Franzosen zu Gute. Nach Norden hin lagert sich ferner die meilenbreite Zone des aus dichtem Gehölz bestehenden Waldes von Orléans vor, welche der Vertheidigung gleichfalls manchen Vortheil bot.

Noch weiter nördlich gegen Paris hinauf aber ändert sich die Natur des Landes vollständig. Bei Pithiviers und Toury und von da bis zum oberen Loir und der unteren Eure dehnt sich ein freies, ganz flaches Gebiet aus, das sehr an unsere norddeutschen Tiefebenen erinnert. Dies war das geeignete Schlachtfeld für die deutschen Truppen, deren beste Eigenschaften sich in den Ebenen frei entfalten konnten. In offener Feldschlacht blieb den deutschen Heeren auch gegen drei- oder vierfache Ueberlegenheit der Sieg gesichert.

Daß die französische Loirearmee aber schon in nächster Zeit aus ihrer Sicherheit heraustreten müsse, übersah man im Hauptquartier zu Pithiviers mit voller Klarheit. Man wußte eben so gut wie in Tours, daß das „Paris hat Hunger und ruft uns" für den Feind Gesetz sei.

Die Gelegenheit, ihn erst im freien Felde zu schlagen und dann die Trümmer bis zur Loire und weit über diesen Strom hinweg verfolgen zu können, mußte sich in kurzer Zeit bieten.

Nach wenig Tagen war auch General Voigt-Rhetz zu erwarten, der freilich zunächst nur etwa 10—11,000 Mann Infanterie, 1000 Pferde und 72 Geschütze des 10. Armeecorps heranbrachte, da er eine starke Abtheilung vor Langres hatte lassen müssen. Sein Marsch ging über Joigny, Montargis nach Beaune la Rolande, wo er am 24. November eintreffen konnte. Gewiß gebot es weise Vorsicht, diese Verstärkung noch abzuwarten.

Dies Alles sprach gegen einen *sofortigen* Angriff. Prinz Friedrich Karl blieb vorläufig stehn, den Feind scharf im Auge haltend.

Was General d'Aurelle ohne Zweifel am sehnlichsten wünschte, ja worauf er sicher rechnete, nämlich in seinen Verschanzungen hinter Batterien und Laufgräben angegriffen zu werden, traf nicht ein. Die Offensive seinerseits zu ergreifen, ging ganz gegen seine Neigung.

Es fragte sich, welcher von beiden Theilen diese abwartende Haltung länger werde ertragen können. Das deutsche Heer wurde durch nichts gedrängt, als durch seine Tradition, die dafür sprach,

den offensiven Geist der Truppen, der in der ganzen bisherigen Kriegführung maßgebend gewesen war, auch fernerhin zu nähren. Allenfalls machten die politischen Rücksichten die schnelle Wiedereinnahme von Orléans wünschenswerth. Die französische Loirearmee dagegen konnte nicht lange zaudern, sonst wurde das herrschende Regime im Lande unmöglich.

Zudem war im Schooße der Regierungsdelegation von Tours ein Feldzugsplan entstanden, von welchem man sich große Erfolge versprach.

Dieser Plan bestand in einer Offensive der Loirearmee in der Richtung gegen Fontainebleau, eine Idee, an welcher Gambetta und de Freycinet fast diesen ganzen Feldzug hindurch zähe festhielten. Die Ausführung ihrer Idee begannen sie in den verschiedenen Epochen jener Kriegsperiode immer wieder; jedesmal aber scheiterte sie an einer Verkettung widriger Umstände und mußte aufgegeben werden. Zuletzt ward sie in das für Frankreich so verhängnißvolle Project des Zuges gegen den oberen Elsaß umgewandelt, bei welchem Bourbaki's Armee untergehen sollte.

Die Entstehung dieses Planes, der trotz der großen Rolle, die er gespielt hat, nur wenig bekannt geworden ist, muß hier kurz wiedergegeben werden.

General Trochu, der Gouverneur von Paris, hatte für die Ausfallarmee der Hauptstadt, von welcher er wieder die Rettung Frankreichs erwartete, die Richtung gegen Rouen und Havre auf dem rechten Seineufer ausersehen. Er forderte dort eine Unterstützung durch die Truppen der Provinzen. Allein sein Entwurf war nur gesprächsweise hier und da erörtert, nicht definitiv festgestellt worden. Herr Ranc, der am 12. October Paris verließ und am 15. Tours erreichte, sollte dort noch einmal auf jenen Plan hinweisen. Zudem verlangte Trochu Bourbaki's Meinung zu hören, weil dieser General anfänglich im Norden commandirte und seine Unterstützung wichtig geworden wäre.

Da indeß nichts gemeinsam festgestellt war, hielt sich der Dictator für berechtigt, diesen Entwurf nach Belieben fallen zu lassen und nach eigenem Ermessen zu handeln. Bourbaki's Gut-

achten über die Operationen an der unteren Seine fiel ungünstig aus und sollte Trochu mitgetheilt werden.

Die Schlacht von Coulmiers lenkte die Blicke der Gewalthaber in Paris nach Süden und die öffentliche Meinung der Hauptstadt verlangte einstimmig, daß man der siegreichen Loirearmee entgegenmarschire. So zerrannen Trochu's Pläne unter der Macht der Umstände.

In Tours nahm man die Südostseite von Paris für diejenige, auf welcher die Ausfallarmee am ehesten den Durchbruch würde ausführen können. Bei dem Vordringen gegen Melun auf dem östlichen Seineufer wäre die rechte Flanke dieser Armee durch den Fluß gedeckt gewesen. Man hielt die deutsche Einschließungslinie in dem zwischen Seine und Marne gelegenen Winkel für äußerst schwach und ebenda die Versammlung der Belagerer schwieriger, wie anderswo. Sie mußte dort über die beiden Flußläufe hinweg stattfinden.

Demnach setzte man in Tours ohne weiteres voraus, die entscheidenden Durchbruchsversuche der Pariser würden sich gegen Melun richten. Hieraus ergab sich wieder für die Loirearmee der Marsch nach Fontainebleau und wunderbarer Weise erklärte de Freycinet auch noch den Wald von Fontainebleau für das geeignete Terrain, die beiden großen Armeen zu vereinigen.

Gambetta und sein Delegirter beschlossen nun, den Weg nach Fontainebleau über Pithiviers zu nehmen. Dort glaubten sie den Widerstand schnell brechen und die Bewegung ohne großen Zeitverlust fortsetzen zu können.

Diese erste Fassung des Planes setzte noch immer den Vormarsch westlich des Loingflusses voraus; später, als Bourbaki um die Mitte des December dasselbe Unternehmen einleitete, ging dessen Absicht dahin, seine ganze Armee östlich des Loing, und durch diesen Wasserlauf gegen den Prinzen Friedrich Karl gesichert, vorzuführen.

Jede dieser Versionen hatte bedeutende Vorzüge gegen die anderen in Betracht gezogenen Entwürfe. Zunächst vermied die Armee dort das ganz freie Gelände der Beauce, wie es sich zu beiden Seiten der geradeswegs von Orléans gegen Paris führenden Eisen-

bahn und Chaussee ausdehnt. Dann aber umging sie auf solche Weise auch des Prinzen Friedrich Karl äußerste Linke und dieser wurde gezwungen, aus seiner Stellung vor dem Walde von Orléans links abzumarschiren. In Folge dessen konnte er seine Streitkräfte nur nach und nach in den Kampf führen, weil er sie bis von Toury und noch westlich dieses Ortes zum Loing heranbringen mußte. Der Großherzog von Mecklenburg, der fern im Westen stand, vermochte auf Fall mehr rechtzeitig für die Entscheidung herbeizueilen. Die Richtung über Etampes hätte die Loirearmee zu ihrem Nachtheile zwischen die beiden Heeresgruppen des Prinzen und des Großherzogs geführt.

Die Vorzüge der beabsichtigten Unternehmung treten schärfer zu Tage, wenn diese — nach Bourbaki's Idee — östlich zwischen Loing und Yonne ausgeführt wird, als wenn man den Weg über Pithiviers nimmt. Am Loing und der Yonne führen gute große Straßen in der Richtung gegen Paris, von West nach Ost hingegen nur mangelhafte Querverbindungen. Und auf diesen, über die Yonne hinweg, mußten die Deutschen angreifen, wollten sie den Marsch stören.

Der Plan war also auf richtiges Erkennen der strategischen Lage gegründet, dennoch sollte seine Ausführung die Zertrümmerung der Loirearmee zur Folge haben.

Vorerst erhielt General d'Aurelle de Paladines keine genauere Nachricht über das, was man vorhabe. Man fürchtete ohne Zweifel seinen Widerspruch, dem Gambetta eben noch nachgegeben hatte. Man befahl ihm nur, den rechten Flügel seiner Armee zu einer Bewegung gegen Pithiviers vorzubereiten.

Dem Höchstcommandirenden der Loirearmee mußte nach dem bisherigen Verlauf der Dinge ein solcher Befehl höchst überraschend kommen. Soeben war noch die längere Ruhe und Rastzeit im verschanzten Lager von Orléans verabredet worden; nun sollte nicht nur sogleich eine Offensive erfolgen, sondern auch die Loirearmee gänzlich auseinandergezogen werden.

General d'Aurelle hatte das naturgemäße Verlangen gehegt, alle seine Truppen zu vereinigen, ehe er zu großen Operationen

schritt, und nun sah er, daß die ihm vor wenig Tagen erst übergebenen Streitkräfte ihm wieder unter den Händen fortgenommen wurden.

Er widersprach zwar lebhaft, hatte indessen nicht die Energie, seinen Willen der Regierung gegenüber durchzusetzen und wußte daher bald weder, woran er eigentlich sei, noch was er thun sollte.

Das 18. Corps, welches in Nevers formirt und das 20., das mit der Eisenbahn nach Gien geschafft worden war, hatten beide von d'Aurelle noch keine Befehle erhalten. Ja der Obergeneral der Republik zeigte sich, wie erwähnt, sogar wenig erfreut, die Verfügung über diese neuen Truppen zu erhalten. Ferner hatte General Martin des Pallières, seit dem 15. November commandirender General des 15. Armeecorps, wiederholt gewünscht, seinem Thatendrange genügen zu können. Freycinet berichtet von ihm, er habe schon am 12. November Offensiv-Expeditionen der einzelnen Armeecorps vorgeschlagen und sich zu deren Ausführung etwa gegen Toury oder gegen Pithiviers erboten: „um für die erzwungene Unthätigkeit, zu welcher er während des Tages von Coulmiers verurtheilt gewesen wäre, seine Revanche zu nehmen."

Das Alles diente als Vorwand, um jene beiden Armeecorps und General des Pallières mit der von ihm ursprünglich organisirten stärksten und besten Division des 15. Armeecorps*) aus der Loirearmee auszuscheiden und mit diesen 3 Corps gegen Pithiviers vorzubringen, die ganze Operation aber durch Telegramme vom Ministertische aus zu leiten.

Der Rest der Loirearmee sollte vor Orléans zurückbleiben, um den Vorschlägen d'Aurelle's dem Scheine nach zu genügen.

An Stelle eines Befehls, oder der Abberufung des Oberbefehlshabers, der sich nicht fügen wollte, trat also die Intrigue, man darf sagen, ein Complott der Regierung mit einem der Unterbefehlshaber, der durch Versprechungen momentan ihr Vertrauen gewonnen hatte; denn Martin des Pallières sollte die Expedition unter directer Autorität der Regierung commandiren.

---

*) Sie zählte allein 30,000 Mann Infanterie, 800 Pferde und 44 Geschütze.

Daß der Dictator und sein Delegirter gehofft haben, den General d'Aurelle auf solche Weise wider seinen Willen zu dem von ihnen gewünschten Zuge gegen Fontainebleau zu nöthigen, ohne aber die Verantwortlichkeit für einen bestimmen Befehl auf sich zu nehmen, geht aus Freycinet's eigenen Worten ziemlich unzweideutig hervor. „Wir rechneten," sagt er, „uns der Linie Montargis-Pithiviers oder eines Theiles dieser Basis zu bemächtigen, um uns auf diese Weise die Wege gegen den Wald von Fontainebleau hin zu öffnen, für den nahe bevorstehenden Tag, an welchem sich die ganze Armee gegen Paris in Bewegung setzen sollte."

Von diesem Marsche gerade hatte General d'Aurelle noch gar nichts wissen wollen.

Die Besetzung von Pithiviers hätte die Deutschen auf die drohende Gefahr aufmerksam machen müssen. Dies aber sollte den Oberbefehlshaber der Loirearmee indirect zwingen, das einmal ohne sein Zuthun begonnene Unternehmen nunmehr auch völlig zu Ende zu führen.

Das Betreten eines solchen wenig loyalen Weges verräth bei dem Dictator eine Charakter-Unvollkommenheit, die neben seinen großen Eigenschaften geradezu unverständlich ist.

Noch sonderbarer bleibt die Form, in welcher d'Aurelle mit der neuen Wendung der Dinge bekannt gemacht wurde.

Am 21. November lebte er in der beruhigenden Gewißheit, daß die Regierung Abstand nähme, ihn zum Handeln zu drängen und daß er die heißersehnte Muße zu organisatorischer Thätigkeit und Vorbereitungen für die Vertheidigung sich werde gönnen dürfen, als Herr de Serres unerwartet bei ihm eintrat. Dieser Mann, einer der Civilbeamten des neuen Kriegsministeriums, der zu Freycinet etwa in demselben Verhältnisse stand, wie dieser zu Gambetta, brachte dem General einen Brief mit folgendem lakonischen Inhalte:

Avis.

1. Abmarsch des Pallières' mit etwa 30,000 Mann in der Richtung auf Pithiviers, Mittwoch den 23. d. M.
2. Besetzung von Pithiviers Donnerstag den 24. d. M. durch denselben.

Eine formelle Ordre wird dem General d'Aurelle während des 22. zugehen und ihm bestimmt auflegen, die hier oben bezeichnete Bewegung auszuführen.

Der morgende Tag ist der vollständigsten Aufklärung der Gegend zu weihen.

Tours, den 21. November 1870.

Der Delegirte des Kriegsministers
de Freycinet.

Wesentliche mündliche Erläuterungen scheint de Serres nicht haben geben zu können. Es ist ihrer nirgend erwähnt.

So bildete diese, auf einen Octav-Briefbogen auch äußerlich in ziemlich salopper Form geschriebene Notiz die einzige Nachricht für den Oberbefehlshaber, — der eine Armee von 180,000 Mann commandiren und für das Waffenglück Frankreichs verantwortlich sein sollte, — daß ihm die Hälfte seiner Armee wieder entzogen und ohne Weiteres in eine Angriffs-Bewegung gestürzt werden würde, deren Ziel er nicht einmal kannte.

Des General d'Aurelle Verstimmung über ein solches Verfahren war groß. General Martin, der auf den ihm ertheilten nur sehr fragmentarischen Befehl hin in's Armeehauptquartier St. Jean de la Ruelle bei Orléans eilte, fand ihn völlig außer sich.

Seine Absichten waren nun gänzlich gekreuzt. Die Form, in der das geschah, erschien unerhört. Sie tritt noch krasser hervor, wenn man bedenkt, daß derjenige, der hier die Befehle ertheilte, ein vor ganz kurzer Zeit noch völlig unbekannter Civil-Ingenieur war, und derjenige, der den Befehl empfing, ein hochgestellter erfahrener General, ein Mann, welcher noch vor Kurzem Frankreichs Fahnen mit dem ersten Siege geschmückt hatte.

General d'Aurelle wurde zu der Rolle eines Vermittlers von Telegrammen an seine commandirenden Generale herabgedrückt. Die ministeriellen Operationsbefehle, welche den Umweg über sein Hauptquartier machten, kamen fast durchweg zu spät. d'Aurelle, der die verfolgten Zwecke nicht kannte, vermochte indeß keineswegs, dies Uebel auszugleichen. Er war nicht im Stande, die besorgten Fragen seiner Generale selbst zu beantworten.

Mangel an Uebereinstimmung in den Bewegungen, Rathlosigkeit der Führer, Mißgeschick und Wirrwarr folgten bald Schlag auf Schlag, und die ganze Intrigue, welche die große Armee auf den Pfad der Siege hatte zerren sollen, scheiterte kläglich.

Wo in der Leitung eines Feldzuges Festigkeit, Freimuth und Vertrauen fehlen, wird niemals etwas besseres erreicht werden. Wie viel mehr hätte hier auf französischer Seite geleistet werden können, wenn der Dictator sich zu einem entscheidenden Schritte entschloß. Ein Befehl für die ganze Armee, die Abberufung d'Aurelle's und Ernennung eines Generals, der die Offensive wollte, zum Oberbefehlshaber, oder ein vertrauensvolles Uebergeben der gesammten Kriegsleitung an den vorsichtigen zögernden Kriegsmann, Alles wäre besser gewesen, als diese aus Unentschlossenheit entspringende halbe Maßnahme. Freilich hätte der Dictator mit seiner Verantwortlichkeit vor dem Lande offen in den Vordergrund treten und seine Popularität im Falle des Mißlingens auf's Spiel setzen müssen.

Fast möchte man bedauern, daß einem in vielen Stücken so großartig, beinahe nach antikem Maße angelegten Charakter diese moralische Größe fehlte, welche allein erst die Vollendung des menschlichen Genius ausmacht. Ein solcher kommt allen Nationen zu Gute, mögen sie für oder wider ihn streiten. Vielleicht hätte das Volk, welches ihn besiegte, nicht minder von ihm gelernt, als dasjenige, welches er zu einem neuen heroischen Kampfe entflammte. Das deutsche Heer wäre aber Herr der Lage geblieben, auch wenn jener Mann um einen Schuh über seine wirkliche Höhe hinausgeragt hätte. Im Kampfe gegen den bedeutenderen Gegner würde sich sogar das Genie der deutschen Führer nur gestählt, würden die Leistungen der Truppen sich nur noch zu ferneren Stufen emporgeschwungen haben. Keiner Armee schadet es, wenn sie einen *tüchtigen* Feind bekämpft. Ein solcher Kampf spannt alle Kräfte nur an. Gegen die Mittelmäßigkeit zu streiten, entnervt mit der Zeit. Frankreich legte den ersten Grund zu seinen großen Niederlagen dadurch, daß es seit fünfzehn Jahren seine Truppen zu häufig gegen Gesindel, gegen Kabylen, Chinesen, Siamesen, Garibaldiner,

Mexikanische Guerillas u. s. w. hatte fechten lassen, wo auch bei weicher oder gar nachlässiger Führung wohlfeile Siege erfochten wurden. Sie hatten sich daran gewöhnt, für geringe Leistungen reichen Lohn zu ernten, und der Lorbeer regnete in dichten Flocken auf manche Incapazität herab. Der österreichische Krieg war zu kurz, um einen ernsten Prüfstein zu bilden. — — —

Statt derjenigen Vornehmheit der Gesinnung, welche gern die Verantwortung auch für solche Unfälle übernimmt, die von Andern verschuldet sind, sobald damit nur dem Ganzen genützt werden kann, zeigte der Dictator hier ein kleinliches Mißtrauen und die Neigung, schwächeren Gemüthern, welche er auf seiner starken Hand hätte tragen müssen, das Mißgeschick der von ihm selbst geleiteten Unternehmungen in die Schuhe zu schieben.

Während er sich an den General d'Aurelle noch nicht wagte, rief er weniger populaire Generale wie Pourcet, Durieu, Fiereck ohne Weiteres von ihren Commandostellen ab, ersetzte sie durch jüngere Untergebene und verfolgte sie, wo es anging. Der Mangel an Fähigkeit oder an Fügsamkeit wurde diesen Männern selbst nicht selten zum Verbrechen gestempelt. General Fiereck, der die Nationalgarden im Westen dem Großherzoge gegenüber commandirte, erhielt am 18. November durch de Freycinet's Vermittlung seine Abberufung mit den Worten: „Die Regional-Commandos sind durch eine allgemeine Maßnahme aufgehoben; Sie werden an die Spitze einer wichtigen Territorial-Division berufen." Am 21. November — also nur drei Tage später — bekam aber Labiche, der Präfect von Nogent-le Rotrou mit der Bezeichnung „rigoureusement confidentionelle" folgende chiffrirte Depesche des Dictators: „Ich beauftrage Sie ganz speciell, eine Untersuchung über die letzten militairischen Ereignisse in Ihrer Region und zumal über die Aufführung, sowie die Handlungen der Generale Fiereck u. s. w. anzustellen."

„Als erstes Document werden Sie das Register der an diese verschiedenen Offiziere gerichteten Depeschen zu Rathe ziehen."

Noch vor Kurzem hatte Gambetta demselben General schreiben lassen: „unter Ihrer Führung gilt jeder Soldat gleich zweien."

Aus ganz ähnlichen Gründen erfolgte um diese Zeit die Aussendung von Commissarien — zum Theil Offiziere der niederen Chargen — in die Hauptquartiere der commandirenden Generale, mit Vollmachten, welche sie zu Beaufsichtigern ihrer hohen Vorgesetzten machten.

So reiste auch zum General Crouzat, der mit seinem (dem 20.) Armeecorps die ersten Schläge bei der Operation gegen Pithiviers führen sollte, ein irischer Abenteurer, Capitain Ogilvy ab, den de Freycinet späterhin selbst desavouiren mußte. Dieser Mann erhielt von Gambetta einen Empfehlungsbrief nach Gien an den in den Kreisen der Armee sehr beliebten und seiner Energie halber bekannten General. Dieser Brief hat eine erstaunliche Aehnlichkeit mit dem d'Aurelle zugegangenen Avis:

„Der Minister des Innern und des Krieges accreditirt bei dem General Crouzat, welcher die um Gien vereinigten Streitkräfte commandirt, den zum Generalstabe des 18. Corps zugetheilten Geniecapitain Ogilvy, welcher aber von dort momentan detachirt wird."

„Der Herr Capitain Ogilvy besitzt mein ganzes Vertrauen. Ich habe mich mit ihm lange über die militairischen Operationen unterhalten. Gien ist ersichtlich der Schlüssel unserer Position an der Loire. Ich weiß, daß dieser in den thatkräftigen Händen des Generals Crouzat in Sicherheit ist. Ich sende ihm Herrn Ogilvy, um ihm in seiner Mission beizustehen und ich bitte ihn, diesen Offizier mit berathender Stimme dem Kriegsrathe beiwohnen zu lassen."

Tours, den 19. November 1870. Léon Gambetta.

Auf Grund dieser ziemlich unzweideutigen Autorisation mischte sich Capitain Ogilvy in die Führung des Corps, setzte sich auch über die Generale hinweg mit der Regierung in Verbindung und mehrte die Verwirrung, so daß sich schon am 24. Freycinet an den in Le Mans weilenden Gambetta mit folgendem Telegramm wenden mußte:

„Angesichts einer unglaublichen Depesche, welche der Capitain Ogilvy an Sie nach Tours gerichtet, habe ich es, nach Er-

klärungen von Crouzat's Seite, auf mich nehmen müssen, Ogilvy den Zutritt zum Kriegsrath provisorisch zu untersagen. Ich bitte Sie, das gut zu heißen" u. s. w. Auch die telegraphische Correspondenz mußte dem unternehmenden Commissar verboten werden.

Ebenso stimmten diejenigen Befehle, welche die Generale Crouzat, des Pallières u. s. w. aus dem Ministerium erhielten, nicht mit denen überein, welche ihnen auf Geheiß des Dictators von d'Aurelle gegeben wurden. Daß bei dieser Verwirrung ein Theil der dringend nothwendigen Weisungen unvollständig lautete, ist leicht erklärlich. Ja Gambetta und de Freycinet trafen selbst jeder auf eigene Hand Anordnungen, welche natürlich divergirten, auch wenn beide Männer im großen Ganzen dieselben Absichten hegten. „Ich bitte Sie dringend," telegraphirte in jenen Tagen Freycinet an Gambetta, „an keinen Theil der Loirearmee directe Befehle zu geben; lassen Sie diese Befehle durch uns gehen, selbst um den Preis einer Verspätung. Sonst laufen wir das schwerste Risico, nämlich, daß ein und dasselbe Corps Befehle erhält, die sich widersprechen."

General d'Aurelle war erfahren genug, um den Wirrwarr und das Mißgeschick vorauszusehen und richtete ein ausführliches Schreiben nach Tours. Er wies auf die Gefahren hin, welche es haben müsse, wenn man einen Theil der Loirearmee vereinzelt gegen den Feind führte und betonte, daß die Position von Pithiviers garnicht so wichtig sei, um das Wagniß zu rechtfertigen. Er machte zahlreiche Ausstellungen, setzte aber nicht seine Autorität, seine Stellung ein, um die Zurücknahme der gegebenen Befehle zu erwirken. Ja er schlug auch an Stelle der nach seiner Meinung verderblichen Befehle keine anderen vor. Freycinet erwiderte ihm daher im Namen des Ministers: „Auf Ihre Einwendungen, deren Tragweite ich garnicht verkenne, habe ich folgende einfache Antwort: Sobald Sie mir einen besseren Plan, wie den meinigen, oder selbst wenn Sie mir nur überhaupt irgend einen Plan bringen, kann ich von dem meinen Abstand nehmen und meine Befehle widerrufen."

Es blieb also bei der Expedition gegen Pithiviers.

Des Pallières vollzog seinen Marsch von Chevilly durch den

Wald von Orléans nach Lourh und Chilleurs-aux-bois am 24. und 25. November. General Crouzat rückte am 24. bis Bellegarde, mit seinen Avantgarden sogar bis Ladon und Mézières (zwischen Beaune la Rolande und Montargis) vor, das 18. Armeecorps, an Bourbaki's Stelle noch durch den Generalstabschef Oberst Billot commandirt, bis Boismorand südlich Montargis.

An demselben Tage marschirte nun gerade der größere Theil des 10. preußischen Armeecorps von Montargis nach Beaune la Rolande, also im Flankenmarsche vor der Front der anrückenden französischen Armee entlang. Diese Truppen fanden ihren Weg in Ladon und Mézières durch die dort schon eingerückten Franzosen gesperrt, warfen sie aber hinaus, nahmen ihnen gegen 200 Gefangene ab und erreichten glücklich ihr Marschziel. Für die Franzosen hatte das ganze Unternehmen keinerlei Vortheil gehabt, um so mehr aber für den Prinzen Friedrich Karl, der nun zuerst mit einiger Sicherheit die Anwesenheit des 18. und 20. französischen Corps vor seinem linken Flügel erfuhr. Auch des Pallières' Flankenmarsch blieb nicht unbemerkt, das Zusammenziehen großer französischer Streitmassen vor dem 10. Armeecorps deutete auf die Absicht des Feindes hin, dort seine Offensive zu beginnen. Zufällig wurde Capitain Ogilvy bei Ladon erschossen und seine Papiere, sammt dem Briefe Gambetta's, welcher Gien als den Schlüssel der französischen Stellungen an der Loire bezeichnete, geriethen in deutsche Hand. Im Hauptquartier zu Pithiviers war man nun auf der Hut; die Bewegung der französischen Armee gegen Fontainebleau am Loing entlang, des französischen Dictators erster Plan zur Befreiung von Paris, konnte von jetzt ab die Armee Friedrich Karl's nicht mehr unvorbereitet treffen. Die am nächsten Tage schon erfolgende Besetzung von Montargis durch das 18. französische Corps war ein neues Warnungszeichen.

Die französischen Generale aber blieben dort, wo sie waren, stehen. Die Befehle, welche ihnen Gambetta hatte ertheilen lassen, reichten nur für den ersten Operationstag aus. Keiner von diesen Männern wußte, was weiter geschehen sollte. Sie richteten sich in

ihren Positionen ein und warteten der Dinge, die da kommen würden. So gewann Prinz Friedrich Karl ausgiebige Zeit. Er gab den ursprünglich gehegten Plan, nach der großen Pariser Straße weiterzumarschiren, sobald nur Voigt-Rhetz eingetroffen sei, auf und beließ das 10. Armeecorps bei Beaune la Rolande. Dann stellte er auch schon in den nächsten Tagen starke Unterstützungen bei Pithiviers bereit, um sie für den Fall einer Schlacht auf dem linken Flügel zur Hand zu haben.

Der 25. November war für die Franzosen schon dadurch verloren gegangen, daß General des Pallières diesen Tag noch für den Marsch nach Chilleurs aux bois brauchte. Die von Tours durch de Freycinet an diesem Tage expedirten Befehle besagten nichts, als daß die drei in Marsch gesetzten Generale die Verbindung aufzunehmen, sich zu verschanzen und Recognoscirungen anzuordnen hätten. General d'Aurelle, der von den verschiedenen Seiten her um Befehle für das, was nun geschehen solle, angegangen worden war, entschloß sich am 25. November noch einmal ernste Vorstellungen nach Tours zu richten.

Er bat, Pallières nach Chevilly zurück kehren zu lassen, die Armee concentriren und den Feind aufsuchen zu dürfen, wo es auch immer sei.

Der Zweck des Dictators und seines Delegirten war also erreicht; der Oberbefehlshaber aus dem defensiven Gedanken gegen seine Ueberzeugung in die Offensive hinüber gedrängt worden. Und dennoch gab de Freycinet, jedenfalls im Einklange mit Gambetta, der eben von einem Ausfluge nach Le Mans zurückgekehrt war, nicht nach. Noch lag die ganze Operation gegen Pithiviers in ihren ersten Anfängen. Ohne alle Störung konnten die dort engagirten Truppen neue Richtungen einschlagen, Pallières zurückkehren. Allein die Eitelkeit des Dictators und seines Delegirten ließ es nicht zu — in dem angefangenen Werke der usurpirten Feldherrnglorie innezuhalten. „Jetzt ist es zu spät, auf die Offensive zurückzukommen; denn unsere Bewegung ist schon zu stark im Gange," schrieb Freycinet dem greisen General zurück und dieser

sah sich den verderblichen Umständen gegenüber ohne Macht. Er widerstrebte nicht länger.

In Tours blieb man durch einen Zufall bis zum 26. November Abends ganz ohne Nachricht vom 18. Armeecorps, wußte also auch nicht, ob dasselbe glücklich Montargis besetzt hätte. Indeß der Dictator nahm an, daß Alles gut gegangen sei und nunmehr Abends 11 Uhr 50 Minuten beförderte der Telegraph einen neuen Befehl nach Bellegarde und Montargis: „Sie haben sich in Verbindung zu setzen (Crouzat, Billot), um gemeinsam zu handeln und Beaune la Rolande, Mézières, Juranville noch vor Nacht (am 27.) zu besetzen. Crouzat wird die Bewegung commandiren." Dann folgen noch einige Details über die einzunehmenden Stellungen, aber keine Andeutung, was weiter geschehen solle, keine, welchen Zweck diese ganze Bewegung habe. „On attendra de nouveaux ordres" ist die einzige Weisung für die Zukunft. Man commandirte also von Tours aus einfach den Angriff auf einige Dörfer, schnitt aber den Generalen jede Selbstständigkeit für den größeren Zusammenhang der Kriegsoperationen ab. „On attendra de nouveaux ordres!"

„Es gehörten wahrlich Generale dazu, die von ihren Pflichten sehr durchdrungen waren, um unter solchen Umständen Commandos zu führen," ruft General d'Aurelle bei dieser Gelegenheit aus, „indessen die Liebe zum Vaterlande gab den Muth, die Verletzung der Eigenliebe zu ertragen; denn man verlangte nur, sein Blut zu vergießen und Frankreichs Erniedrigung zu rächen."

Der 27. November verstrich in Bellegarde ungenützt über den Berathungen für den Angriff. So waren abermals zwei Tage verloren gegangen, welche die drei Corps, zusammen wohl an 75,000 Mann, am Nordrande des Waldes von Orléans und der von Culturen dicht bedeckten Zone östlich davon, bereit standen, um in die freie Ebene hinaus vorzubrechen und sich auf das 3. und 10. preußische Corps zu werfen. Diese beiden Corps vermochten ihnen im besten Falle nicht halb so viel Streiter entgegen zu stellen.

Am 28. November endlich schritten die Franzosen zum Angriff.

General von Voigt Rhetz erwartete sie auf den flachen Höhen zwischen Beaune la Rolande und Long-Court. Zwar war sein Corps durch Entsendungen nach Château Landon u. s. w. auf höchstens 9000 Mann Infanterie reduzirt, aber dennoch hielt es den ganzen Tag über unerschütterlich Stand. In fruchtlosen Kämpfen, bei denen die Generale der Republik, welche dieselben leiteten, kein anderes Ziel kannten, als daß sie sich die vom Ministerium vorgeschriebenen Nachtquartiere erkämpfen sollten, brach sich die Kraft der jungen französischen Truppen. Noch wirkte der Enthusiasmus, den die Wiederbelebung der republikanischen Tradition wach gerufen hatte. Mit großer Bravour, aber immer vergeblich, stürmten sie gegen die deutschen Stellungen. Weithin bedeckte sich das Feld mit ihren Todten und Verwundeten.

General des Pallières, der keinerlei bestimmten Befehl empfangen hatte, blieb bei Chilleurs unthätig stehen, und so konnten auch die bei Pithiviers wartenden preußischen Verstärkungen noch in der entscheidenden Stunde auf der blutgetränkten Wahlstatt erscheinen, um die Niederlage der Angreifer zu vollenden.

Eine wochenlang andauernde Apathie bemächtigte sich derjenigen französischen Truppen, die hier gefochten und so große Verluste erlitten. Ihre Bravour hatte diese nur vermehrt. Zu welchem Zweck das Alles geschehen, das blieb auch ferner eine offene Frage.

Im deutschen Hauptquartier zu Pithiviers glaubte man selbstredend nicht an die Planlosigkeit dieser heftigen, unter Einsetzung der größten Opfer unternommenen Angriffe, sondern reimte sie sich mit einem tiefer durchdachten Plane zusammen. Prinz Friedrich Karl und sein Chef des Generalstabes hatten die Absicht Gambetta's, den Loing hinab gegen Fontainebleau vorzudringen und sich so Paris zu nähern, schon durchschaut. Sie setzten eine sachkundige Leitung der großen französischen Armee voraus und nahmen an, daß diese gleichzeitig mit dem Angriffe auf Beaune schon das allgemeine Vorrücken des ganzen Heeres eingeleitet habe. Jener Angriff erklärte sich dann sehr leicht durch die Nothwendigkeit, den linken Flügel der preußischen Armee zurückzudrücken, um für den Vormarsch am

Loing Raum zu gewinnen. Der Prinz-Feldmarschall schob deshalb ohne Zögern seine Armee weiter östlich.

Wäre die gute Meinung, welche man im Hauptquartier Pithiviers von der französischen Heeresleitung hegte, richtig gewesen, so würde den Truppen des Prinzen Friedrich Karl eine schwere Aufgabe bevorgestanden haben.

Niemand vermochte die Franzosen daran zu hindern, daß sie während des 28. November von Montargis aus mit ihren Avantgarden bis Nemours marschirten und am 29. von dort gegen Fontainebleau aufbrachen, wenn man hinter dem 18. und 20. Corps, die im Kampfe standen, wenigstens alle marschtüchtigen Truppen der Loirearmee am Loing vereinigt gehalten hätte. Der kühne Vorstoß würde dann gerade mit dem Ausfall der Pariser Armee zusammengetroffen sein und ein wahrhaft unternehmender Feldherr hätte auf französischer Seite jetzt noch einmal alle für sein Land günstigen Aussichten vereinigen können.

Gegen eine solche verwegene und überraschende Offensive vermochte Prinz Friedrich Karl am 29. nur das 3. Armeecorps zu verwenden, am folgenden Tage auch das 9. Der Großherzog blieb ganz aus dem Spiele, da er eben erst vom Loir heranrückte. Das 10. Armeecorps hätte sich in Berührung mit dem Feinde halten müssen, den es am 28. geschlagen, eine Krisis, die ernster gewesen wäre, als alle, welche für die deutschen Heere in jener Kriegsepoche wirklich eingetreten sind, mußte alsdann folgen.

Bestanden die vereinigten deutschen Heere dieselbe glücklich, woran damals Offiziere und Soldaten keinen Augenblick zweifelten, so wäre der Frieden wohl um zwei Monate früher da gewesen.

Doch so umsichtig, wie man es ihm zugetraut, hatte der jugendliche Dictator von Frankreich nicht gehandelt. Bald durchschaute es Prinz Friedrich Karl, daß bei Beaune nur ein isolirter Versuch des einen Flügels der Loirearmee abgewehrt worden sei.

De Freycinet giebt vor, der Zweck seines Zuges gegen Beaune la Rolande sei auch der gewesen, Tours gegen die bedrohlichen Bewegungen des Großherzogs im oberen Sarthegebiet zu schützen — eine eigenthümliche Gedankenverbindung, die wohl hinterdrein ent-

standen ist, weil der Großherzog aus ganz anderen Gründen zu derselben Zeit ostwärts abmarschirte.

Das Verhalten Gambetta's und seines Delegirten in den Tagen nach der Schlacht bei Beaune ist in hohem Grade zweideutig. Daß das ganze Unternehmen gescheitert sei, war klar. Seit vier Tagen hatte die Heeresgruppe auf dem rechten Flügel der Armee nicht einen Tagemarsch vorwärts zurückgelegt. General Crouzat meldete nach der Schlacht, daß er vor starken deutschen Colonnen, die, von Pithiviers ankommend, seine erschöpften Truppen in der Flanke bedrohten, sich in seine alten Positionen habe zurückziehen müssen. General Billot erhielt am andern Morgen von der Regierung selbst die Weisung, sich gleichfalls zurück und an das 20. Corps heranzuziehen, — sich gemeinsam mit jenem zu verschanzen und „neue Befehle abzuwarten."

Das spricht deutlich genug für die wahre Anschauung über den Ausgang der Schlacht. Und trotzdem belegten die Männer von Tours das ganze Ereigniß mit der Bezeichnung „victoire de Beaune la Rolande" und zeigten sich sehr zufrieden mit dieser „vigoureuse pointe", die freilich wohl an 5—6000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene gekostet hatte. Ja das 18. Armeecorps, dessen Chef General Billot sich besonderer kriegsministerieller Gunst erfreute, wurde mit Ehrenbezeugungen und Belohnungen überhäuft.

Als aber die Nachrichten ernster wurden, als General Pallières nach St. Jean de la Ruelle telegraphirte: „ich habe soeben das 20. Corps besucht, es ist im elendesten Zustande" und als diese Meldung nach Tours weiter eilte, als auch Crouzat selbst über seine großen Verluste klagte und um Ersatz und Ausrüstungsstücke bat, da änderte sich plötzlich der Ton. Der Kriegsdelegirte antwortete Crouzat mit bitteren Vorwürfen. „Sie scheinen schnell geneigt, den Muth zu verlieren," entgegnete er dem tapferen General, der an der Spitze seiner Bataillone selbst den letzten Angriff auf Beaune bis an die Barrikaden geführt hatte.

Waren aber noch über den wirklichen Ausgang der Schlacht

in Tours Zweifel gewesen, so mußten sie nunmehr schwinden; — das ist für die Folge wichtig. —

Die Ereignisse entwickelten sich jetzt schnell.

Eine mit dem Ballon aus Paris gekommene Nachricht vom 18. November hatte den großen Ausfall der Pariser Armee als nahe bevorstehend angekündigt. Trochu erklärte der Regierungsdelegation von Tours, seinem später ausgesprochenen Urtheil völlig entgegen, daß der Sieg von Coulmiers „sein Interesse und seinen Eifer auf's Höchste anfeuerten, daß er aber wahrscheinlich acht Tage brauchen werde, um sich dorthin wenden zu können, wo die Loirearmee in Thätigkeit sei." Von dieser Nachricht war dem General d'Aurelle keine ausführliche Mittheilung gemacht worden; denn sie hätte ohne Zweifel seinen Widerstand gegen das Auseinanderzerren der Armee und die Eingriffe des Kriegsministeriums noch gestärkt. Am 26. November beförderte der Gouverneur von Paris seine entscheidende Depesche: „Die Nachrichten, welche ich von der Loirearmee erhalten, haben mich natürlich dafür entschieden, nach Süden auszufallen und ihr entgegen zu gehen „„coûte que coûte"". Dienstag den 29. wird die Ausfallarmee, commandirt durch den General Ducrot, den energischsten von uns, die befestigten Stellungen des Feindes angreifen und, wenn sie dieselben nimmt, zur Loire, wahrscheinlich in der Richtung auf Gien vordringen." General Trochu unterschätzte die Stärke und Bedeutung der Loirearmee vollständig. Er glaubte, daß diese Armee vor den Bewegungen des Großherzogs von Mecklenburg, welche ihre linke Flanke bedrohten, über die Loire werde zurückweichen müssen. Daher fügte er hinzu, General Ducrot solle mit 100,000 Mann und 420 Geschützen von Gien weiter auf Bourges vordringen, um sich dort mit der Loirearmee zu vereinigen.

Diese Depesche gelangte erst am 30. November in die Hände des Dictators, da der Ballon, der sie mitführte, in Norwegen niedergefallen war und man in Paris die Vorsicht verabsäumt hatte, sie doppelt zu befördern. Sogleich war nun Gambetta entschlossen, die

Loirearmee aufbrechen zu lassen; denn natürlich glaubte er Trochu schon seit zwei Tagen im Kampfe mit der Einschließungsarmee. Noch am 30. reisten de Freycinet und Herr de Serres nach St. Jean de la Ruelle zum Hauptquartier des General d'Aurelle ab.

Inzwischen fand folgender Depeschenwechsel statt, der für die entscheidenden Augenblicke dieses ganzen Feldzuges wichtig geworden ist:

de Freycinet an General d'Aurelle.

„Glauben Sie mir, daß alles Heil in einer kräftigen Offensive zu suchen ist. Ich habe guten Grund, Ihnen so zu sprechen, und Sie werden es selbst bald einsehen. Richten Sie also alle Ihre Anstrengungen nach Norden und Nordosten. Ihre linke Flanke ist nicht ernst bedroht."

Diese nur sehr vage gehaltene Depesche war abgesandt, als Gambetta schon die Nachrichten aus Paris besaß.

General d'Aurelle an den Kriegsminister:

„Ich bin bereit, vorwärts zu gehen, um die Offensive zu ergreifen, während ich das 17. Corps vor Orléans zurücklasse. Aber um diese Bewegung ausführen und sie gleich morgen früh beginnen*) zu können, muß ich nothwendigerweise von Ihnen ohne Rückhalt informirt werden."

„Wenn ich de Sonis**) zurücklasse, soll ich ihn auf die Straße von Pithiviers oder auf die von Châteaudun setzen?"

„Darf ich des Pallières, der in Chilleurs aux Bois steht, zurückrufen?"

„Welche Rolle sollen das 18. und 20. Corps bei dieser Operation spielen?"

„Sie sprechen mir von der Richtung Norden und Nordosten; die erste führt mich nach Etampes, die zweite nach Pithiviers, welche von beiden soll ich einschlagen? Mit einem Worte, welches soll mein Object sein?"

Freilich verräth diese Depesche bei dem Oberbefehlshaber der

---

*) Es liegt hier noch eine weitere Correspondenz zwischen dem Telegramm des Kriegsministeriums und dieser Antwort.

**) Commandirender General des 17. Armeecorps.

großen Armee eine arge Unselbstständigkeit; indessen seine Schwäche war durch das unklare und dabei dennoch im höchsten Grade eigenwillige Benehmen des Kriegsministers, wenn auch nicht erzeugt, so doch außerordentlich befördert worden.

Das Kriegsministerium antwortete auf die letzte Depesche:

„Setzen Sie Ihre Vorbereitungen mit Rücksicht auf Ihre Vorwärtsbewegung sowohl auf der Straße nach Etampes, als auch auf der nach Pithiviers mit dem 16. Corps und den beiden Divisionen des 15. Corps und im Hinblick darauf fort, daß de Sonis (17. Corps) nach Orléans zurückgeschickt wird. Aendern Sie die Aufstellung des Pallières' nicht."

„Ich werde Ihnen „de vive voix" auseinandersetzen, was wir von Ihnen erwarten, und wir werden zusammen studiren. Wenn General Chanzy und auch des Pallières sich heute Abend um acht Uhr in Ihrem Hauptquartier einfinden können, ohne auf irgend eine Weise die Sicherheit ihrer Truppen zu gefährden, so wird es mich sehr freuen, sie unserer Conferenz beiwohnen zu lassen." de Freycinet.

Diese Depesche leistet in Unklarheit das Mögliche. Die Straßen nach Pithiviers und Etampes waren eben die beiden einzigen, zwischen denen gewählt werden mußte, denn sie gingen nach den entscheidenden Richtungen auseinander. Was geschehen soll, will de Freycinet im Auftrage des Kriegsministers dem General „de vive voix" auseinandersetzen, dennoch aber soll es noch „studirt" werden. Vom 18. und 20. Corps, die am weitesten entfernt standen und demzufolge die ersten Befehle erhalten mußten, war gar nicht die Rede.

Nach diesem Depeschenwechsel fand die Conferenz statt, um den Operationsplan festzustellen.

Jeder Offensive aber stellte sich eine unüberwindliche Schwierigkeit entgegen, das war die Zweitheilung der Loirearmee.

Die eine Gruppe, das 18. und 20. Armeecorps, stand bei Bellegarde östlich des Waldes von Orléans, die andere an der großen Straße Paris-Orléans und westlich derselben bei St. Péravy, beide durch sechs deutsche Meilen eines dichten nur von mangelhaften Querverbindungen durchzogenen Forstes von einander ge-

trennt. In der Mitte zwischen ihnen hielt Martin des Pallières am nördlichen Waldrande mühsam die Verbindung aufrecht und mußte hierzu seine Division, die beste und stärkste der Armee, in verschiedene Posten zersplittern.

Diese Situation aber hatte Niemand anders, als Gambetta selbst durch seine directe Einmischung in die Bewegungen der Truppen herbeigeführt. Vergeblich hatte General d'Aurelle gegen die gewaltsame Ausdehnung seiner Front noch mehrfach protestirt. Man antwortete ihm von Tours: „Der Feind ist noch weiter ausgedehnt als Sie" und dabei blieb es.

Auch jetzt noch verlangten die Generale einstimmig die Concentration der Armee vor Beginn der Operationen. De Freycinet bestand auf dem sofortigen Aufbruch und schnitt jede Einwendung schließlich damit ab, daß er diesen Plan für „unwiderruflich durch die Regierung beschlossen" erklärte.

Nur in Einem gab er nach. Gambetta hatte das Vorgehen der Armee in zwei Colonnen gewünscht, die rechte — das 18. und 20. Corps — sollte sich wieder nach Montargis dirigiren und von dort den Loing hinab über Nemours vordringen, die andere — das 15. und 16. Corps — hingegen die Richtung über Pithiviers einschlagen. Nun wurde festgesetzt, daß alle vier Armeecorps sich gemeinsam gegen die Linie Pithiviers-Beaumont en Gatinais vereinigten, um dort die Preußen zu schlagen und dann über Malesherbes ihre Offensive festzusetzen. Das 17. Armeecorps sollte Orléans decken.

Das Kriegsministerium schätzte die vier Corps, welche für den Angriff bestimmt waren, auf 160 bis 180.000 Mann, ohne Zweifel zu hoch, aber ebenso auch den Prinzen Friedrich Karl auf 110—120,000 Mann, also auf mehr als das Doppelte seiner Stärke.

Sehr besorgt waren die Generale ferner über die Anwesenheit des Großherzogs von Mecklenburg bei Toury und Janville, der so in der Flanke der gegen Pithiviers vordringenden Colonnen stand. Sie begehrten mit dem 15. und 16. Corps erst diesen Gegner anzugreifen und zu schlagen, bevor sie sich ostwärts wendeten. Allein de Freycinet gab nur eine isolirte Bewegung des 16. Armeecorps

in dieser Richtung nach, während das 15. unthätig bleiben und der weiten Schwenkung jenes Corps als Pivot der drehenden Bewegung langsam folgen sollte.

Als Grund für dieses Beharren auf seiner Idee gab de Freycinet den Zeitverlust an, den die Vereinigung beider Corps herbeiführen werde. Doch ist dieser Grund nicht stichhaltig, weil die Bewegung des 16. Corps vor dem entscheidenden Schlage immer abgewartet werden mußte, und man die Concentration mit jener Bewegung vereinigen, durch den größeren Kräfteaufwand aber dieselbe erleichtern und beschleunigen konnte.

Das ministerielle Programm ging also bis auf ganz geringe Modificationen durch.

Bedenkt man aber, daß Herr de Freycinet, der Civilingenieur, während der Berathungen bereits das Absetzungs-Decret für General d'Aurelle als ultima ratio, wenn derselbe irgend hartnäckig widerstreben sollte, in der Tasche hatte, so wird dieser ganze „Kriegsrath" zu einer Farce. Aus dieser wollte der Dictator den Vorwand hernehmen, um, wie er es später gethan hat, erklären zu können:

„Niemals sind den Generalen andere Befehle gegeben worden, als diejenigen, welche mit ihnen zuvor berathen waren, niemals andere, als die Ausführungsbefehle. Was die allgemeinen Pläne anbetrifft, so sind immer sie (die Generale) es gewesen, welche dieselben gegeben oder gewählt haben."

Freilich zwang er die Armeebefehlshaber in dieser Epoche nicht durch offenes Aussprechen seines souverainen Willens, wohl aber tyrannisirte er sie auf indirecte Art.

Ueber dem Kriegsrath vom 30. November sollte noch ein besonderer Unstern walten. Bei der Lebhaftigkeit der Debatten unterließ man es, Klarheit darin herbeizuführen, wer denn eigentlich von nun ab über das 18. und 20. Corps verfügen sollte. Officiell standen diese Corps noch unter directer Leitung des Kriegsministeriums. Ein Irrthum war es schon, beide Armeecorps, die seit der Schlacht bei Beaune la Rolande kaum noch feldtüchtig waren, als vollzählige Factoren in die Berechnungen hineinzuziehen. Verhängniß-

voller wurden noch die jetzt entstehenden Zweifel über die Befehlsführung.

Gambetta ließ jene Corps in der Nacht vom 1. zum 2. December telegraphisch unterrichten, daß sie von nun ab unter d'Aurelle's Oberbefehl stünden. Dieser selbst behauptet, nichts davon gewußt zu haben. Erst am 3. December früh erhielt er eine Depesche Gambetta's, welche ihn aufklärte, doch war es da schon zu spät. — —

Die Lage des Prinzen Friedrich Karl hatte sich mittlerweile nämlich völlig geändert. Der Großherzog von Mecklenburg war auf Befehl des Königs zu ihm gestoßen, und diese Vermehrung seiner Streitkräfte bewog ihn, die Offensive gegen Orléans für den Augenblick festzusetzen, wo es klar wurde, daß der Feind seinen Marsch Loing abwärts aufgegeben habe. Die Vortheile der Defensive waren bei Beaune la Rolande schon genugsam ausgebeutet worden, der offensive Geist, der in der deutschen Armee herrschte und der bisher alle ihre Thaten geleitet hatte, sollte nicht durch allzulange Zurückhaltung beeinträchtigt werden. Die Zeit zum entscheidenden Angriff nahte heran.

Die Bewegungen der französischen Loirearmee zu ihrer allgemeinen Offensive begannen am 1. December früh. General Chanzy trat mit seinem 16. Armeecorps aus der Linie Boulay-St. Péravy gegen den Großherzog an. Diesem hatte Prinz Friedrich Karl für den nämlichen Tag Recognoscirungen anbefohlen, welche feststellen sollten, ob nördlich Orléans noch starke Theile der Loirearmee stünden, oder ob dieselben im Abmarsche nach dem rechten Flügel der Armee begriffen seien. Der Prinz besorgte bei seinem demnächst bevorstehenden Angriffe gegen Orléans einen Luftstoß zu machen, während seine inzwischen am oberen Loing versammelten Gegner den Marsch nach Fontainebleau wiederaufnahmen.

So kam es, daß General Chanzy auf ebenfalls anrückende Abtheilungen des Großherzogs — auf bayerische Truppen — stieß und sie in dem Gefecht von Villepion zurückwarf, da er erheblich stärker war.

Der neue Feldzug hatte mit einem, wenn auch nur unbe-

deutenden Vortheil begonnen und dieser Tag ward derjenige des ganzen Krieges, an welchem Frankreichs Illusionen am höchsten stiegen. Am 1. December kam nämlich in Tours auch die Nachricht von dem Beginn des großen Pariser Ausfalles an. General Ducrot hatte, nach den Vorbereitungen am 29. November, am Morgen des 30. seinen Angriff auf die zwischen Seine und Marne stehenden deutschen Truppen begonnen. Er schwur zuvor, nur als Leiche oder als Sieger in die Hauptstadt zurückzukehren. Dann nahm er die ersten Erfolge gegen die dem Stoße ausweichenden deutschen Vorposten für den entscheidenden Schlag und demgemäß ward auch die den Provinzen gesandte Depesche abgefaßt. Bei einer von Paris aus gleichzeitig mit dem Hauptangriff unternommenen Demonstration wurde ferner der Ort Epinay-les-St. Denis durch den Admiral de la Roncière zeitweise besetzt. In der Depesche war aber dieses auf der Nordseite von Paris gelegene Epinay nicht näher bezeichnet. Gambetta nahm es daher ohne weiteres für das bei Longjumeau gelegene Epinay der Südseite und zweifelte nicht länger daran, daß die Einschließung von Paris gesprengt sei. Am 2. December früh las das freudig überraschte Frankreich die pomphafteste seiner Proclamationen:

„Der Genius Frankreichs, einen Augenblick verhüllt, erscheint von Neuem."

„Dank den Anstrengungen des ganzen Landes kehrt uns der Sieg zurück, und gleichsam, um uns die lange Reihe unserer Unglücksfälle vergessen zu machen, begünstigt er uns auf beinahe allen Punkten." ....

„Unsere beiden großen Armeen marschiren die eine der anderen entgegen. In ihren Reihen weiß jeder Offizier, jeder Soldat, daß er das Schicksal des Vaterlandes in Händen hat. Das macht sie unbesiegbar. Wer könnte noch länger an dem endlichen Ausgange dieses gigantischen Kampfes zweifeln." .....

„Schon ist der „envahisseur" auf dem Wege, wo ihn das Feuer unseres empörten Volkes erwartet."

Fürwahr eine enthusiastische Uebertreibung sonder Gleichen, welche dem Lande eine schwere Enttäuschung bereiten sollte! Ruft

doch selbst ein Freycinet, der Uebung darin besaß, in seinen Niederlagen Siege zu sehen, dieseśmal aus: „ich kann an diese — ach so schnell entflohenen — Stunden nicht ohne eine unsägliche Trauer zurückdenken.“

Am 2. December kehrte Ducrot nicht als Leiche, aber auch nicht als Sieger nach Paris zurück, weshalb die Gamins ihn alsbald den „général ni l'un ni l'autre“ nannten, und Chanzy traf, wie er seine Vortheile vom letzten Tage verfolgen wollte, unerwartet einen überlegenen Feind an. Der Großherzog hatte auf die Nachricht von dem Gefechte bei Villepion am 2. December früh seine Truppen versammelt und kam ihm entgegen. Der Kampf wurde sehr ernst. General d'Aurelle warf noch eine Division des 15. Corps hinein, Theile des 17. Corps kamen heran, und doch konnte der Sieg nicht errungen werden, die Schlacht von Loigny ging für die Loirearmee verloren.

Wie bei Beaune ihr rechter, so hatte bei Loigny ihr linker Flügel in fruchtlosen Kämpfen seine Kräfte zerschellt. Es fehlte jetzt nur der Gegenstoß der Deutschen, um die Niederlage voll zu machen. Und dieser Gegenstoß blieb nicht aus. Prinz Friedrich Karl concentrirte durch eine rapide Bewegung seine Armee zum Angriffe gegen Orléans. Neue Befehle des Königs trafen mit seinen Entschließungen zusammen.

Freilich war d'Aurelle's Gegner „weit auseinandergezogen“ gewesen; doch nur deßhalb, weil Prinz Friedrich Karl Frankreich über die Schwäche seiner Truppen täuschen wollte und weil er deren Marschtüchtigkeit kannte, welche es erlaubte, sie jederzeit schnell zusammenzuziehen.

Während am 3. December früh das 18. und 20. Corps der Loirearmee noch bei Bellegarde und Nibelle standen, in einer Verfassung, daß General Crouzat sich schon entschlossen hatte, beim ersten feindlichen Angriff über Ingranne nach Orléans abzuziehen, während ferner Pallières Truppen am Waldrande von Orléans zersplittert blieben, und nicht mehr zur Unterstützung des bedrohten

linken Flügels herbeizurufen waren, hatte der deutsche Oberbefehlshaber noch in der Nacht sein 9. Corps Artenay, sein 3. Chilleurs aux Bois gegenüber postirt, das 10. gegen Pithiviers herangezogen, von wo es am 3. December sich hinter das 9. Corps setzen sollte.

Nichts war französischerseits von dieser Bewegung bemerkt worden. Wie die Sachen stünden, wurde erst klar, als am 3. December die Deutschen zum Angriff schritten.

Nun blieb dem General d'Aurelle kaum etwas anderes übrig, als der Rückzug. Freilich schwanden an demselben Morgen die Zweifel über das Verhältniß des 18. und 20. Corps, so wie des Pallières', allein nun war's zu spät, diese Corps noch nach dem Kampfplatze zu berufen. Sie standen zwei Tagemärsche entfernt. Das unglückliche Unternehmen des Kriegsministers gegen Beaune la Rolande zeigte jetzt seine verderblichen Folgen. Es gab nur einen Weg, jene von der Armee getrennten 60—70,000 Mann zur Geltung zu bringen, das war die Wiederaufnahme der Offensive gegen Fontainebleau, in die jetzt von den Deutschen verlassenen oder nur durch Cavallerie überwachten Gegenden hinein. Doch ein kühner Entschluß wurde nicht ernstlich gefaßt.

Nur den General Pallières beorderte d'Aurelle in seine alten Stellungen von Chevilly, dann aber beschloß er thatsächlich den Rückzug in die Verschanzungen von Orléans. Dort konnte am ehesten noch ein Widerstand versucht werden. Die einzige frische Division des 15. Corps, die des General Martineau, deckte, unterstützt von der Reserve-Artillerie, den Abmarsch und wich fechtend im Laufe des Tages bis zum Dorfe und Bahnhofe Cercottes zurück. Der am 2. geschlagene linke Flügel (16. und 17. Corps) schloß sich dieser Bewegung an und gelangte nach St. Péravy und Gémigny.

General d'Aurelle ritt, die letzten Gedanken an Wiederaufnahme der Offensive preisgebend, Abends nach dem kleinen Orte Saran, $^3/_4$ Meilen nördlich Orléans, wo er übernachtete.

Zwar war an diesem Tage während des Kampfes die Haltung der jungen Truppen des 15. Corps noch eine gute gewesen, indessen in der Nacht machte sich die Nachwirkung und der Eindruck des

allgemeinen Rückzuges geltend. Die Straße nach Orléans bedeckte sich mit Flüchtigen. Vergebens suchten der Oberbefehlshaber, seine Offiziere und die Gensdarmerie die Ordnung wieder herzustellen. Die Auflösung ließ sich nicht mehr hemmen.

Eine Hiobsbotschaft folgte der anderen. Auch des Pallières entging der Niederlage nicht. Er erhielt den Befehl zur Rückkehr nach Chevilly zwar schon vor 6 Uhr früh, stand aber noch bei Chilleurs aux Bois, als dort am Vormittage das 3. preußische Armeecorps angriff. Nach kurzem Kampfe wurde er in den Wald hineingeworfen. Zwar gelang es ihm nun, sich in dem Forste westwärts zu wenden und nach Chevilly zu marschiren. Dort aber stieß er bei Einbruch der Dunkelheit statt auf die anderen Divisionen seines Corps, auf den Feind. Er wendete sich nach Cercottes. Hier fand er einen Befehl vor, der ihn nach Orléans rief, wo er die Verschanzungen besetzen sollte. Ohne Rast führte er den Marsch noch in der Nacht weiter fort und erreichte des Morgens am 4. December Orléans. Allein dieser Nachtmarsch, der über fünf deutsche Meilen betrug und unmittelbar auf ein Gefecht folgte, löste auch seine Division auf. Marodirend füllten bald Soldaten aller Waffengattungen die ganze Stadt.

Während des 3. December hatte zwischen der Armee und der Regierungsdelegation ein lebhafter Depeschenwechsel stattgefunden, der die Unzufriedenheit des Kriegsministers mit den commandirenden Generalen immer lauter aussprach, je ungünstiger die Schlachtberichte wurden. Jetzt beginnen plötzlich die Vorwürfe gegen den General d'Aurelle „daß seine Armee nicht concentrirt sei", während ihm, wie bekannt, Gambetta noch kurz zuvor mit einer Art von Hohn hatte erwidern lassen, „der Feind sei ebenso weit auseinander gezogen, wie er selber." Wohlfeile Rathschläge folgen, die zu ersinnen sehr leicht, die hier aber auszuführen unendlich schwer war: „Die Corps sollten sich nicht einzeln schlagen lassen, sondern sich concentriren und gemeinsam handeln u. s. w." Damit konnte nur das Vorgehen des 16. Corps am 1. und 2. December gemeint sein, während der Vertreter des Kriegsministers, Herr de Freycinet selbst die Isolirung dieses Corps gegen den

Willen d'Aurelle's gewaltsam durchgesetzt hatte. Schließlich wurde der Oberbefehlshaber — als man einsah, daß die Offensivbefehle nichts nützten — ausdrücklich ermächtigt, in das verschanzte Lager von Orléans zurückzugehen. Auch die Corpscommandanten erhielten besondere Befehle, sich nach dem Centrum der Armee heranzuziehen. Das 16. und 17. Corps wurden unter General Chanzy's, das 13. und 20. unter General Bourbaki's einheitlichen Befehl gestellt. Bourbaki, den das Glück im letzten Kriege augenscheinlich vernachlässigt hat, traf gerade an dem verhängnißvollen 3. December zu Bellegarde ein. Er erhielt verschiedene Befehle, nach Loury zu marschiren; — später, nach Orléans zurückzugehen, dabei aber die rechte Flanke d'Aurelle's gegen Loury hin zu sichern. Der Oberbefehlshaber wieder hatte im Gegensatze zu solchen Befehlen einmal die telegraphische Weisung erhalten, er solle das 18. und 20. Corps, sowie des Pallières' jetzt über Pithiviers und Beaumont en Gatinais vorgehen lassen. Doch d'Aurelle veranlaßte nichts Weiteres darauf hin. So schwirrte ein Wirrwarr von Vorwürfen, Rathschlägen und Befehlen den ganzen Tag über auf dem Draht, der Tours mit der Armee verband.

In der Nacht zum 4. December entschloß sich General d'Aurelle unter dem Eindrucke, den er eben empfangen, den Rückzug über die Loire anzutreten. Der rechte Flügel der Armee sollte über Gien, die Mitte über Orléans, der linke Flügel über Beaugency ausweichen und Alles sich wieder hinter der Sauldre bei Salbris vereinigen. So hoffte er, die Straßen nicht allzusehr zu überfüllen, und seine Truppen leichter ernähren zu können. Der excentrische Rückzug entzog diese auch am ehesten der Verfolgung.

Er meldete seinen Entschluß sogleich nach Tours: „Ich muß Ihnen erklären," sagte er dem Kriegsminister, nachdem er die letzten Kämpfe geschildert hatte, „daß ich selbst die Vertheidigung von Orléans für unmöglich halte. So peinlich auch eine solche Erklärung sein mag, so ist es doch meine Pflicht, sie zu Ihrer Kenntniß zu bringen; denn sie kann ein großes Unglück verhüten." Dann folgt der Rückzugsplan.

Der Dictator ließ ihm erwidern: „Ihre Depesche aus letzter

Nacht hat mir eine schmerzliche Bestürzung verursacht. Ich sehe in den Thatsachen, welche Sie resümirt, nichts, was den verzweifelten Entschluß rechtfertigen könnte, mit dem Sie endigen."

„Bis jetzt sind Sie auf üble Art engagirt gewesen, Sie haben sich im Einzelnen schlagen lassen, aber noch besitzen Sie 200,000 Mann, die im Stande sind zu kämpfen" u. s. w.

„Rufen Sie doch das 18. und 20. Corps herbei, mit denen Sie, wie es mir scheint, Sich nicht genug beschäftigt haben. Ziehen Sie das 15., 16. und 17. Corps zusammen. Brauchen Sie doch die Vertheidigungslinien, deren gewaltige Stärke Sie mir unlängst rühmten und setzen Sie in diesen Linien dem Feinde einen unbezwinglichen Widerstand entgegen."

General d'Aurelle fühlte sich durch eine solche Antwort nur beunruhigt. Er ahnte die Feindseligkeit, mit welcher Gambetta und seine Genossen gegen ihn verfahren würden, wenn er an seinem Entschlusse festhielt und dennoch mochte und konnte er sich nicht fügen.

Er sah wohl ein, daß es ihm unmöglich werden müsse, das 18. und 20. Armeecorps rechtzeitig zur Besetzung des verschanzten Lagers heranzurufen. Er fühlte ebenso, daß die am 2. und 3. December geschlagenen Truppen, deren Auflösung sich am 4. nur noch steigern konnte, keinen nennenswerthen Widerstand mehr leisten würden. Am 4. December um $^{1}/_{2}$9 Uhr früh antwortete er daher unmuthig:

„Ich bin an Ort und Stelle und besser im Stande, wie Sie, die Situation zu beurtheilen. Nicht mit geringerem Schmerze, wie Sie habe ich mich für diese äußerste Maßregel entschieden..... Leider wird Orléans heute Abend oder Morgen früh in Feindes Hand fallen. Das ist freilich ein großes Unglück, aber das einzige Mittel, eine noch schlimmere Katastrophe zu vermeiden. Es heißt hier, den Muth haben, ein Opfer zu bringen, so lange es noch Zeit ist."

Die Regierung von Tours hielt eine Sitzung — der Dictator zog plötzlich seine Collegen, mit denen er sonst wenig Umstände gemacht hatte, heran, um ihre Autorität für einen endgültigen Be-

schluß mit einzusetzen. Dieser Beschluß war wiederum zweideutig, halb eine Genehmigung der Wünsche des Generals, halb eine Verwahrung gegen deren Folgen.

Um 11 Uhr Vormittags ging folgendes Telegramm aus Tours nach Saran an d'Aurelle ab:

„Die Meinung der Regierung, welche um Rath befragt worden ist, war, Sie in Orléans festen Fußes Stand halten, Sie Sich der Vertheidigungswerke bedienen, Sie Sich nicht von Paris entfernen zu sehen. Aber da Sie uns versichern, daß der Rückzug nöthig sei, daß Sie mehr im Stande und an Ort und Stelle sind, die Sachlage — der gemäß die Truppen nicht länger halten würden — zu beurtheilen, so überläßt es Ihnen die Regierung, die Rückzugsbewegungen vorzunehmen, auf deren Nothwendigkeit Sie bestehen und die Sie von der Art glauben, daß dadurch ein größeres Unglück für die Nationalvertheidigung, als es selbst die Räumung von Orléans ist, vermieden werde. In Folge dessen ziehe ich meine Befehle, die schnelle Concentration um Orléans und in dem verschanzten Lager durchzusetzen, zurück. Geben Sie allen Ihren Generalen, die unter Ihre Oberleitung gestellt sind, Befehle."

Dieser Erlaß, dessen erster Theil die Wirkung des zweiten, welcher den General d'Aurelle in seinem Vorhaben stützen sollte, mindestens zur Hälfte wieder aufhob, ist von Léon Gambetta und den übrigen Mitgliedern der Delegation von Tours gemeinsam unterzeichnet.

Noch ehe aber der General ihn erhalten hatte war er von Neuem in's Schwanken gekommen. Er besorgte ohne Zweifel die Folgen, welche sein Widerstand gegen den Willen des Dictators für ihn haben würde. Nicht mit Unrecht glaubte er, Beleidigungen und Kränkungen erwarten zu müssen. Die fortwährenden Eingriffe des Kriegsministeriums hatten alle seine Absichten durchkreuzt und ihm die Einheit und Klarheit des Entschlusses geraubt.

Als er Vormittags gegen 10 Uhr die von Armeefuhrwerk bedeckte Straße von Saran nach Orléans zurückritt, erhielt er die Nachricht, daß die 1. Division des 15. Corps unter General Mar-

tin des Pallières in Orléans eingetroffen sei. Die Anwesenheit einer Masse von 25,000 Mann — wie er glaubte, noch intacter gut geordneter Truppen — belebte plötzlich wieder seine Hoffnung. Er entschloß sich noch einmal, Stand zuhalten.

„Ich ändere meine Dispositionen, dirigire das 16. und 17. Corps nach Orléans, rufe das 18. und 20. heran, organisire den Widerstand und bin selbst in Orléans an Ort und Stelle." So telegraphirte er schleunigst nach Tours. Diese Depesche, um 11 Uhr 55 M. befördert, kreuzte sich mit dem letzten Regierungsdecret.

Schon bei dem Ritte durch die Stadt Orléans selbst aber schwanden die Illusionen, welche sich General d'Aurelle gemacht. Waffenlose, ermüdete und betrunkene Soldaten füllten die Straßen, die Plätze und vor Allem die Wirthshäuser. Der Gehorsam hörte auf. Der greise General berichtet selbst darüber: „Die Entmuthigung herrschte überall. General des Pallières vermochte nicht, die ihm gegebenen Befehle auszuführen*). General Borel**), die Generalstabsoffiziere, die Adjutanten des Oberbefehlshabers verdoppelten ihre Kräfte, machten die größesten Anstrengungen, um diese demoralisirten Truppen zu reorganisiren; ihr Eifer und ihre Hingebung blieben ohnmächtig."

Während dieser Vorgänge traf nun das Telegramm der Regierung ein, welches den Rückzug genehmigte. Dann wieder, als d'Aurelle sich von Neuem überzeugt hatte, wie unmöglich der Widerstand sei, die Antwort auf seine letzte Meldung:

Tours, den 4. December 1 Uhr 35 M. Nachm.

„Mit tiefer Genugthuung hat die Regierung die Nachricht aufgenommen, daß Sie den Widerstand in Orléans organisiren, und daß Sie die, durch unsere früheren Depeschen vorgezeichnete, Bahn eingeschlagen haben. . . . Herr Gambetta reist in einer halben Stunde nach Orléans ab."

So war die Verwirrung nun vollständig.

Mißgeschick auf Mißgeschick folgte.

---

*) General des Pallières widerspricht in seinem Buche „Orléans" dieser Auffassung d'Aurelle's.

**) Generalstabschef der Armee.

General Martineau hielt, um den Rückzug der Armee zu decken, in den äußeren Verschanzungen von Cercottes bis zur Mittagstunde wacker Stand, allein durch ein Versehen wurden die zu seiner Linken gelegenen Positionen ohne ernsten Kampf geräumt und so auch seine Stellung unhaltbar. Darüber ging die Verbindung mit dem linken Flügel der Armee, den Chanzy commandirte, verloren. Gleiches ereignete sich mit dem rechten Flügel unter Bourbaki, welchen das 3. preußische Armeecorps ganz von Orléans trennte. Das Centrum der Loirearmee — das 15. Armeecorps — war bald durch die schnell vordringenden deutschen Colonnen total isolirt.

Gambetta kam nicht. Es ist bekannt, daß er vor den Granaten wieder umkehrte, welche eine Batterie der preußischen 2. Cavallerie-Division dem Eisenbahnzuge zuwarf, auf dem er fuhr.

Die Auflösung der Armee, die wüste Unordnung in der Stadt Orléans, das Treiben des unaufhaltsamen Rückzuges steigerte sich von Stunde zu Stunde.

„Wäre der Dictator nach Orléans gekommen," berichtet d'Aurelle über den Nachmittag, „er hätte selbst unsere unfruchtbaren Anstrengungen gesehen, um diese Soldaten zu dem Gefühl ihrer Ehre zurückzuführen, welche einen Augenblick durch die Leiden, die Ermüdung, die Demoralisation verirrt waren, und die es verweigerten, dem Feinde ihre letzten Kugeln zuzusenden."

„Alle Hoffnung war verloren."

„Der Befehl, die Stadt zu räumen, wurde um 4 Uhr gegeben."

Nach Tours ging sogleich eine neue telegraphische Meldung ab, welche nun freilich die Regierung in Staunen setzen mußte.

Auch bei der letzten Vertheidigung der Umgebungen von Orléans fehlte ein verhängnißvolles Mißverständniß nicht. Die Nordwestseite der Stadt blieb unbesetzt. Dort rückte nach leichtem Gefecht mit einzelnen versprengten Trupps noch in der Nacht der Großherzog von Mecklenburg in die Stadt ein.

Die einheitliche Leitung der französischen Streitkräfte hatte aufgehört; in drei große Gruppen getrennt, gingen sie in der Nacht und in den folgenden Tagen zurück, die Straßen mit Trümmern

und Nachzüglern bedeckend. Viele tausend Gefangene, 84 Kanonen und zahlreiches Kriegsmaterial fielen den Siegern in die Hände.

Die große Armee der Republik — die erste Loirearmee — war in ihrem ursprünglichen Gefüge zertrümmert. Dieser Feldzug, der mit so überschwänglichen Hoffnungen begonnen worden, hatte sein Ende erreicht. Es galt, neue Armeen zu organisiren, neuen Widerstand zu beginnen.

Die Ursachen der Niederlage liegen klar zu Tage. Vor Allem war es die Zersplitterung der Armee, die sie herbeiführte, der Eigensinn des Dictators, welcher den so außerordentlich verhängniß- vollen Zug gegen Beaune-la-Rolande in Bewegung gesetzt, der Leitung ihre Einheit geraubt, den Generalen, die als Maschinen des allmächtigen Willens dienen sollten, Selbstvertrauen, Lust und Klarheit benommen.

Freilich zeigte sich General d'Aurelle unsicher und schwankend, mehr widerstrebend, als fördernd. Er sah nur Schwierigkeiten, trachtete nicht energisch und kühn nach dem Erfolge. Allein seine Lage war auch eine ungemein schwere, sie hätte einen Genius ersten Ranges erfordert. Ein Bonaparte würde schon im November den Advokaten-Kriegsminister sammt seinem Anhang unschädlich gemacht und an seiner Statt die Geschicke Frankreichs in die Hand genommen haben. Die Militair-Dictatur war in einer so verzweifelten Lage das allein Mögliche.

Da Gambetta nicht den Muth besaß, den greisen Feldherrn, welcher seinen wichtigen Platz nicht ausfüllte, abzuberufen, so wäre es seiner allein würdig gewesen, ihn auf jede Weise zu stützen. Von wahrer Seelengröße hätte es gezeigt, wenn er sich bereit erklärte, dem Volke gegenüber die Verantwortung für alle Unglücksfälle zu übernehmen; denn er sah, daß diese Verantwortung zumal es war, die auf General d'Aurelle's Entschlüssen lastete.

III. Die erste und zweite Loirearmee.

1. Neue Pläne nach der Niederlage.

Gambetta hatte am Nachmittage des 4. December Tours mit einem Extrazuge verlassen, um sich nach Orléans zur Armee zu begeben, den patriotischen Eifer derselben zu entflammen und den General d'Aurelle in dem letzten energischen Entschlusse zu stärken. Aber schon bei la Chapelle wurde der Train von preußischen Granaten begrüßt. Die Bahnlinie war durch Holz und Strauchwerk gesperrt worden. Der Zugführer hielt, und weil er gewahrte, daß die „Ulanen" schon die ganze Gegend durchstreiften, so drehte er gegen Blois hin um. Der Dictator faßte dann noch die Idee, zu Wagen sein Ziel zu erreichen, gab aber auch diesen Versuch auf und erfuhr Abends um 6 Uhr in Blois durch de Freycinet, daß Orléans geräumt werden würde. Es sei dem General d'Aurelle unmöglich gewesen, einen ernsten Widerstand zu organisiren.

Um 3 Uhr Morgens traf Gambetta wieder in Tours ein. Dort lag eine Reihe von Depeschen der einzelnen Corpscommandeure der Loirearmee, dann die Meldung des General des Pallières: „Orléans wird nach einer Convention mit dem Feinde heute (am 4.) Abend 11½ Uhr geräumt werden," sowie ein Telegramm des Generalsecretairs der Präfectur von Orléans aus La Ferté St. Aubin. Dieses Telegramm meldete, daß die Stadt schon von den deutschen Truppen besetzt wäre. Es enthielt außerdem den Zusatz: „man sagt, daß die Preußen fast ohne Munition seien." Diese

Notiz hatte natürlich keinen anderen Zweck, als die Verdächtigung der eigenen Heerführer, welche danach die verschanzte und mit schweren Batterien versehene Stadt einem Feinde überliefert hätten, dem es selbst an Pulver und Blei mangelte*).

So vermochte der Dictator nun klar zu übersehen, daß sein erster Plan, Paris und Frankreich zu befreien, gescheitert wäre, daß sein erstes großes Werk, auf welches er alle seine geistigen Kräfte, alle Mittel, welche Frankreich ihm bewilligt, verwendet hatte — die Loirearmee — in Trümmern läge. Er glaubte den Kampf bei Paris noch im Gange, Trochu und Ducrot siegreich, und während er gehofft, durch seine Initiative die Hauptstadt zu befreien, sah er sich anscheinend der Unmöglichkeit gegenüber, — ihr selbst nur zur Hülfe zu eilen — gewiß eine Reihe bittrer Enttäuschungen.

Doch statt muthlos seine gescheiterten Unternehmungen im Stiche zu lassen, faßte er den kühnen Gedanken, jetzt noch den Rückzug in eine Offensive, die Niederlage in einen Sieg zu verwandeln. Und so „widersinnig", wie die französischen Generale später einstimmig diesen Entschluß genannt haben, war er durchaus nicht. Das 18. und 20. französische Corps hatten zwar durch die Kämpfe im November eine heftige Erschütterung erlitten, während der letzten Tage dafür aber gar nicht gefochten. Die Betheiligung des 16. und 17. Corps während der Schlachttage vom 3. und 4. December konnte gleichfalls nicht ins Gewicht fallen. Am Walde von Marchenoir stand das neuformirte 21. Corps, andere frische Truppen bei Beaugency, wohin man sie von Tours aus während der Schlachttage von Orléans vorgeschoben. Es war dies die Division Camô, welche 9500 Mann zählte. Die Loirearmee konnte daher sofort eine erhebliche Verstärkung erfahren und welche Bedeutung das Erscheinen von noch ganz intakten Truppen auf dem Kampfplatz in solchen Momenten, wo beide Theile bereits eine Reihe von Gefechtstagen hinter sich haben, bedeutet, das ist Jedermann klar, der den Krieg kennt.

---

*) Beide Telegramme waren übrigens dem Dictator schon am 4. December Abends nach Beaugency entgegen gesendet worden.

Wenn Gambetta schon am 5. December Nachmittags in einem Telegramm an General Bourbaki einen neuen großartigen Feldzugsplan entwarf, so darf man dies durchaus nicht als leere Prahlerei ansehen:

„Ebenso unglückliche, als unerklärliche Conjuncturen haben gestern die Räumung von Orléans und die Trennung unserer Armee in drei Gruppen herbeigeführt. Die eine ist die Loire abwärts nach Beaugency marschirt; die andere geht auf der Linie des Centrums zurück; die dritte, die aus dem 18. und 20. Corps gebildet wird und die den Befehl hat, nach Gien abzuziehen, ist die Ihre."

„Wohlan, General, die Regierung — weit entfernt, sich durch diesen „echec" entmuthigen zu lassen, schöpft neue Kräfte daraus. Sie ist entschlossen, ihre Operationsbasis zu ändern und einen großen Schlag zu versuchen. Sie werden dessen vornehmstes Werkzeug sein, während die Corps von Chanzy und des Pallières — unsern Orléans angehalten — sich vorbereiten, um diese Stadt durch eine kräftige Offensive wieder zu nehmen."

„Sie Ihrerseits werden unverzüglich die Bewegung auf Gien suspendiren, das 18. und 20. Corps vereinigen und sobald Sie es können, ohne einen Augenblick zu verlieren, auf Montargis vorrücken. Diese Stadt ist wenig oder gar nicht besetzt. Sie wird Sie nicht aufhalten."

„Dann werden Sie schleunig nach Fontainebleau vordringen und von da — wenn nöthig — den Marsch nach Melun fortsetzen. Sie können sicher sein, im gegebenen Augenblicke Ducrot's Armee zu begegnen, die sich mit prächtigen Erfolgen an den Ufern der Marne schlägt und eben im Begriffe ist, gegen den Wald von Fontainebleau vorzudringen. Nachrichten aus Paris, welche eben eintreffen, berichten Ducrot's Siege. Kommen wir denselben wenigstens in Etwas gleich. An Ihnen ist es, Paris gegenüber Frankreichs Ehre aufrecht zu erhalten!"

„Ihre Richtschnur sei es, daß der Osten vom Feinde fast entblößt ist. Jene Seite ist es in Folge dessen, wohin Sie sich werfen müßten, falls Sie zu lebhaft gedrängt würden. Endlich,

wenn gegen alle unsere Erwartung der Rückzug nöthig werden sollte, würden Sie ihn auf der Linie Sens-Joigny-Auxerre ausführen."

„Wir senden Ihnen einen Munitionstrain nach Montargis."

Der Dictator wollte also den Siegern Orléans unmittelbar nach der Schlacht wieder entreißen und zugleich seinen ersten Operationsplan, der einmal bei Beaune-la-Rolande gescheitert war, wieder aufnehmen. Gewiß ein verwegener Gedanke.

Zugleich sollte die öffentliche Meinung durch alle Mittel erregt und der Rückschlag in der Volksstimmung abgewendet werden. Dieser Rückschlag schien nach der Niederlage von Orléans, welche unerwartet auf pomphafte Siegesdepeschen folgte, fast unvermeidlich. Das officielle Journal Gambetta's*), Maueranschläge und Proclamationen verkündeten, daß die Regierung nicht entmuthigt sei, sondern daß sie sofort die Offensive wieder aufnehmen würde, um Paris zu befreien.

Die Präfecten erhielten folgenden Erlaß, der eines Commentars nicht bedarf:

Tours, den 6. December 1870.

„Ich bin unterrichtet, daß die beunruhigendsten Gerüchte über die Lage der Loirearmee verbreitet sind."

„Strafen Sie alle die schlechten Nachrichten, welche von dem bösen Willen in der Absicht verbreitet werden, Entmuthigung und Demoralisation zu verbreiten, kühnlichst Lügen."

„Sie werden sich streng an die Wahrheit halten, wenn Sie bestätigen, daß sich unsere Armee in diesem Augenblick in ausgezeichneten Stellungen befindet, daß das Material intact oder verstärkt ist**), daß sie sich anschickt, den Kampf gegen die Eindringlinge wieder aufzunehmen."

„Ein Jeder sei fest und stark, auf daß wir alle zusammen

*) Der Moniteur universel.

**) Bei Orléans waren eben 84 Geschütze verloren gegangen.

eine große, eine höchste Anstrengung machen — und Frankreich wird gerettet sein."

Gewiß war es in diesem Augenblicke nöthig, die Gemüther durch eine feste und energische Haltung aufzurichten. Der Niedergeschlagenheit durfte kein Raum gelassen werden, sollte überhaupt der Kampf seinen Fortgang nehmen.

Unnöthig aber war es, die Thatsachen derart zu entstellen, wie es hier geschah, noch unnöthiger waren die Verdächtigungen. Dennoch hatten der Dictator und sein Delegirter bereits dazu gegriffen. Sie fürchteten das Land und dachten daran, das Meer des allgemeinen Unwillens durch ein Opfer zu beschwichtigen. Dieses Opfer sollte General d'Aurelle de Paladines sein, dessen Dienste man jetzt glaubte entbehren zu können.

Im Moniteur vom 5. December Abends (mit dem Datum des 6.) war folgende amtliche Nachricht bekannt gemacht worden:

„Nach verschiedenen Kämpfen am 2. und 3., welche dem Feinde viel Schaden zugefügt hatten, aber die auch den Marsch der Loirearmee aufhielten, erschien dem Oberbefehlshaber General d'Aurelle de Paladines die allgemeine Lage dieser Armee plötzlich beunruhigend. In der Nacht vom 3. zum 4. sprach General d'Aurelle plötzlich von der Nothwendigkeit, Orléans zu räumen und den Rückzug der verschiedenen Corps der Armee auf das linke Loireufer vorzunehmen — eine Nothwendigkeit, welche sich „ihm zufolge" ihm aufdrängte. Dennoch blieb ihm noch eine Armee von mehr als 200,000 Mann und 500 Kanonen, in einem befestigten Lager verschanzt, das mit weittragenden schweren Marinegeschützen armirt war. Es scheint, daß diese ausnahmsweise günstigen Bedingungen einen Widerstand hätten erlauben müssen, welchen auf alle Fälle die einfachsten militairischen Pflichten erforderten. General d'Aurelle bestand nichtsdestoweniger auf seinem Rückzuge."

Dann folgte das Telegramm der Regierung, welches den Rückzug unter Vorbehalt genehmigte und dasjenige d'Aurelle's, welches seinen vorübergehend gefaßten Entschluß kund gab, die Armee bei Orléans zusammenzurufen, um Widerstand zu leisten.

Im Hinblick auf dieses letzte Telegramm, welches d'Aurelle's selbstständiger Entschluß dictirt hatte, wurde die Mittheilung hinzugefügt:

„Dieser Concentrationsplan war genau derjenige, welcher seit 24 Stunden angerathen, ja durch den Kriegsminister befohlen wurde."

Nach Anführung der Meldung des Generalsecretairs der Präfectur von Orléans: „Man sagt, daß die Preußen fast ohne Munition in Orléans eingerückt seien; sie haben fast gar keine Gefangene gemacht", heißt es dann weiter:

„Zur gegenwärtigen Stunde melden die Depeschen der verschiedenen Corpschefs, daß der Rückzug in guter Ordnung vor sich geht, aber man ist ohne jede Nachricht von d'Aurelle, der nichts an die Regierung hat gelangen lassen."

„Wir hoffen bald, die Offensive wieder aufzunehmen. Die Moral der Truppen ist ausgezeichnet."

Diese Bekanntmachung ist durchaus verwerflich. Die Anklagen sind nicht direct gegen den General gerichtet, allein sie weisen in der gehässigsten Art auf ihn, als den Schuldigen hin. General d'Aurelle also hatte allein die vom Minister befohlene Concentration verhindert, die einfachste Pflicht nicht erfüllt, da er ein Heer von 200,000 Mann ungenützt ließ, da er Verschanzungen und schwere Batterien einem Gegner übergab, dem es selbst an Munition fehlte und zuletzt die braven Truppen von „ausgezeichneter Moral" im Stiche ließ, ohne von sich eine Nachricht zu geben.

Alle Ursachen der Niederlage, die dreitägigen Kämpfe, die Auflösung der Truppen sind verschwiegen. Der Hinweis darauf, daß der Rückzug in guter Ordnung vor sich ginge, sollte wohl nur erweisen, daß dieser Rückzug gar nicht nöthig gewesen.

Welch ein Contrast gegen den wahren Hergang der Dinge seit dem 23. November. Fürwahr — Gambetta hatte seiner Proclamation vom 30. October: „Der Marschall Bazaine hat verrathen; er hat sich zum Agenten des Mannes von Sédan gemacht, zum Mitschuldigen der fremden Eindringlinge" ein würdiges Seitenstück gegeben.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn angesichts solcher Publicationen die Anhänger des Dictators noch weiter gingen.

Der Präfect der „Bouches-du-Rhôn“, Herr Gent, veröffentlichte unter Anderem folgende Wendung:

„Mitbürger! Nach den guten die schlechten Nachrichten, nach den glorreichen Erfolgen der Armee von Paris, denen sich neue anschließen und die sich vergrößern, um uns Erfahrung und Trost zu geben, dieser noch unerklärte Rückzug der Armee von Orléans ohne Kampf, ohne eine Gegenwehr, ohne Niederlage!“

„Wir erwarten, daß dieses System aufgeklärt, daß dieser Rückmarsch, dieses Preisgeben der ruhmvoll wiedereroberten Stadt entweder gerechtfertigt, oder bestraft werde.“

„Frankreich hat Sédan und Metz überstanden, es ist groß genug, stark genug, entschlossen genug, um auch nach einem dritten Echec oder einem dritten Verrath nicht zu verzweifeln“ . . . .

„Die Pariser Armee dringt immer weiter vor, und wenn sich die der Loire vor dem Feinde zurückgezogen hat, so geschah es, ohne daß sie angegriffen wurde. Morgen schon werden wir sie — voll Scham auf den Befehl eines Chefs geflohen zu sein, den wir nun endlich zu durchschauen gelernt haben, ihre Bahn der Schwesterarmee entgegen wieder aufnehmen sehen, welche ihr die Arme entgegenreckt und die ihr den Weg vorzeichnet.“

So reiche Ernte hatte die von Tours aus gestreute Saat des Mißtrauens jetzt schon getragen.

Gambetta und de Freycinet waren thatsächlich durchaus nicht im Unklaren darüber, wie es am 4. December bei der Armee stand. Noch am 4. December um 7 Uhr 35 Minuten Abends war in Tours die letzte verzweifelte Depesche d'Aurelle's eingelaufen, daß der fernere Kampf unmöglich sei. De Freycinet antwortete auf diese „dépêche imprévue et bien cruelle“, wie er sie bezeichnet, sofort. Des Abends um 10 Uhr 20 Minuten ließ er ein längeres Telegramm folgen, das schon ziemlich deutlich voraussagt, man

werde dem unglücklichen General alle Schuld zuschieben und Nichts davon auf sich nehmen. In diesem Telegramm heißt es unter Anderem: „Je mehr ich über den von Ihnen gefaßten Beschluß, Orléans zu räumen, nachdenke, desto mehr beklage, und desto weniger verstehe ich ihn.“ „Ich kann ihn nur — erlauben Sie mir, dies zu sagen — einer veritabeln Panik zuschreiben. Bin ich auch nicht an Ort und Stelle, um die Umstände genau würdigen zu können, so habe ich dennoch nichtsdestoweniger die tiefe Ueberzeugung, daß Sie in Orléans hätten Widerstand leisten müssen. Nach meiner Meinung haben Sie eine furchtbare Verantwortung auf sich genommen, über welche sich die Geschichte aussprechen wird.“ ....

Diese Depesche gelangte am 5. des Morgens um 9 Uhr 15 Minuten zu La Ferté St. Aubin in General d'Aurelle's Hände. Daß dieser General am 5. La Motte-Beuvron erreicht habe, erfuhr der Kriegsminister gleichfalls, denn er dirigirte am Abend desselben Tages seine telegraphischen Befehle dorthin.

Ein Recht für Gambetta in einer öffentlichen Kundgebung, wie er es gethan, zu sagen: „man ist ohne eine jede Nachricht von d'Aurelle, der Nichts an die Regierung hat gelangen lassen“, bestand daher ebenso wenig, als es edelmüthig war, über die verdächtigenden Andeutungen noch die besondere Ueberschrift zu setzen: „Le public appréciera.“

Des Generals Abberufung von seinem hohen Posten war schon am 5. December in Tours beschlossene Sache, und ein solcher Entschluß ebenso richtig, wie der, aus der geschlagenen Loirearmee sofort zwei neue zu bilden. Die Animosität zwischen d'Aurelle de Paladines und dem Kriegsminister hatte sich schon so weit gesteigert, daß von einem ferneren gemeinsamen Wirken kein Segen mehr erwartet werden konnte. Die Formation der I. und II. Loirearmee besaß überdies thatsächlich erhebliche Vortheile. Da jetzt noch das 21. Corps, welches an 50,000 Mann zählte, zu der Feldarmee trat und ebenso die Division Camô, so wäre das Ganze zu einer

riesigen unbehilflichen Masse ohne Beweglichkeit und Schlagfertigkeit geworden. Ernährung, Reorganisation und Aufrechterhaltung der Disciplin würden sich immer schwieriger gestaltet haben. Die Theilung erleichterte Alles und vergrößerte die Einwirkung des Oberbefehlshabers auf die einzelnen Truppentheile. Der excentrische Rückzug entzog die geschlagenen Corps ferner am ehesten der Verfolgung. Die Sieger mußten zweifelhaft werden, wohin sie sich zu wenden hätten, sobald sie auf allen Straßen, im Süden sowohl wie im Osten und Westen, französische Truppen im Abzuge begriffen fanden. Vereinigte sich die ganze Loirearmee an Einem Punkte, so war es keine Frage, daß auch Prinz Friedrich Karl mit der ganzen Macht dorthin marschirte und sie angriff.

Gewiß war es auch nicht zu gering zu veranschlagen, daß die Bildung zweier gesonderter Armeen im Lande am ehesten die Wirkung des Umstandes mildern konnte, daß die große Loirearmee zertrümmert worden sei. Wie zweckmäßig die beiden französischen Heere sich zu unterstützen vermochten, lehrte die Folge.

Hat Gambetta daher, als er diese Maßregel ergriff, auch nur aus der Noth eine Tugend gemacht, so geschah es doch mit viel Geschick und Entschlossenheit.

Nur die Art, wie man auch hierbei gegen den General d'Aurelle persönlich verfuhr, war der hohen Stellung jenes Mannes und der Sache, um die es sich handelte, nicht würdig.

„Das Obercommando der Loirearmee ist aufgehoben!" telegraphirte der Kriegsminister ihm. „Uebergeben Sie Ihre Functionen unverzüglich, an General des Pallières. Sie sind zum Commandanten der strategischen Linien von Cherbourg ernannt und werden sich auf der Stelle an den Ort Ihrer neuen Bestimmung begeben."

Alle Corpscommandanten erhielten von dieser Depesche eine Copie. Allein das war nicht genug, es geschahen noch weitere Schritte. Gambetta befahl an demselben Tage die Zusammensetzungeiner Commission, welche die der Räumung von Orléans vorangegangenen Ereignisse untersuchen sollte. Aus dieser Untersuchung ist freilich nichts geworden — doch wen hätte die Commission auch anklagen sollen, wenn nicht den Minister selbst und seine Rathgeber.

Gambetta war zu weit gegangen. Ein Theil der Presse wendete sich gegen ihn. Die Zettel mit den gegen d'Aurelle gerichteten Denunciationen wurden hier und dort von den Mauern gerissen. Der in seinem Stolz und seinem Ehrgefühl tief gekränkte General verweigerte die Annahme des Commando's in Cherbourg und gab von Salbris aus, wohin er das 15. Corps zurück geführt hatte, seine Entlassung.

Dies Verhalten stimmte das Kriegsministerium plötzlich zu einem milderen Tone um. De Freycinet bat d'Aurelle „très-instamment", mit seiner Erfahrung, seiner Kenntniß der Gegend von Salbris und des 15. Armeecorps den General des Pallières zu unterstützen, ebenso dem General Crouzat die nöthigen Weisungen zu geben. Ueber sein Abschiedsgesuch sollte am nächsten Tage entschieden werden.

Diese Mittheilungen gingen von Tours nach Salbris in demselben Augenblicke an ihn ab, als er, ohne eine Ahnung davon zu haben, schon vor ganz Frankreich der Feigheit und des Verraths beschuldigt, als bereits über seine Commandoführung eine kriegsrechtliche Untersuchung verhängt worden war. Uebrigens blieb er fest und erwirkte sich die Erlaubniß, am 7. December Salbris zu verlassen, um in den Ruhestand zurückzutreten.

Gebrochenen Herzens schied er von der Armee, eigenthümlicherweise an derselben Stelle, wo er sie zuerst aus de la Motte-rouge's Händen übernommen, ausgebildet und für einen Sieg erzogen hatte.

Gewiß würde er sich diese Demüthigung erspart haben, wenn er mit derjenigen Energie aufgetreten wäre, welche für einen so hochgestellten Armeebefehlshaber unerläßlich ist. Das Unheil sah er schon im Monat November voraus. Damals war es Zeit, seinen Abschied zu nehmen, oder durchzusetzen, daß man ihm freie Hand ließ.

Allein d'Aurelle sowohl, wie die Mehrzahl der übrigen Generale haben sich wohl als vornehme patriotisch gesinnte Männer gezeigt, welche vom besten Willen beseelt waren, aber nicht als gute, aus hartem Holze geschnittene Soldaten.

Gambetta's und Freycinet's Methode konnte diesen Mangel freilich nicht ausgleichen. Durch Winkelzüge wird man schwankenden Naturen nimmermehr die Festigkeit geben, die zu dem rauhen Kriegshandwerk doch einmal nothwendig ist.

Wie die beiden Allmächtigen von Tours über ihre Truppenführer dachten, geht auf unvergleichlich charakteristische Weise aus einem Telegramm Freycinet's an Gambetta hervor. In demselben gab der erstere seinem Gebieter, als dieser sich am 4. December nach dem Schlachtfelde auf den Weg gemacht hatte, gute Lehren, wie er sich bei der Armee verhalten solle:

„In dem Augenblicke, wo Sie in Orléans ankommen, erlauben Sie mir eine Andeutung. Die Generale, mit welchen Sie zu thun haben, sind nur eines begrenzten Grades von Elan fähig. Weil sie stets zum Widerspruch geneigt sind, ist es vielleicht viel besser, sie ihren persönlichen Eingebungen folgen zu lassen, als sie noch mehr anzufeuern (chauffer). Sie würden die natürlichen Grenzen ihres Bereichs überschreiten und eine Reaction herbeiführen."

„Es sind ruhige Naturen, ein wenig schwerfällig, man muß es vermeiden, sie durch eine zu hochgespannte Energie aus der Fassung zu bringen."

„Vermeiden Sie es, sie in Anspruch zu nehmen. Sie haben materiell viel zu thun, Befehle zu befördern, vielleicht verschiedene Positionen zu besichtigen. Sie dürfen mit ihnen nur sehr wenig Beziehungen haben und sagen Sie ihnen gleich von Hause aus, daß sie sich in keiner Weise mit Ihrer Person zu beschäftigen hätten, daß sie vielmehr ihrem Beruf nachgehen sollten, als ob Sie gar nicht da wären."

„Wenn sie aber trotz Allem durch Ihre Gegenwart mehr oder weniger zerstreut werden und wenn die Generale selbst vielleicht darnach trachten sollten, Sie zu sehen, während sie besser thäten, auf ihren Posten zu bleiben, so dehnen Sie Ihren Besuch so kurze Zeit wie möglich aus. Nach meinem Sinne müßten Sie schon heute Abend zurückkehren; denn wenn einmal der erste Eindruck Ihrer Anwesenheit erreicht ist, so fürchte ich, daß die Verlängerung des Aufenthalts mehr schlechte als gute Seiten habe. In Le

Mans hatten Sie zu organisiren; hier nur einen moralischen Impuls zu geben. Nach meiner Meinung ist eine Entrevue von einer Stunde und dann die Rückkehr das Richtige. Glauben Sie mir, ich kenne diese Leute und die Situation, mit der Sie zu thun haben."

„Seien Sie sicher, daß ich das Rechte treffe und daß mein Rath gut ist. Verzeihen Sie meine Freiheit."

Sehr schmeichelhaft für des Dictators militairische Capacität ist diese so ausführliche Weisung keineswegs. Vor Allem aber zeigt sie dieselbe Unaufrichtigkeit, welche schon in den Novembertagen den ganzen Verkehr des Kriegsministeriums mit den Armeebefehlshabern kennzeichnet. Wie ein Theatercoup sollte Gambetta's Erscheinen bei der Armee verwerthet werden, während er dort die Unfähigen und Schwankenden beseitigen, die Fähigen an die Spitze hätte stellen müssen, die Kampflust und die Hoffnungen beleben, die Verantwortung für alle Folgen aber aus freiem Entschlusse auf sich nehmen. —

---

2. Die Kämpfe der zweiten Loirearmee bei Beaugency, Rückzug der ersten nach Bourges.

Schon am 5. December war General Chanzy zum Oberbefehlshaber der II. Loirearmee ernannt worden, die aus dem 16., 17. und 21. Corps bestehen sollte. Auch die Division Camô wurde ihm unterstellt*). So erfuhren seine Streitkräfte eine Vermehrung von 50—60,000 Mann und die von Orléans zurückkehrenden Theile fanden, als sie in die „Linien von Josnes" einrückten, auf beiden Flügeln einen festen Halt. Nur zwei seiner Divisionen unter den Generalen Barry und Maurandy setzten den Rückzug unaufhaltsam bis Mer, Blois und selbst bis Amboise fort.

General Chanzy griff jetzt zu dem für seine jungen Truppen richtigen System. Er verzichtete auf weitaussehende Offensivbe-

*) Ueber die Stellung des 21. Corps und der Division Camô siehe Seite 85.

wegungen und begann die zähe abschnittsweise geführte Defensive, von welcher er nicht ohne Grund voraussetzte, daß sie seine Gegner mit der Zeit ermüden müsse. Die große numerische Ueberlegenheit seines Heeres, das weittragende Gewehr seiner Infanterie, die zahlreiche zum Theil recht gute Artillerie begünstigten ihn dabei.

Gegen ihn wandte sich der Großherzog von Mecklenburg, welchen Prinz Friedrich Karl nach Tours zu entsenden dachte, während er selbst in südlicher Richtung die Früchte des Sieges von Orléans ausbeuten wollte.

Des Großherzogs Truppen hatten in letzter Zeit hintereinander viel starke Märsche gemacht, seit dem 1. December, zum Theil unter großem Verluste, gefochten, sie hatten Gefangenen-Eskorten, kleinere Besatzungen und Commandos aller Art zurücklassen müssen, ferner Ermüdete und Kranke. So kam es, daß sie am 7. December nicht mehr als 18—20,000 Gewehre in die Gefechtslinie stellen konnten. Die Artillerie zählte freilich über 200 Geschütze, die Cavallerie war recht zahlreich, allein so wichtig auch diese Waffengattungen für die Durchführung der Kämpfe sind, so liegt in ihnen doch nicht das entscheidende Element.

Trat nun der Großherzog am 7., 8., 9. und 10. December der bedeutenden Ueberzahl seiner Feinde zwischen Beaugency und dem Walde von Marchènoir zwar muthig entgegen, gelang es ihm auch, 7 Kanonen zu erobern und einige Tausend Gefangene zu machen, so vermochte er dennoch nicht, Chanzy zu verdrängen. Glückte es diesem seinerseits wiederum nicht, wie er gehofft, den Großherzog auf Orléans zurückzuwerfen, so sah er doch schon den Umstand, daß er seine Truppen mit Mühe festhielt, wo sie standen, für einen Erfolg — für einen Sieg an.

Im Vergleich zu den Erlebnissen der Loirearmee während der Tage von Orléans konnte französischerseits ein solcher Ausgang auch schon als eine nicht unbedeutende Errungenschaft gelten. Die Freude in Frankreich war groß. Sofort wurde von Tours aus eine sehr geschickte Reklame für Chanzy's Kämpfe ins Werk gesetzt. Gambetta reiste nach Josnes und erklärte sehr bald im Moniteur, General Chanzy sei der „wahre Kriegsmann", dessen Frankreich in

dieser Zeit bedürfe, um von Sieg zu Sieg zu eilen. An Freycinet telegraphirte er: „Ich habe, Dank der Festigkeit und der unbezähmbaren Energie des General Chanzy, Alles „parfaitement maintenu“ gefunden. Er behauptet nicht allein seit drei Tagen seine Stellungen, sondern schlägt auch die Massen des Prinzen Friedrich Karl zurück und verursacht ihnen die furchtbarsten Verluste.“ Die Gemüther begannen sich aufzurichten, die Hoffnungen gewannen neues Leben.

Zwischen General Chanzy und dem Dictator knüpfte sich hier ein Einverständniß, das auch später nicht erschüttert wurde. Des Generals energische zähe Natur fand Gambetta's hohen Beifall und dieser übersah es völlig, daß Chanzy's Erfolge im Gebiete des Vertheidigungskrieges lägen, welchen auch d'Aurelle immer gewollt und aus dem das Kriegsministerium ihn unter Aufbietung aller Mittel hinausgedrängt hatte.

Anders gestalteten sich die Dinge bei Bourbaki, dem Oberbefehlshaber der 1. Loirearmee, welche aus den drei Corps, 15, 18 und 20. bestand.

Bourbaki war, wie erwähnt, ursprünglich auserlesen worden, um bei der Durchführung der neuen kühnen Entwürfe des Kriegsministers die Hauptrolle zu spielen. Dieser hatte ihm die Offensive den Loing abwärts gegen Fontainebleau und Melun, also die aktive Theilnahme an der Befreiung von Paris, zugedacht. Er sollte das Schwert der Republik sein, Chanzy das Schild.

General Bourbaki, der ehemalige Commandeur des Garde-Corps, hatte in der französischen Armee einen ausgezeichneten Ruf. Auch Trochu hielt ihn, wie seine nach Tours gerichteten Depeschen beweisen, für eine Autorität. Von ihm hoffte man vor allen Dingen die Belebung des nationalen Widerstandes.

Bald sollte sich herausstellen, daß er trotz Allem für so ungewöhnliche Verhältnisse wie hier, gar nicht geschaffen sei. Neue historische Situationen erfordern auch neue Männer.

Ein Spiel begann nun, das den Verhandlungen zwischen Gambetta und d'Aurelle zu Ende des Monats November erstaunlich ähnlich sieht.

Die erste Meldung Bourbaki's, welche nach Tours gelangte, war die, daß es ihm gelungen sei, das 18. und 20. Armeecorps bei Jargeau und Sully glücklich über die Loire zurückzuführen. Es war also auch die erste Enttäuschung der Hoffnungen, welche der Kriegsminister auf ihn gesetzt.

„Ich verstehe Ihre Bewegung auf das linke Ufer nicht," telegraphirte dieser ihm zurück. „Sie hätten das rechte Ufer halten müssen. Es ist unerläßlich, die Offensive gegen Montargis wieder aufzunehmen."

Allein die Chancen sollten schnell noch mehr schwinden. Der von Paris am 4. December abgelassene Ballon brachte am 5. December 5 Uhr 25 Minuten Nachm. folgende Nachricht in des Dictators Hände:

„General Trochu an Léon Gambetta für den Oberbefehlshaber der Loirearmee und General Bourbaki:"

„Nach zwei großen Anstrengungen und nach zwei für die Truppen ruhmvollen Schlachten, welche uns aber nicht erlaubt haben, die Einschließungslinien zu durchbrechen, entscheiden wir uns, die Operation dahin zu ändern, daß wir die große Rückzugslinie des Feindes durch die Ebene von St. Denis direct bedrohen. Wir glauben, daß dies das sicherste und einzige Mittel ist, welches wir besitzen, um die Loirearmee zu degagiren und die Action des General Bourbaki vorzubereiten." *)

Der Nordseite sollte also der nächste Ausfall der Pariser gelten und Gambetta erhielt Gewißheit, daß Bourbaki, wenn er bis Fontainebleau und Melun vordrang, keine ihm von Paris aus entgegenkommende Unterstützung vorfinden würde. Nichtsdestoweniger theilte er dem General telegraphisch Folgendes mit:

„Neue Depeschen aus Paris, die man Ihnen mittheilen wird, erlauben es nicht mehr genau die Richtung vorauszusehen, welche Ducrot verfolgen wird. Wollen Sie daher die Aus-

*) Trochu setzte danach wohl voraus, daß Bourbaki noch selbstständig im Norden commandirte.

führung meiner letzten Depesche, die sich auf einen Marsch nach Fontainebleau bezog, aufschieben und sich nach Gien begeben, wo Sie neue Befehle erhalten werden."

Diese Nachricht mußte Bourbaki glauben lassen, daß bei Paris noch gekämpft würde, daß nur in General Ducrot's Operationsrichtung eine Aenderung eingetreten sei. Eine energische Natur an seinem Platze hätte darum aus eigenem Antriebe sehr leicht den Entschluß fassen können, dennoch den Marsch über Montargis anzutreten. Daß ihm die volle Wahrheit vorenthalten wurde, schloß ein neues Unrecht ein.

Nun war der General indessen nicht der Mann, der unter solchen Umständen ein tollkühnes Unternehmen auf eigene Faust beginnt. Er trat entschieden gegen alle Offensivgedanken auf und athmete erst wieder frei, als er vernahm, daß auch die Regierung dieselben habe fallen lassen.

Die weiteren Befehle hießen ihn bei Gien mit seinen Truppen vom linken Loireufer wieder auf das rechte zurückkehren. Dort sollte er sein Heer sich stromabwärts ausdehnen lassen, so daß es auch die Brücke von Sully noch sicherte und bereit stand, den nach Orléans vorgedrungenen Truppen des Prinzen Friedrich Karl in die Flanke zu fallen, sobald die Strategen von Tours dies für gut befanden. Am 6. schon wurde diese Anordnung aber widerrufen. Der Gedanke des Offensiv-Feldzuges über Montargis gegen Fontainebleau trat trotz der ungünstigen Meldungen aus Paris abermals in den Vordergrund. Dementsprechend wurde Bourbaki nun befohlen, sich nördlich Gien bis halbwegs nach Montargis hin aufzustellen.

Mit dem Gedanken, vorerst nach Gien zu marschiren, machte sich Bourbaki leicht vertraut; denn er hoffte, dort Verpflegung für seine Truppen zu finden. Weiter aber wollte er nicht. Ja er ließ sogar nur einen Theil des 18. Armeecorps unter General Billot wieder auf das rechte Stromufer hinübergehen, das 20. Armeecorps nach Argent rücken.

Bald begehrte er, seine Truppen nach Bourges und Nevers zurückführen und sie dort von Neuem ordnen und ausrüsten zu dürfen. Selbst Bourges schien ihm zeitweise noch nicht sicher genug

und er dachte daran, die Retirade bis St. Amand fortzusetzen — Projekte, welche der Dictator und sein Delegirter natürlich mit Entrüstung zurückwiesen.

Inzwischen hatte das 15. Armeecorps, das Centrum der Armee d'Aurelle's unter General des Pallières, seinen Rückzug über Orléans auf der großen Straße nach Vierzon ausgeführt.

Am 5. December erreichte es glücklich la Ferté St. Aubin. Ebendahin wendete sich der große Armeetrain, nicht weniger als 6000 Fahrzeuge, den man mit anerkennenswerther Umsicht und Energie am 4. December größtentheils durch Orléans hindurchgezogen. Die Einbuße war dabei eine ziemlich geringe gewesen, und de Freycinet fand Ursache genug, den Generalintendanten der Armee telegraphisch zu beglückwünschen.

Dem 15. Corps hatten sich zahlreiche Heertrümmer der anderen Corps — zumal des 16. — angeschlossen, das auf dieser Rückzugslinie durch mehrere tausend Mann vertreten war. General des Pallières brachte zunächst in la Ferté eine Arrieregarde zusammen. Dann marschirte er noch am 5. December bis la Motte-Beuvron. Hier traf er d'Aurelle, der ihm befahl, am 6. nach Salbris zurückzugehen und dort erst zu halten.

Die Unordnung und Auflösung unter den zahlreichen hier vereinigten Truppen war groß. Viel Traineurs bedeckten das Land und suchten Nahrung. Um sich von ihnen zu befreien, sprengten die Bauern noch am Abend die Nachricht aus, die „Prussiens" seien im Anmarsche. Die Folge davon war eine Panique im Lager von la Motte-Beuvron und die noch in der Nacht aufbrechende Reserve-Artillerie wurde schon von einem Strom von Flüchtlingen begleitet. Als der Tag anbrach, folgte Alles nach Salbris. Diejenigen Truppen, welche noch die sicherste Haltung zeigten, blieben bei Nouan-le-Fuzelier als Nachhut stehen.

In Salbris machten sich die anwesenden Generale und ihre Stäbe daran, das Gewirr der Mannschaften wieder zu lösen. Hinter der

Saulbre wurden die Bivouaksplätze bezeichnet; auf der einen Seite der großen Straße lagerte das 15. Armeecorps, auf der andern Alles, was zum 16. und 17. Corps gehörte. Diese letzten Mannschaften formirte man in Detachements und setzte dieselben auf Blois in Marsch. Nach Vierzon, das bereits von Flüchtlingen überfüllt war, eilte ein Commandant mit einer kleinen zuverlässigen Garnison voraus.

Das 15. Armeecorps war von dem Dictator ausersehen worden, sich bei Gien zu der beabsichtigten Offensive mit dem 18. Armeecorps zu vereinigen, während das 20. Corps an seiner Stelle sich bei Salbris aufstellen und auch das wichtige Argent decken sollte. Diese beiden Corps hätten demnach im Angesichte des siegreichen Feindes ein „chassez-croisé“ *) von mehreren Tagemärschen ausführen müssen — eine Bewegung, die jedenfalls unzweckmäßig war, und die ein geringes militairisches Verständniß bei Herrn de Freycinet verräth, welcher diese Einzelheiten ordnete.

General des Pallières empfing den abenteuerlichen Befehl bei Salbris, als er soeben sein Corps mühsam zum Stehen gebracht hatte, während Train's und zahllose Traineurs, mit Offizieren aller Chargen untermischt, die Flucht bis Vierzon fortsetzten.

Er gerieth außer sich darüber. „Il y avait de quoi y perdre la tête,“ berichtet er selbst über jene Vorgänge.

„Nach drei Tagen voll ununterbrochener Kämpfe und nach drei aufeinanderfolgenden Nachtmärschen sind die aller Verpflegung beraubten Truppen in der größten Unordnung in Salbris angekommen,“ meldete er telegraphisch nach Tours. „Eine große Menge Traineurs und fast der ganze Train haben „par panique“ Vierzon erreicht. Der gesammte Train der 2. Division ist in Blois; die Leute sind „exténués“ vor Müdigkeit und Kälte. Es ist eine materielle Unmöglichkeit in diesem Augenblicke irgend eine Bewegung zu machen.“

Dann sprach er das Begehren aus, bei Salbris stehen zu bleiben, später nach Vierzon abzurücken. Dort wollte er seine Versprengten heranziehen und den wichtigen Eisenbahnknoten decken.

---

*) So drückt sich General des Pallières in seinem Buche „Orléans“ aus.

Um die Ausführung dieses Entschlusses einzuleiten, sandte er den Rest der Trains und die dritte Division nach Vierzon voraus. Allein General d'Aurelle, der noch in Salbris weilte und auch nach seiner Absetzung durch de Freycinet's zweite Depesche eine Art von Autorität über des Pallières erhalten hatte, bewog ihn wieder, dem Minister gehorsam zu sein. Er entschloß sich, nun wenigstens mit den übrigen Truppen, die er noch beisammen hatte, zu der Concentration nach Gien aufzubrechen. So wurde dieses Corps auch noch völlig in zwei Theile zerrissen. Am 7. December marschirte des Pallières von Salbris zunächst nach Aubigny Ville. Dort fand er drei Befehle vor: Zwei davon waren von Gambetta unterzeichnet, der eine widerrief den Marschbefehl nach Gien, der andere beauftragte ihn, Vierzon zu decken, der dritte, der von seinem neuen Oberbefehlshaber Bourbaki herrührte, beorderte ihn nach Bourges. Er blieb also, wo er war.

Ueberdies hatte er bereits am 6. seine Entlassung eingereicht.

Um die Verwirrung voll zu machen, kamen auch noch in den nächsten Tagen das 18. und 20. Corps auf dem Rückmarsche nach Bourges durch Aubigny und somit befand sich Bourbaki's ganze Armee — wohl noch an 70,000 Mann — auf einer einzigen Straße. Glatteis und harter Frost erschwerten dabei jede Bewegung ungemein. Völlig entkräftet arbeiteten sich Menschen und Pferde nur mühsam vorwärts.

Bourbaki's Rückzug nach Gien hatte seinen Grund in Prinz Friedrich Karl's letzten Bewegungen.

Sobald er Orléans genommen und den Großherzog gegen Tours entsendet, hatte der Prinz nämlich die Fortsetzung des Feldzuges nach dem Süden hin in's Auge gefaßt. Höhere Befehle betonten die Nothwendigkeit energischer Verfolgung des Feindes und entbanden ihn von der Sicherung der Belagerung von Paris. Nun war er frei, seine Bewegungen auszudehnen und er wählte sofort das wichtige Bourges, sowie Bourbaki's Armee zum Ziel.

Allein die Ausführung eines solchen weitgreifenden Planes stieß auf mancherlei Schwierigkeiten. In den ersten Tagen nach der Schlacht hatten die Verfolger auf allen drei Straßen gegen

Tours, gegen Vierzon und stromaufwärts gegen Gien hin, Nachzügler der verschiedenen französischen Corps angetroffen. Ueber die Stärke und Zusammensetzung der einzelnen zurückweichenden Colonnen der Loirearmee fehlte daher die wünschenswerthe Klarheit. Der Prinz sah auch zeitig voraus, daß der Feind Alles aufbieten werde, Tours zu sichern und den Großherzog aufzuhalten. Um diesen wenigstens indirect zu unterstützen, ließ er eins seiner drei Armeecorps, das 9., auf dem linken Loireufer zunächst stromabwärts marschiren, um so den auf diesem Ufer gelegenen Regierungssitz Tours zu bedrohen.

Ferner traf man in Orléans in richtiger Diagnose die Absicht Gambetta's, welche darauf hinausging, die Offensive über Montargis um jeden Preis aufzunehmen.

In Folge dessen wandte sich das 3. preußische Armeecorps stromaufwärts nach Gien, um zunächst auf jener Seite Klarheit über des Feindes Vorhaben zu schaffen*). Nur das 10. Armeecorps blieb in der direct südlichen Richtung.

Hier eilte außerdem General Schmidt mit etwa 2000 Reitern voraus und besetzte am 8. December schon Vierzon. Diese Stadt war von den dort versammelten Bruchtheilen der geschlagenen Armee am 7. December schleunig geräumt worden, als die Kunde anlangte, General des Pallières habe Salbris verlassen und sich ostwärts gewendet. Die Mehrzahl der Flüchtlinge hatte dabei den Weg nach Issoudun eingeschlagen.

So drangen die drei Armeecorps des Prinzen Friedrich Karl unmittelbar nach der Schlacht in drei divergirenden Richtungen vor, allein diese Trennung der Armee war nur eine scheinbare, weil für alle drei Corps das Ziel ein und dasselbe blieb. Auch die beiden Flügel sollten sich nämlich, sobald sie zu Vienne**) und zu Gien angekommen waren, südwärts wenden, um mit dem 10. Corps

---

*) Die Herstellung einer Brücke, auf welcher dieses Corps später die Loire passiren sollte, war oberhalb Orléans an mehreren Punkten gleichzeitig in Angriff genommen worden.

**) Gegenüber Blois auf dem linken Loireufer.

gemeinsam vor Bourges, oder vor der Front der Armee Bourbaki's zu erscheinen —.

Diese Operationen mußten das 3. preußische Armeecorps, welches seinen Weg im Loirethal hinauf verfolgte, naturgemäß zu einem Zusammenstoße mit der I. Loirearmee führen. Es traf am 7. December — an demselben Tage, an welchem auch der Großherzog und General Schmidt die ersten Kämpfe gegen geschlossene feindliche Arrièregarden bestanden — bei Nevoy auf die dort zum Schutze von Gien aufgestellten Truppen Billots. Die Avantgarde griff dieselben sogleich an, doch bald machte die schon hereinbrechende Dunkelheit dem Gefecht ein Ende. Bourbaki, der in Gien weilte, ritt selbst auf den Kampfplatz hinaus und traf dort mit dem General Billot zusammen. Beide berathschlagten, ob es besser sei — den Befehlen des Kriegsministers gehorchend — die Schlacht anzunehmen, oder auf eigene Verantwortung hin nach Bourges abzuziehen.

Für den ersten Fall wollte Billot sofort das ganze 18. Corps auf das rechte Stromufer ziehen und auch das 20. Corps noch in der Nacht von Argent herbeirufen. Allein eine Schlacht vor dem Defilee mit einer einzigen Brücke hinter sich erschien dem General Bourbaki zu gefahrvoll. Nach längerem Schwanken entschloß er sich zum Rückzuge.

So hatte das an sich unbedeutende Gefecht von Nevoy dennoch einen wesentlichen Einfluß auf die Operationen der feindlichen Armee ausgeübt.

General Billot führte noch in der Nacht seine Truppen über Gien auf das linke Stromufer und sprengte hinter sich die Brücke in die Luft. Im Laufe des 8. December setzte das ganze Corps den Marsch in südlicher Richtung fort. An demselben Tage passirte das 20. Corps von Argent her kommend das durch Pallières Truppen angefüllte Aubigny; dann kam auch Bourbaki persönlich dorthin und kündigte für den 9. December den Durchzug des 18. Armeecorps an. General des Pallières beschloß in Folge dessen, über Henrichemont, also noch weiter östlich ausholend, nach Bourges zu marschiren, da er sonst auf der Straße Aubigny-Bourges eine

heillose Verwirrung voraussah. Seine Cavalleriedivision deckte bei Allogny den Marsch der Armee. Erst am 11. Abends trafen die letzten Truppen bei Bourges sehr ermüdet ein. Bourbaki meldete sofort nach Tours: „Hommes et chevaux sont exténués de fatigues, par suite de la continuité et de la longueur des marches, qu'ils viennent de faire, de la neige et du verglas et de la rareté du bois."

Auf allen Straßen waren zahlreiche Traineurs zurückgeblieben. Zumal die Mobilgarden begannen sich zu zerstreuen. Dies Uebel ward so groß, daß auch die Regierung mit scharfen Decreten und mit der Androhung von Kriegsgerichten gegen die Pflichtvergessenen einschreiten mußte. Sie sagt in ihren Erlassen, daß selbst Offiziere „aller Grade" sich von der Armee entfernt hätten.

Die Anstrengungen waren für so junge, wenig ausgebildete Truppen in der That zu bedeutend. Märsche, wie die des Pallière's, mußten auflösend wirken. Das 18. und 20. Corps waren in letzter Zeit mehrfach Nachts in Bewegung gewesen. Diese außerordentlichen Strapazen hatten dabei gar keinen Zweck gehabt. Sie bildeten die Einleitung für hochfliegende Pläne der Strategen von Tours, mit denen die Unternehmungslust der Generale durchaus nicht gleichen Schritt hielt, und die daher schon im Beginn wieder aufgegeben wurden. Das Ende war dann der Rückzug, den die Armeebefehlshaber von Hause aus gewollt.

---

3. Versuche zu einer gemeinsamen Bewegung der ersten und zweiten Loirearmee.

Der trübe Verlauf der letzten Tage bei der I. Loirearmee sollte den Keim zu ernsten Zerwürfnissen mit General Bourbaki legen und den Dictator, sowie seinen Kriegsdelegirten vorübergehend jetzt schon die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß jener nicht der geeignete ausführende Arm für ihren Willen sei.

Bekanntlich hatte General des Pallières gegen seinen Marsch nach Gien protestirt. Crouzat äußerte, als er noch in Argent stand, seine Befürchtungen, die Deutschen könnten über Clémont und Aubigny vordringen, um ihn von Bourges abzuschneiden. Mit Beiden waren Gambetta und Freycinet sehr unzufrieden. Meldungen und Befehle kreuzten sich fortwährend. Bourbaki sollte aus dieser Lage heraushelfen.

Schon am 7. December gegen Mittag forderte de Freycinet ihn deshalb auf, er möge nach Argent und Salbris reisen, um allen drei Corps seine Weisungen zu ertheilen.

Am Abend desselben Tages, um 6 Uhr 15 Minuten, erhielt der General noch in Gien folgendes Telegramm:

„Die Regierungsdelegation an General Bourbaki."

Tours, den 7. December.

„Meine Intention und meine Hoffnung waren es, Sie mit dem vereinigten 18. und 15. Corps eine kräftige Offensive wieder aufnehmen zu sehen. Aber das, was Sie von den Bedingungen eines morgen oder übermorgen stattfindenden Kampfes sagen, sowie die gegenwärtige Entfernung des 15. Corps berechtigen den Rückmarsch zur Deckung von Bourges und Nevers."

„Die Position des 15. und 20. Corps wird es wahrscheinlich nothwendig machen, daß Sie in dem Moment und auf dem Punkte, welchen Sie für den günstigsten halten, auf das linke Loireufer zurückgehen. Wohlverstanden bleibt das 20. Corps, wie das 15. und 18. unter Ihrer alleinigen Oberleitung. Haben Sie so erst einmal Alles in Ihrer Hand vereinigt, so rechne ich, daß Sie „réellement" für eine entscheidende Action bereit sein werden."

Léon Gambetta.

Bourbaki war jetzt jedenfalls zum Rückzuge ermächtigt gewesen. Er entschied sich für denselben zumal, weil er seine drei Corps auf weite Entfernung auseinandergezogen glaubte. Von des Pallières' Marsch nach Aubigny besaß er keine Kenntniß. „Zersplittert zu bleiben, wie wir es sind, hieße einem Corps nach dem andern eine vollständige Niederlage bereiten", fügte er seiner Meldung hinzu.

Gambetta zeigte sich bereits etwas empfindlich, wenn das Ge-

schehene auch mit seinen Befehlen übereinstimmte: „Ich habe allen Grund zu glauben, antwortete er am 8. dem General, daß diejenige Colonne, vor welcher Sie sich zurückziehen, weit von der Bedeutung derjenigen entfernt ist, welche Chanzy seit zwei Tagen mit Truppen zurückweist, die mindestens ebenso ermüdet sind, als die Ihrigen."

„Ich rechne sehr darauf „que vous allez faire tête" und daß Sie diese entscheidende Action vorbereiten, von der ich Ihnen in meiner letzten Depesche sprach, und welche auch die Theilung der feindlichen Armee nach der Schlacht von Orléans mehr und mehr vortheilhaft erscheinen läßt."

Sehr schnell sollten die Meinungsverschiedenheiten größere Dimensionen annehmen. Chanzy's Ausharren bei Beaugency machte eine Einwirkung Bourbaki's auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl sehr erwünscht. Zumal erschien das Vorgehen des deutschen 9. Armeecorps auf dem linken Loireufer bedrohlich, aber zugleich so kühn, daß ein dagegen geführter Schlag Erfolg versprechen mochte. Die Regierung floh nach Bordeaux — Chanzy fürchtete, von dem anderen Flußufer her plötzlich umgangen und im Rücken bedroht zu werden.

Nur Bourbaki konnte eine Wendung herbeiführen. Schon vom 9. December ab beginnt der Druck der Regierung auf seine Entschlüsse von Neuem. Er sollte gegen Blois vorstoßen und den dreisten Feind in den Strom werfen.

Allein der General sah sehr schwarz. Die Zustände in seiner improvisirten Armee beunruhigten ihn auf's Aeußerste. Schon in Sully soll er unmuthig geäußert haben, er sei es müde, solche Horden zu commandiren. Jetzt bezeichnete er seine Armee abermals mit dem Ausdruck „troupeau d'hommes". Das Elend, das er um sich sah, erschütterte sein Gemüth. „Ich habe alle nur möglichen Dispositionen getroffen, um zu kämpfen, wenn es nöthig wird. Aber mit einer Heerde von Menschen, die größtentheils durch aufeinanderfolgende Echecs, welche sie betroffen haben, durch die Anstrengungen der fortwährenden rapiden Märsche und das abscheuliche Wetter und zumal durch die Débandade des 15. Corps demo-

ralisirt sind, sehe ich das unheilvolle Resultat voraus, das uns bevorsteht .... Die Leute sind in einem Zustande von Elend und „marasme," von welchem Sie sich keine Idee machen können." So lauteten seine Klagen.

Er glaubte ferner, daß bei Orléans an 70,000 Deutsche über die Loire gegangen seien. Im Geiste sah er die ganze Sologne von Feinden wimmeln und er verlangte jetzt dringend, man solle ihn bis St. Amand-Montrond zurückgehen lassen. „Wenn ich in diesem Augenblicke nach Blois marschiren würde, so möchten Sie wahrscheinlich nicht eine einzige Kanone, nicht einen einzigen Mann von den drei Corps wiedersehen, deren Führung Sie mir anvertraut haben," versicherte er den Kriegsminister und fügte schließlich hinzu:

„Wollen Sie die Armee retten, so müssen Sie sie zurückgehen lassen; legen Sie ihr die Offensive auf, welche Sie in den gegenwärtigen Verhältnissen unfähig ist, durchzumachen, so setzen Sie sich dem aus, sie zu verlieren."

„Im Falle Ihre Absicht dahin geht, das zweite zu wählen, bin ich so tief von den Folgen überzeugt, welche daraus hervorgehen können, daß ich Sie bitten würde, diesen Versuch einem Anderen anzuvertrauen."

Der Kriegsminister weilte zur Zeit bei Chanzy's Armee, sein Delegirter de Freycinet antwortete dem General jetzt schon im Tone der Beleidigung und des Hohns:

„Ihre Depeschen, General, stehen in einem peinlichen Contrast zu denjenigen des General Chanzy, der seit fünf Tagen heroische und siegreiche Kämpfe gegen die Armee des Prinzen Karl mit denselben Corps unterhält, welche schon die ganze Last der Kämpfe vor Orléans zu tragen hatten." .... — „Es muß Ihnen am Herzen liegen, mit Chanzy zu wetteifern und Theil zu nehmen an seinen ruhmreichen Anstrengungen. Wir kennen die Lage Ihrer Truppen und der Kräfte, welche Ihnen nahe sind, nicht genau genug, um Ihnen in diesem Augenblick einen bestimmten Befehl geben zu können. Aber ich weiß wohl, — wäre ich an Ihrer Stelle, so würde ich unverzüglich meine drei Corps vereinigen. Ich wollte dann die Banden abstrafen, die sich nach Vierzon gewagt haben

und die viel mehr auf die Einbildungskraft Ihrer Truppen gerechnet haben, als auf die eigenen Kräfte, unsere Armee zurückzutreiben."

„Ich würde den Feind lebhaft über Salbris hinausjagen und eine starke Colonne auf Blois vortreiben. Sie sagen selbst, daß der Feind die Trümmer der Loirearmee umgehen will; ich möchte ihm doch beweisen, daß diese Trümmer nicht so mit sich verfahren lassen, und so lange ich einen Soldaten auf den Beinen hätte, würde ich so wenig zahlreichen Truppen nicht erlauben, den Schrecken in der Sologne zu verbreiten und dem Prinzen Karl die Hand zu reichen, um die braven Phalangen Chanzy's zu vernichten."

Zudem theilte das Kriegsministerium dem General eine Menge von Meldungen der Territorialcommandanten und der Civilbehörden mit, welche erwiesen, daß die Sologne und das obere Loirethal von deutschen Truppen beinahe frei seien, und daß ihm keinerlei Gefahr drohe.

Thatsächlich war de Freycinet bei diesem Falle im Recht. Bourbaki hatte nichts zu befürchten. Südlich Orléans, sowie in Vierzon und in Gien standen nur noch ganz schwache Abtheilungen von der Armee des Prinzen Friedrich Karl, hauptsächlich Cavallerie. Der Prinz selbst war schon genöthigt worden, sich mit der Masse seiner Armee nach Westen zu wenden, wo Chanzy dem Großherzoge bis zum 11. December Stand gehalten hatte und wo eine endgültige Entscheidung der Kämpfe dringend nothwendig wurde, sollten nicht die jungen Truppen der Republik durch halbe Erfolge ihre Moral heben und wirklich gefährliche Gegner werden.

Doch, wenn dem auch so war, so mußte de Freycinet als ein Mann von Bildung und Einsicht begreifen, daß aus einem derartigen Gezänk, aus diesem Ton gegen die Truppenführer nimmermehr Gutes entstehen könne.

Bourbaki konnte sich zu keinem Entschlusse aufraffen, nicht diejenige Selbstständigkeit gewinnen, die hier durchaus nothwendig war. Von den kleinsten Hindernissen fühlte er sich beengt. Telegraphirte er doch gar an das Kriegsministerium, daß ihm dieses die Eisnägel für den Hufbeschlag der Pferde besorgen sollte.

Die kostbare Zeit verstrich.

Da Gambetta bei Chanzy in Josnes verweilte, de Freycinet

in Bordeaux, so mußten sich beide telegraphisch darüber verständigen, was zu thun sei.

De Freycinet wollte das Richtige, Bourbaki's Abberufung. Er begehrte eine Art von Schreckensherrschaft über die Führer der Armee. Das war das Princip der Republik von 1792. Am deutlichsten spricht er sich in diesem Sinne am 10. December aus.

„Von Bourbaki nur entmuthigende Nachrichten .... Er quält mich, daß Sie zu ihm nach Bourges kommen sollen."

„Ich glaube, dasjenige, was wir zu thun haben, wird die Uebergabe des Oberbefehls an Billot sein, während Borel Generalstabschef bleibt, da das sein richtiger Platz ist."

„Billot muß durch Feillet-Pilatrie, Divisionsgeneral im 18. Corps, ersetzt werden."

„Crouzat und Varaigne*) beseitigen!"

„Ersetzen Sie den ersten durch Bonnet**), wenn derselbe noch im 20. Corps ist, mit einem Generalstabschef, den er sich wählt. Endlich ist des Pallières seines Commandos zu entheben und selbst, je nachdem, was Sie mit eigenen Augen sehen werden, vor ein Kriegsgericht zu stellen, dann bleibt des Plas***) fortzujagen, der nichts als ein Varaigne mit etwas mehr Intelligenz ist."

Ein anderes Telegramm von demselben Tage besagt:

„Die Depeschen, die mir von Peytavin†), Maurandy††) und Michaud zugehen, sind herzzerreißend. Ich fordere Sie auf, diese Generale vor ein Kriegsgericht zu stellen. Thun Sie dasselbe mit Pallières, dessen Corps sichtbar herunterkommt."

Also Kriegsgerichte über Kriegsgerichte und eine Absetzung über die andere.

Rigourose Maßnahmen hätten jetzt freilich allein zum Ziele führen können. Dem Kriegsdelegirten war es indessen leicht ge-

---

*) Generalstabschef des 20. Corps (Genie-Major) der kaiserlichen Armee).

**) Brigade-Commandeur im 20. Corps.

***) Brigade-Commandeur im 20. Corps (Oberst).

†) Commandeur der 3. Division des 15. Corps, der sich nach Blois gewendet.

††) Maurandy, Commandeur der 3. Division des 16. Corps in Blois, Michaud, Territorialcommandant von Blois.

macht, dieselben zu verlangen, da er nicht mit seiner Verantwortung eintreten durfte — das blieb Gambetta's Sache. Der Dictator schwankte. Er konnte sich nicht entschließen, zum Aeußersten zu greifen und seinen Günstling Billot an die Spitze der Armee zu stellen. Dieser war ohnehin in den zehn Tagen vom 26. November bis zum 6. December vom Obersten zum Divisionsgeneral emporgestiegen, ein Avancement, welches wohl in der Geschichte aller Armeen seines Gleichen nicht hat.

Der Dictator machte sich selbst nach Bourges auf den Weg. Bourbaki's großes militärisches Ansehen schien ihm noch unantastbar, ahnte er auch wohl schon, daß er sich mit diesem General auf die Dauer nicht werde verständigen können. Freycinet hörte zwar nicht auf, ihn zur Entscheidung zu treiben. Als er ihm die letzte Depesche Bourbaki's mittheilte, setzte er noch am 11. hinzu: „Im Hinblick auf diese Depesche, welche auf meine dringendsten Bitten antwortet, ist es mir unmöglich, Bourbaki einen formellen Marschbefehl zu geben. Die persönliche militärische Stellung, welche man ihm geschaffen hat, verbietet mir, seine Demission über eine solche Frage zu provociren."

„Sie allein als Regierungsmitglied haben die Möglichkeit in der Hand, die Sache weiter zu treiben, wenn Sie es für nützlich erachten". . . . .

Gerade in diesem Augenblick änderte Bourbaki seine Entschlüsse. Er erhielt von Chanzy am 11. December ein Telegramm, das ihn umstimmte. Die Art und Weise, in welcher diese Aufforderung gehalten war, wirkte mehr als alle Beleidigungen de Freycinet's. „Marschiren Sie entschlossen und ohne eine Minute zu verlieren vorwärts; meine Lage ist die allerkritischste und nur Sie können mich retten!" Ein solcher Appell blieb nicht ohne Eindruck. Bourbaki zeigte sich bereit, wenigstens bis Vierzon vorzurücken, obschon, wie erwähnt, seine letzten Truppen erst am 11. Abends bei Bourges eingetroffen waren.

Nun schlug auch de Freycinet's Stimmung urplötzlich um: „Die Regierung ist glücklich über den Entschluß, den Sie gefaßt, Chanzy Hülfe zu bringen." So telegraphirte er dem General.

„Sie weiß, daß Niemand im Stande ist, wie Sie, eine Unternehmung zum guten Ende zu führen, welche von ihrem Chef zu gleicher Zeit eine große Energie und ein seltenes Prestige erfordert."

Die Armee blieb in der Bewegung.

Als gleich darauf Gambetta in Bourges eintraf, zeigte er sich sehr zufrieden. Bourbaki empfing ihn mit den Worten: „Sie müssen meinen Leuten einige Tage Ruhe in Cantonnements geben, um sie sich erholen zu lassen, sie mit Schuhwerk und Kleidern zu versorgen und um die Pferde ein wenig gegen das Unwetter zu schützen, bei welchem täglich eine gute Anzahl fällt." Er stellte dem Minister vor, daß er auch Zeit brauche, die Mannschaften zu unterrichten, sie mit ihren Führern und ihren Pflichten bekannt zu machen.

Gambetta gab nach. Es scheint zwischen ihm und dem General vorübergehend ein vollkommenes Einvernehmen geherrscht zu haben, welches beide in gleicher Weise überraschte. Durch einen besonderen ministeriellen Erlaß vom 12. December wurden alle selbstständig commandirenden Generale ermächtigt, ihre Truppen in Cantonnements zu verlegen. Der Dictator genehmigte auch, daß Bourbaki mit seiner zu Gunsten Chanzy's unternommenen Bewegung bei Vierzon inne hielt, nachdem seine Avantgarde am 13. December Nachmittags schwache preußische Cavallerie aus dieser Stadt verdrängt hatte. Der General machte geltend, daß Blois, wohin er vorrücken sollte, seine Wichtigkeit verloren habe, weil Chanzy mittlerweile schon im Rückzuge war und die Räumung des rechten Loireufers ohne Zweifel nahe bevorstand. Das leuchtete dem Dictator ein und außerdem wirkte auch auf ihn der jammervolle Anblick der Truppen.

„Ich lasse die Bewegung auf Vierzon vor sich gehen, werde sie aber dort anhalten," theilt er seinem alter ego de Freycinet mit, der seit dem 9. December in Bordeaux war, „das 15., 18. und 20. Corps sind in einer wahren Auflösung, es ist das traurigste, was ich noch jemals gesehen habe. Ich werde die Dinge hier noch einmal von Grund aus anfangen müssen und einige Zeit dazu brauchen, indessen ich werde nicht wieder abreisen, ohne die Sachlage geregelt zu haben."

Es ist bezeichnend, wie das nähere Eingehen auf die Dinge, der Anblick der Schwierigkeiten an Ort und Stelle auch bei dem kühnen und rücksichtslosen Manne die Entschlußkraft lähmte. Er war zur Armee geeilt, um sie zu dem Zuge nach Blois zu zwingen, und er selbst ließ sie nun halten. Jedermann, der es jemals leicht gefunden hat, aus sicherer Ferne über kriegerische Ereignisse und die Männer, welche darin eine Rolle spielen, absprechende Urtheile zu fällen, mag an diesem Beispiel lernen. Nur, wer es aus Erfahrung kennt, weiß, wie den Feldherrn im Kriege tausenderlei hemmende Rücksichten, wie viel Schwierigkeiten ihn bei Allem, was er thut, täglich und stündlich umgeben. Es gehört eine Fülle ungewöhnlicher Eigenschaften dazu, unter solchen Verhältnissen über alle Bedenken hinweg sein Ziel vor Augen zu haben und es unerbittlich zu verfolgen.

De Freycinet, der noch am grünen Tische von Bordeaux saß, war mit seines Meisters unbegreiflicher Nachgiebigkeit sehr unzufrieden. Er litt eben nicht unter jenen persönlichen Eindrücken. Gambetta's Depesche, welche ihn von der neuen Wendung der Dinge unterrichtet, klingt halb wie eine Entschuldigung.

Diese Depesche ist übrigens noch interessant durch folgenden Zusatz: „Die Nachrichten, welche ich erhalte, beweisen, daß die Streitkräfte des Prinzen Friedrich Karl größtentheils gegen Chanzy marschiren. Er hat gerade im richtigen Augenblick seine Operationsbasis geändert. Ha, welch' ein braver General!" Gambetta war also doch für die Verdienste und Fähigkeiten seiner Gegner durchaus nicht so blind, als man es ihm oft nachgesagt hat. Er vermochte es wohl, dem Feinde Anerkennung zu zollen.

Bourbaki kam übrigens, sobald sein militairisches Ansehen sich dem Dictator gegenüber erst einmal bewährt, ohne Zögern auf seine früheren kleinmüthigen Pläne zurück. Er wollte wieder bis St. Amand ausweichen, wo er sich allein sicher glaubte. Gambetta bat ihn, daran zu denken, daß Trochu die Besetzung von Gien und die Behauptung von Bourges stets für wichtig erklärt habe. Als auch diese Bitte nichts fruchtete, theilte er Freycinet, dem er verschiedene Ernennungen in der Armee auftrug, mit: er wolle Bour-

baki momentan noch an der Spitze der Armee belassen. „Ich kann,“ setzt er gleich darauf hinzu, „trotz meiner dringenden Bitten, Bourbaki nicht bestimmen, seine Positionen zu halten und sich nicht auf St. Amand zurückzuziehen. Ich habe noch keinen entscheidenden Entschluß gefaßt — ich überlege noch.“

Freycinet drang immer wieder auf des Generals Absetzung. Er verlangte die Fortführung des Marsches über Vierzon gegen Tours, um Chanzy zu degagiren und jene Stadt zu decken. Später schlug er eine Stellung bei Selles sur Cher, zwischen Cher und Sauldre vor. „Es ist unerläßlich, daß Bourbaki seine Bewegung etwas über Vierzon ausdehne, wenn auch nur sehr langsam,“ wendete er sich am 14. December an Gambetta. „Noch heute spricht sich Chanzy dringend in demselben Sinne aus. Ich würde an Ihrer Stelle nicht schwanken, Bourbaki durch Billot zu ersetzen. Mit Bourbaki machen Sie „clair et net“ die Hälfte der Loirearmee unbeweglich. Wie können Sie nur noch nach Allem, was in diesem Feldzuge und vordem im Norden vorgefallen ist, auf Bourbaki bauen. Der Fetischdienst gegen die alten militairischen Größen ist es, der uns in's Verderben gestürzt hat. Ich weiß wohl, daß wenn ich Herr wäre, ich mit dem Vorurtheil längst gebrochen haben würde. —“

„Ich bitte Sie um Alles in der Welt,“ telegraphirt er an demselben Tage noch, „verhindern Sie Bourbaki, seine Positionen bei Vierzon zu verlassen. Dieser Rückzug nach St. Amand würde uns mit Schande bedecken.“ . . . . „Warum denn ohne Unterlaß zurückgehen, es ist vielmehr ein Interesse erster Ordnung, unsere beiden Armeen nicht von einander zu entfernen. Können Sie ihm denn nicht einen formellen Befehl geben — oder besser noch, ihn absetzen?“

Thatsächlich wäre der Rückzug nach St. Amand durch nichts gerechtfertigt gewesen. Die I. Loirearmee hatte um diese Zeit nur ganz schwache Cavallerie-Abtheilungen vor sich, irgend eine Gefahr war ihr gar nicht nahe und das Verlangen, sie abermals drei Märsche zurück machen zu lassen, ohne jeden vernünftigen Grund. Selbst Gambetta sah ein, daß die Truppen dabei nur noch mehr

herunterkommen würden. „Wir gehen nicht nach St. Amand“ — „einige Tage werden genügen, um wieder eine kräftige Offensive zu beginnen“ erwiderte er Freycinet. Dabei blieb es; die Absetzung erfolgte nicht. Nur die Generale Crouzat und des Pallières wurden auf rücksichtslose Art beseitigt*). An Bourbaki's Ruf wagte sich der Dictator nicht.

Es ist dieser Zeitraum wohl der bewegteste und unruhigste in Gambetta's gesammter Amtsführung. Von allen Seiten her kamen an ihn Forderungen, Warnungen, Rathschläge, Projecte. Aus seinem eigenen General-Secretariat ging ihm in Josnes ein langes Schriftstück mit abenteuerlichen Kriegsplänen zu, die ihm zur Rettung Frankreichs vorgeschlagen wurden. Am 18. December forderte Graf Kératry ihn auf, ihm das Kriegs- und Marineministerium für einen Monat versuchsweise anzuvertrauen — eine Zumuthung, welche er ganz passend mit Stillschweigen überging.

Selbst zwischen Gambetta und de Freycinet scheint hier ein Mißverständniß nicht ganz ausgeblieben zu sein, obwohl es nach außen hin wohl kaum wahrnehmbar gewesen ist.

Eine Depesche de Freycinet's an den Dictator vom 16. December sagt:

„Erlauben Sie mir, mein lieber Minister, Ihnen zu bemerken, daß Sie es sind, der die Verwirrung in unsere Erlasse bringt.“....

So war es gekommen, daß die I. Loirearmee während dieser Zeit Nichts gethan und doch auch nicht geruht hatte. Unnütze Hin- und Hermärsche nahmen ihre Zeit und ihre Kräfte in Anspruch. Den General Bourbaki trifft hierin nicht allein die Schuld. Hätte ihm die Regierung freie Hand gelassen, so würde er seine Armee unmittelbar nach der Schlacht von Orléans bis Bourges zurück-

*) Crouzat wurde ohne Grund seines Commandos enthoben, des Pallières allerdings auf seinen Antrag abberufen, ihm aber, wie mitgetheilt, noch mit einem Kriegsgericht gedroht.

geführt und dort reorganisirt haben. Um die Mitte des December wäre sie wieder operationsfähig, Bourbaki aber genöthigt gewesen, an den Kämpfen gegen Prinz Friedrich Karl Theil zu nehmen. Statt dessen hatte man ihn immer nur halb und halb auf die von der Regierung gewollten Bahnen gezerrt, um bald entschlußlos das Angefangene wieder aufzugeben.

Klagen über den Zustand der Truppen, die Rauheit der Jahreszeit, über Mangel und Schwierigkeiten aller Art auf der einen, — unmögliche Anforderungen auf der anderen Seite, blieben auch weiterhin das Charakteristische für den Verkehr zwischen der Armee und der Regierung.

In welcher Ungeduld Gambetta diese Tage in Bourges zugebracht hat, ist leicht zu ermessen. Um so weniger begreiflich ist seine Unentschlossenheit. Er durchschaute sehr wohl die Wichtigkeit, welche Bourbaki's Eingreifen gerade jetzt haben konnte. Er war sich wohl bewußt, wie schwer auch den Siegern die Fortsetzung des Feldzuges sei. Er sah die Möglichkeit vor Augen, diese dadurch, daß man sie immer wieder von Neuem zu Kämpfen und anstrengenden Märschen zwang, zu ermüden, ihrer wohl gar am Ende doch noch Herr zu werden — und dennoch vermochte er nicht, den Widerstand eines Generals zu besiegen, der gegen diese großen und vielleicht erreichbaren Ziele lediglich technische Bedenken hegte.

---

4. Rückzug der zweiten Loirearmee hinter den Loirfluß. Die erste Loirearmee bei Bourges, Wiederaufnahme des ersten Planes zu einem Zuge den Loing hinab nach Fontainebleau.

Prinz Friedrich Karl hatte sich mit allen seinen Kräften nach dem Westen gegen Chanzy gewendet und trachtete danach, erst mit diesem General abzurechnen, bevor er sich seinen übrigen Feinden

zuwendete. Noch ehe aber die aus den verschiedenen Richtungen zurückgerufenen Colonnen auf dem Schlachtfelde von Beaugency eingreifen konnten, wich General Chanzy gegen Westen aus. Die langen Kämpfe gegen den Großherzog hatten seine Truppen erschöpft, das Vordringen des 9. Armeecorps am linken Stromufer gegen Tours und das Anwachsen der Streitkräfte vor seiner Front bedrohten ihn ernstlich. Das tief eingeschnittene Bergthal des Loirflusses und das dahinter beginnende, dicht von Gehölz, Gärten, Culturen aller Art und von Wohnstätten bedeckte Gelände boten ihm hingegen einen sicheren Hort. Der Prinz folgte ihm, so schnell es die Umstände und die vom plötzlich eingetretenen Regen- und Thauwetter grundlos gemachten Wege erlaubten, um es — wennmöglich noch diesseits oder am Loirflusse — zur Schlacht zu bringen.

Er mußte sich dabei von Orléans entfernen, das unter dem Schutze des damals arg zugerichteten bayerischen Armeecorps v. d. Tann zurückblieb. Die berühmte Loirestadt lag also ziemlich frei vor Bourbaki's Armee — und nicht sie allein, sondern auch der von je her durch Gambetta erkorne Weg über Montargis nach Fontainebleau. Auf diesem Wege konnte sich jetzt den Angreifern nur eine ganz schwache bayerische Abtheilung entgegenstellen, welche in Gien lag und die von da aus das Gebiet der oberen Loire beobachtete. Auch dieses geringe Hemmniß sollte noch beseitigt werden.

Französische Territorialtruppen — einige Compagnieen der Brigade Nièvre werden in den bezüglichen Meldungen bestimmt genannt — verdrängten nämlich die Bayern aus Gien. Gambetta erhielt davon sofort Nachricht. Daß jene Gegenden auch im Uebrigen von den deutschen Truppen geräumt seien, hatte er schon zuvor erfahren. Am 11. December meldete ihm Pallu: „Briare, Ouzouer, Gien sind urplötzlich vom Feinde geräumt. Alles deutet auf eine Concentration der Preußen gegen Orléans hin. Diese in der Puisaye gesammelten Nachrichten scheinen sicher.“

Schon am Loir war Prinz Friedrich Karl achtzehn Meilen weit vom oberen Loinglaufe entfernt, seine Armee aber von außerordentlichen Anstrengungen ermüdet. Ließ er sich durch Chanzy in das

Labyrinth der Gegend von Le Mans nachziehen und in Kämpfe verwickeln, so konnte er nimmermehr zur rechten Zeit an jenem Flusse erscheinen, wenn es galt, Bourbaki auf seinem Zuge zur Befreiung der Hauptstadt aufzuhalten. Grundlose Wege hätten gerade jetzt auch seinen Marsch erschwert. Und es schien, als könne der Prinz nicht anders, wie den Gegner immer hitziger verfolgen, gegen welchen er, alle übrigen Pläne aufgebend, fast seine ganze Streitmacht in Bewegung gesetzt hatte, ohne ihn bisher zur Schlacht zu zwingen. Chanzy's Armee war der Auflösung ebenso nahe, wie die Bourbaki's, ja, nach den letzten Schlachten und Märschen, theilweise gewiß noch in traurigerer Verfassung. Gambetta mochte glauben, daß die Erfolge, die sich hier dem Prinzen scheinbar mühelos boten, Anziehungskraft genug besitzen würden, um ihn höhere strategische Ziele vergessen zu machen. Noch einmal streckte er daher kühn und hoffnungsvoll gerade zu der Zeit die Hand nach der Palme aus, wo neue Niederlagen und neues Mißgeschick große Hoffnungen für Frankreich zu Grabe getragen hatten. Darin, daß sich der Dictator unmittelbar nach so schweren Schlägen hoffnungsvoll wieder erhob und er sich mit einem einzigen großen Wagniß an das Ziel seines Strebens zu versetzen trachtete, gleicht diese Epoche derjenigen nach der Schlacht von Orléans.

Eines berechtigte die Hoffnung auf den Erfolg. Wenn die Armee Bourbaki's trotz ihres üblen Zustandes vordrang, und Prinz Friedrich Karl, dessen Truppen ununterbrochen in Berührung mit dem Feinde geblieben waren, in überstürzter Hast zu einem Feldzuge im Osten umkehrte, so konnte auch er nur mit sehr erschöpften Streitkräften auf den entscheidenden Feldern anlangen.

Der Gedanke, Paris nahe kommen, die Einschließungsarmee zu bedrohen und vielleicht zu sprengen, Chanzy aber zu gleicher Zeit von seinen Verfolgern zu befreien, entflammte Gambetta's ganzen Eifer.

„General,“ schrieb er am 17. December an Bourbaki, „die letzte Depesche Chanzy's zeigt diesen Heerführer fast mit den gesammten Streitkräften der Corps von Friedrich Karl, des Herzogs

von Mecklenburg und mit einer Colonne im Kampfe, die aus dem Eurethale kommt und deren Stärke man nicht kennt"*).

„Mehr denn jemals ist es nothwendig, daß die energische Diversion, zu der Sie entschlossen sind, so lebhaft als möglich ausgeführt werde, um durch den Marsch allein einen großen Vortheil über den Feind zu gewinnen."

„Ich glaube, Sie werden in Folge dessen, wie ich, der Ansicht sein, daß keine Minute zu verlieren ist und eher daran denken, die Bewegung gegen Montargis zu überstürzen, als sie zu verzögern. Stellen Sie sich vor, welch' ein Ruhm es für Sie sein würde, fast ohne einen Schuß zu thun, bis Fontainebleau vorzudringen."

„Aus guter Quelle bin ich informirt, daß kein Preuße in „Seine und Marne" steht. Man muß daher so schnell als möglich aus dieser Situation Nutzen ziehen. In Fontainebleau ist man — berücksichtigt man die Forts und die vorgeschobenen Werke der Hauptstadt — nur zwei Märsche von Paris. Ihre Truppen müssen ausgeruht sein, sowohl durch die Zeit, als, weil sie seit acht Tagen keinen Feind gesehen haben."

„Sie haben junge und thatkräftige Corpscommandanten, die nur verlangen, vorwärts zu gehen. Ihre Truppen selbst — obgleich sie jung sind — werden in dieser Offensive die besten Eigenschaften der fränkischen Race wiederfinden. Sie werden zu ihnen sprechen, Sie werden es verstehen, sie fortzureißen"....

„Ich kann nicht umhin, Sie zu drängen, Sie zu quälen, so sehr fühle ich, wie kostbar die Minuten sind"....

Am 14. December, nach seinem kurzen Vormarsche bis Vierzon hin war Bourbaki aus seinem Hauptquartier Méhun sur Yèvre nach Bourges zu Gambetta gefahren. Dort hatten ohne Zweifel schon Besprechungen über dieses Project stattgefunden und es scheint hier aus Gambetta's Worten hervorzugehen, daß Bourbaki mit dem ganzen Plane einverstanden gewesen sei. Doch dem kann nicht so gewesen sein. Nur des Dictators reiche Einbildungskraft, die sich da am

*) Es waren dies Theile der durch Gardelandwehrbataillone verstärkten 5. Cavallerie-Division.

thätigsten erwies, wo es die Erfüllung seiner Wünsche galt, mag es vorausgesetzt haben.

Bourbaki war auch jetzt nur halb entschlossen. Er widersprach nicht ganz, doch hatte er weder Lust noch Vertrauen zu dem Unternehmen und suchte es darum aufzuschieben. Zumal fürchtete er, daß die in Chaumont, Châtillon sur Seine und — wie er meinte — auch in Auxerre schon versammelten deutschen Truppenmassen sich, wenn er gegen Fontainebleau marschirte, schnell in Bewegung setzen würden, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Thatsächlich hatte er dort noch wenig zu fürchten, nur schwache Etappengarnisonen sowie das halbe 7. Armeecorps vermochten deutscherseits von jener Seite her einzugreifen. Er scheint diese Streitkräfte sehr hoch angeschlagen zu haben und war besonders deßwegen dem Plane abhold.

Allein er setzte diesmal nichts durch. Gambetta schnitt seine Einwendungen am Ende mit einem kurzen „il faut faire“ ab. Es ward vereinbart, daß er mit seinem Heere bei Nevers die Loire wieder überschreiten sollte, dann auf dem rechten Stromufer bis Gien marschiren und von da nach Montargis. Bourbaki, der über die Verhältnisse seiner Gegner auffallend schlecht orientirt war, nahm an, daß starke Theile der Armee des Prinzen Friedrich Karl in Cosne ständen. Er wollte diese Truppen nun während des ersten Vormarsches umgehen, sie im Rücken fassen und in den Strom zu werfen suchen.

Weiterhin dachte er seinen Marsch zwischen Loing und Yonne auszuführen, wo das bedeckte, durchschnittene Gelände, ohne Querstraßen für den herankommenden Feind seinem Vorhaben günstig war. Der Lauf des Loing sollte ihn gegen den Prinzen Friedrich Karl, die Yonne ihn gegen die von Osten kommenden deutschen Truppen schützen.

So baute er durch die Hinzufügung dieses Gedankens noch Gambetta's Pläne aus. Der Dictator war mit allem einverstanden, wenn ihm nur die Offensive zugesagt wurde.

Die Armee begann auch wirklich den Marsch. Am 19. December nahm Bourbaki sein Hauptquartier in Baugy, seine drei Corps waren im Vorrücken auf Nevers.

Dennoch sollte das Unternehmen auch jetzt nicht wirklich zur Ausführung kommen. Es schwebte über diesem Plane des Dictators ein eigenthümliches Verhängniß.

Bourbaki fürchtete, Prinz Friedrich Karl werde zwischen Chanzy's und seiner Armee hin und her marschiren, bald die eine, bald die andere schlagen und so Alles vereiteln. Darum wollte er die Entfernung zwischen sich und dem gefürchteten Gegner so groß wie möglich machen. Er gab sich nicht, wie Gambetta, der Hoffnung hin, daß der Prinz der II. Loirearmee in das Unbegrenzte folgen würde.

Hiermit behielt er Recht. Wo es sich nur um die einfache Beurtheilung militairischer Grundsätze und Nothwendigkeiten handelte, reichte sein Scharfblick weiter als der des Dictators.

Prinz Friedrich Karl hatte während der letzten Tage sein Hauptquartier im Schlosse von Suèvres gehabt, seine Armee war am 15. December auf der ganzen Linie von Moret bis vorwärts Vendôme mit Chanzy's Truppen in Berührung gewesen. Zahlreiche französische Streitmassen standen jenseits des steilen und tiefen Flußthales in schnell verschanzten Stellungen, überall auf große Batterien gestützt. Auch vorwärts Vendôme auf den Höhen von St. Anne und Bel-Essort hatten sie gut eingerichtete feste Positionen inne. Eine entscheidende Schlacht stand nach allen Anzeichen bevor. Die im Lande verbreiteten Nachrichten gaben für die einzelnen französischen Colonnen, welche zum Loir gezogen waren, noch immerhin ansehnliche Ziffern. Aufgefangene Depeschen der französischen Befehlshaber und Armeebeamten schienen auf die Anwesenheit eines frischen feindlichen Corps, des 19., hinzudeuten*). Schon einmal waren, kurze Zeit zuvor, dem feindlichen Heere unvermuthet bedeutende Hülfstruppen zugeflossen und hatten es befähigt, nach eben erlittener Niederlage, eine neue Waffenentscheidung anzunehmen.

Aehnliches konnte sich hier gleichfalls ereignen. Prinz Friedrich Karl traf deshalb alle Anstalten zur Schlacht. Er befahl für

*) Freilich lag hier ein Irrthum vor; das Corps war noch nicht fertig und stieß erst nach der Schlacht von Le Mans zur Armee de Chanzy's.

den 16. December, daß seine Corps sich versammeln und bis zum Fuße der französischen Positionen heranrücken sollten. Ferner ordnete er an, daß die einleitenden Kämpfe gegen die vorgeschobenen französischen Posten weiter durchgeführt würden, damit am 17. December früh der entscheidende Angriff in den Morgenstunden beginnen könne. Die kurzen Wintertage gewährten für einen energischen Kampf nur wenig helle Tagesstunden. Dichter Nebel bedeckte in der Frühe dergestalt das Land, daß sich Nichts mit Sicherheit unternehmen ließ. Und mit den Kräften der deutschen Armee mußte schon haushälterisch umgegangen werden. Sie hatte während der letzten Tage nahezu Unerträgliches durchgemacht. Alle Cadres waren ungemein zusammengeschmolzen, ganz neue militairische Begriffe bildeten sich heraus. Die Armeecorps waren an Infanterie in Reih und Glied nicht mehr so stark, wie Divisionen zu Beginn des Krieges. Die Divisionen glichen schwachen Brigaden. Die Zahl der Offiziere hatte sich noch über dies Verhältniß hinaus herabgemindert. Nach unaufhörlichen Märschen und Gefechten war zumal bei den Truppen des Großherzogs die Erschöpfung eine hohe. Nur mühsam rafften sich die braven Soldaten auf, um immer noch alle Anforderungen zu erfüllen, die man an sie stellte.

Dies Alles erheischte doppelte Vorsicht und Gründlichkeit.

Gerade während dieser Vorbereitungen für die entscheidende Schlacht traf in Suèvres die Nachricht von der Vertreibung der Bayern aus Gien ein. Ebenso, wie Gambetta es verlangte, daß Bourbaki vorwärts marschire, um Chanzy dadurch der Verfolgung zu entziehen, ebenso sicher erwartete man auch im deutschen Hauptquartier, daß es geschehen werde. Näher lag indessen noch die Gefahr für den Besitz von Orléans, wo sich das schwache v. d. Tann'sche Corps nimmermehr lange gegen die ganze französische Armee behaupten konnte, zumal wenn der Angriff von Osten her auf dem rechten Loireufer ausgeführt wurde. Die Wiedereroberung von Orléans würde davon begleitet gewesen sein, daß dem Feinde seine vor kurzem verlorenen schweren Geschütze und Tausende von deutschen Soldaten, welche krank oder verwundet in den Lazarethen lagen, in die Hände fielen. Die Einnahme einer

Stadt, um deren Besitz Prinz Friedrich Karl wenige Wochen zuvor mit allen seinen Streitkräften eine Schlacht geschlagen, hätte der französischen Nation für einen großen Sieg gegolten. Der deutsche Feldherr mußte alsdann gezwungen zurückkehren. Er beschloß deshalb zwar, die Schlacht am Loirflusse, wenn Chanzy Stand hielt, bis zur letzten Entscheidung durchzufechten, gleich darauf aber mit dem größeren Theile seiner Armee wieder an die mittlere Loire zu marschiren.

General Chanzy wich dem Schlage aus. Schon die Gefechte mit den Avantgarden der II. deutschen Armee hatten auf seine Truppen einen großen Eindruck gemacht. Noch in der Nacht vom 15. zum 16. December hielt er zwar an dem Gedanken fest, den entscheidenden Kampf zu wagen, als aber gegen Morgen immer düsterer gefärbte Berichte einliefen, als selbst der Commandeur des 16. Armeecorps, Admiral Jauréguiberry, auf den er ganz besonderes Vertrauen setzte, ihm erklärte, daß der Kampf unmöglich sei, gab er nach.

Am 16. December fand Prinz Friedrich Karl die französische Armee im vollen Rückzuge vom Loir gegen die Sarthe hin. Den nachsetzenden Truppen vom 10. Armeecorps fielen noch sieben Geschütze und einige hundert Gefangene in die Hände. In Eile und Auflösung begannen sich die feindlichen Colonnen in das unübersichtliche Hügelland hineinzuwinden. General Chanzy selbst berichtet, daß Le Mans der allgemeine Anziehungspunkt für seine Truppen geworden wäre.

Die Aussicht auf einen Entscheidungskampf war verschwunden und ohne jedes Zögern überließ der Prinz nun dem Großherzoge, dem 10. Armeecorps und der 1. Cavallerie-Division die Verfolgung. Er selbst setzte seine Armee wieder nach Orléans in Bewegung. Noch an demselben Abend begann der so berühmt gewordene Eilmarsch des 9. Armeecorps, der dieses Corps schon am Nachmittag des 17. December das Ziel erreichen ließ. Am 19. December aber, als Bourbaki säumig seine Bewegungen begann, stand der Prinz bereits mit zweien seiner Armeecorps bei Orléans bereit.

Er hatte die Besetzung von Gien durch den Feind für die

Einleitung zu dem Feldzuge der I. Loirearmee zwischen Yonne und Loing gehalten. War jenes Ereigniß thatsächlich auch nur aus einem isolirten Unternehmen hervorgegangen, so täuschte man sich im deutschen Hauptquartier über Gambetta's wahre Absichten dennoch nicht.

Zu seinem Staunen mußte der kühne Dictator abermals erfahren, daß der Gegner seine Pläne erkannte und durchkreuzte, noch ehe ihre Ausführung ernstlich begonnen hatte. Der Zug über Montargis und Fontainebleau, auf den er so glänzende Hoffnungen gesetzt hatte, sollte nichts bleiben, als ein Luftschloß, an dem sich sein thatendurstiges Herz wenig Tage erfreut hatte.

Er sah die Nothwendigkeit ein, seine Wünsche zu ändern, denn ganz aufgeben mochte er den Gedanken einer neuen Offensive auch jetzt noch nicht. Aus dem gescheiterten Entwurf wurde derjenige eines Feldzuges gegen General von Werder, welcher Frankreichs letztes großes Unglück in diesem Feldzuge herbeiführen und des Dictators Ansehen im Lande den ersten wirklich empfindlichen Stoß versetzen sollte.

Der Loirefeldzug war hiermit zu Ende; Frankreich hatte wahrhaft ungeheure Anstrengungen zu seiner Durchführung gemacht und dennoch erntete es jetzt nur eine Fluth von Trümmern. „Ein großer Aufwand schmählich war verthan.“

IV. Die Ostarmee.

---

1. Erste Entwürfe zum Entsatz von Belfort.

Während Gambetta in Bourges verweilte, hatte Herr de Freycinet in Bordeaux die Einrichtung des eben dorthin verlegten Kriegs-Ministeriums geleitet. Jedoch auch er beschäftigte sich mit großen strategischen Plänen und grübelte über dem Geheimniß des Sieges ganz ebenso eifrig, wie sein Freund und Gebieter.

Viel lag ihm daran, das seit geraumer Zeit eingeschlossene Belfort, das sich noch immer behauptete, zu entsetzen. Der Gedanke, dort weit im Rücken der siegreichen deutschen Heere einen unerwarteten Erfolg zu erringen, um ihre Verbindungen zu bedrohen und so den Schrecken in ihre Reihen zu tragen, schien ihm wohl ebenso verlockend, wie Gambetta der Zug nach Fontainebleau.

Ursprünglich war Garibaldi als Werkzeug für den kühnen Entwurf ausersehen. Ihm, dem Vorkämpfer republikanischen Kriegsruhms, trauten die zeitigen Gewalthaber so große Dinge am ehesten zu. Indessen an der geringen Sympathie, welche Frankreich dem Italiener entgegenbrachte, scheiterte selbst eines de Freycinet unerschrockene Energie. Die meisten Truppen, die dem alten Freischaarenführer unterstellt werden sollten, verweigerten kurz und bündig ihre Dienste*).

---

*) Freycinet an Gambetta. Bourges von Bordeaux den 14. December, 10 Uhr 35 Min. Abends.

„Was Garibaldi anbetrifft, so empfinde ich eine ganz besondere Schwierigkeit, ihn zu verstärken, die meisten Mobilgarden, an welche ich mich wende, verweigern es absolut, zu diesem General zu gehen.“

Welch' ein Beleg für die Disciplin der Armee.

Dann wurde General Bressolles gewählt. Dieser hatte im Monat November, als General Crouzat mit seinem Corps von der Rhone zur Loire hinübergezogen wurde, das Commando in Lyon übernommen, um dort ein neues Heer zu bilden. Sobald er hiermit fertig, sollte er seinen Marsch beginnen, auch einen Theil der Garnison von Besançon und General Cremer von Beaune mitnehmen. Garibaldi war angewiesen, von Autun her mit ihm gemeinsam vorzugehen.

De Freycinets Ungeduld drängte ihn fortwährend. Schon am 11. December telegraphirte dieser ihm: „Wann werden Sie sich denn gegen Norden in Marsch setzen können. Wir erwarten Sie, wie den Messias.“ Kaum länger als drei Wochen führte Bressolles sein selbstständiges Commando und schon sollten seine Truppen zusammengestellt, ausgerüstet und hinreichend geübt sein, um sich auf schlüpfrige Siegesbahnen zu begeben. —

Auch Gambetta interessirte sich natürlich für dieses Project.

Der anonyme Feldzugsplan, der dem Dictator in Josnes zugegangen*), ließ Bourbaki mit der I. Loirearmee nach Langres marschiren, und ihn von dort, auf die Festung und ein schnell errichtetes Lager gestützt, die Verbindungen der Deutschen mit der Heimath durchbrechen. Dieser Vorschlag mag nicht ohne Einfluß geblieben sein. Wenigstens setzte sich Gambetta am 12. December zum ersten Male über ein großes Unternehmen der I. Loirearmee nach Ostfrankreich mit de Freycinet in Verbindung. Dieser widerrieth vorläufig, weil er mit Recht glaubte, im Westen sei, vereint mit de Chanzy, Größeres auszurichten. Er blieb dabei, Bourbaki's Marsch zur unteren Loire zu verlangen, und Gambetta, bald, wie wir gesehen, von einem andern Gedanken erfaßt, ließ die Sache vorläufig auf sich beruhen.

Allein die Vorbereitungen der Truppen in Lyon wollten durchaus nicht vom Fleck kommen. Der Kriegsdelegirte gerieth darüber außer sich.

„Heut habe ich den Generalstabschef von Bressolles empfangen,“

*) Siehe Seite 115.

theilte er am 14. December dem Dictator mit. „Dieser Mangel an Initiative selbst bei unseren intelligentesten Generalen ist wahrhaft ungeheuerlich. Eine Menge von Kleinigkeiten, die ich mit einem einzigen Federstrich beseitigte. Sie haben die Organisation ins Unendliche verspätet und hätten vor drei Wochen ebenso gut gehoben werden können."

Er beklagte sich auch über den ganzen Südosten Frankreichs, der zu wenig für die Sache des Vaterlandes gethan habe und forderte den Dictator auf, dort das Gewicht seiner Person geltend zu machen, um die lauen Gemüther zu erwärmen.

Bei Garibaldi's Truppen fanden sich nicht weniger Schwierigkeiten und außerdem noch allerlei Gezänk mit den einheimischen Behörden und Offizieren.

Die Zeit aber drängte. „Sie wissen, daß Belfort eingeschlossen ist, daß man schon von der Möglichkeit seines nahen Falles spricht und hinzufügt, daß eine schwache Armee es würde entsetzen können." Mit diesen Worten hatte de Freycinet bereits seine Sorge Bressolles mitgetheilt, ohne dadurch etwas zu erreichen. Gambetta forderte ihn erneut auf, „die Frage einer Offensive im Osten ventiliren zu lassen." Klar war es, daß, wenn irgend Erhebliches zu Stande gebracht werden sollte, jetzt, wo der erste günstige Augenblick schon vorüber schien, ganz andere Mittel daran gesetzt werden mußten, als nur die in Lyon, bei Beaune und Autun stehenden Truppen. Die Nachrichten des Kriegsministeriums besagten allgemein, daß die „Preußen" sich im Osten sehr verstärkten. Auch Freycinet wendete sein Augenmerk der I. Loirearmee zu. Seit Chanzy's Rückzug nach dem Westen bis an und hinter die Sarthe entschieden war, wurde ihr Vorgehen zu dessen Unterstützung gegenstandslos. Nun hielt auch er es für die beste Verwerthung jener Armee, wenn sie nach dem Osten zur Wiedereroberung von Dijon, zum Entsatz von Belfort und weiterem Vordringen zum Plateau von Langres oder in's Lothringische hinein, überführt würde. Eigenthümlicher Weise wandte sich der Kriegsdelegirte diesem Gedanken gerade in dem Augenblicke zu, als Gambetta ihn eben wieder hatte fallen lassen, um den Zug über Montargis nach Fontainebleau zu betreiben.

Ueber diesen erhielt de Freycinet die erste Andeutung durch ein Telegramm des Dictators vom 17. December: „Hier gehen die Dinge gut, und wenn Sie meinen Courier von morgen empfangen haben, werden Sie sehen, daß man den Preußen noch herbe Schläge beibringen kann."

Der Courier kam und de Freycinet sah sich enttäuscht; denn Gambetta's Plan, der sich schon in der Ausführung befand, gefiel ihm nicht. Zudem griff er dem seinigen vor. „Ich habe meinerseits im Verein mit meinem Vertrauten de Serres viel über einen Plan baldiger Action studirt," antwortete er sogleich telegraphisch. „Er entfernt sich in einigen Punkten von demjenigen, welchen Sie so gütig waren, mir mitzutheilen, und ich halte es für nützlich, ja nothwendig, daß Sie davon unterrichtet sind, ehe die Ausführung Ihres Entwurfs beginnt" .... „Es soll keine Verspätung geben und ich glaube, Sie werden es nicht bereuen, daß ich Ihnen in dieser so überaus wichtigen Sache meine Betrachtungen unterbreitet habe."

Schnell entschlossen richtete er dann einen längeren Brief an den Dictator, worin er seine Ideen eingehend entwickelte, setzte damit de Serres auf die Bahn und kündigte dessen Ankunft in Bourges für den 19. December fünf Uhr früh an. Pünktlich traf dieser Abgesandte ein und entwickelte nun im Interesse seines Meisters eine fieberhafte Thätigkeit. Er kam zu dem Dictator gerade, als General Bourbaki, im Begriff, den Zug nach Montargis anzutreten, seinen Abschiedsbesuch machte.

---

2. Der Feldzug in Ostfrankreich wird beschlossen. Die Einleitung.

Gambetta soll noch in Bourbaki's Gegenwart den Brief de Freycinets geöffnet und hineingeblickt haben. Zu einer Besprechung kam es aber nicht mehr. Erst als der General fort war, ging der Dictator auf den Inhalt des Briefes näher ein und sah sich als-

bald in lebhafte Bewegung versetzt; denn es waren darin wegen des Marsches nach Fontainebleau dieselben Bedenken ausgesprochen, wie sie eben noch der Oberbefehlshaber geltend gemacht. Dann folgte der Gegenvorschlag.

Gambetta mochte seine Absichten nicht sogleich aufgeben. Aber de Serres brachte ihn doch zu der Erklärung, daß er sich fügen werde, wenn auch der General der Ansicht Freycinet's sei. Sofort machte sich der unternehmende Zwischenhändler wieder auf den Weg und traf Nachmittags gegen fünf Uhr im Armee-Hauptquartier zu Beaugy ein.

Dort unterstützte er sein Anliegen mit dem Hinweise darauf, daß schon die Befreiung von Dijon im ganzen Süden Frankreichs einen großen Enthusiasmus hervorrufen und es ermöglichen werde, von Neuem hunderttausend Nationalgarden in Lyon und dem Südosten auf die Beine zu bringen. Diese sollten noch an der Fortsetzung des Siegeszuges kräftigen Antheil nehmen.

Bourbaki war zu de Serres Freude dem Plane nicht abgeneigt. Er fand denselben weit besser, als das Unternehmen, dessen Ausführung er eben beginnen wollte. Besonderes Gewicht legte er darauf, daß er im Osten für den Prinzen Friedrich Karl unerreichbar sei, er auch, wie er meinte, dort nicht zwischen zwei Feuer kommen könne. Gern willigte er ein. Ja, er verzichtete sogar auf die freigebig zugesagten Hunderttausend. Die einzige Bedingung, welche er machte, war die, daß ein Corps ihm seine linke Flanke gegen Westen decken solle, sobald er von Dijon aus weiter vorgehen würde. Dann wollte er sich anheischig machen, die Räumung von Gray und Vesoul zu erzwingen, Belfort zu befreien, ja das siegreiche Heer auch nach Langres zu führen, um von dort die Verbindung der Invasionsheere mit Deutschland zu unterbrechen.

„Geht die Armee bei diesem Unternehmen zu Grunde," rief er aus, „so macht sich ihr Untergang bezahlt. Sie wird es für geraume Zeit verhindert haben, die Preußen vor Paris zu verpflegen."

De Serres und Freycinet hofften übrigens, auch den Prinzen Friedrich Karl von neuen Angriffen gegen Chanzy abzulenken und im

Allgemeinen durch die neue Wendung des Krieges die deutschen Heere vom Westen Frankreichs nach dem Osten hinüberzuziehen. Das zu bewirken war ihr ausgesprochener Zweck.

Auf seine Bitte erhielt de Serres von Bourbaki einen kurzen Ausweis, welchen Oberstlieutenant Leperche, der erste Adjutant, schnell auf's Papier warf:

Beaugy, den 19. December 1870.

An den Kriegsminister.

„Eben erhalte ich die Mittheilungen, mit denen Sie Herrn de Serres beauftragt haben. Die in Vorschlag gebrachte Combination erscheint mir gut, und ich werde die Befehle zur Ausführung geben, sobald Sie mich wissen lassen, daß Ihre Intentionen dieselben sind." Bourbaki.

Mit dieser Depesche stand de Serres Nachts ein Uhr wieder in des Dictators Cabinet.

Inzwischen hatte de Freycinet an demselben Tage die Nachrichten über das unglückliche Treffen Cremers bei Nuits erhalten, auch erfahren, daß bei Pesmes am Ognon gefochten werde. Er theilte dies mit dem Zusatze, daß er darin eine Bestätigung von der fühlbaren Verstärkung der Preußen im Osten erblicke, unverzüglich Gambetta mit.

Dieser sträubte sich nun nicht mehr, sondern widerrief den Marsch nach Montargis und genehmigte den nach Ostfrankreich.

Das ist die Entstehungsgeschichte dieses verhängnißvollen Feldzugsplanes, welcher Frankreich eine so jähe und grausame Enttäuschung bereiten sollte, wie es dieselbe kaum bei Sedan erfahren. Denn dort waren die Meinungen über das Unternehmen des Heeres von Hause aus getheilt. Hier stimmte alsbald ein Jeder dem scheinbar gleich kühnen und genialen Entwurfe aus vollem Herzen bei.

Nur General Chanzy erhob — freilich, doch ohne seine Schuld, zu spät*) — seine warnende Stimme. Ihm schien die Unternehmung im Osten zu weitausschauend, ihre Einwirkung auf die Schicksale von Paris nicht unmittelbar genug. Er rieth, auch die

*) Zu Anfang des Monat Januar.

I. Armee und nicht weniger Faidherbe gegen die Hauptstadt marschiren zu lassen, sobald er selbst sich dorthin werde in Bewegung setzen können. Mit Recht legte er das Hauptgewicht auf die Gleichzeitigkeit in den Anstrengungen aller drei Armeen.

Der Dictator und seine Helfershelfer, tief verwickelt in ihre eigenen abenteuerlichen Pläne, hörten nicht mehr darauf.

Noch am 20. December war die Ostarmee gebildet worden. Hat sie auch amtlich die Bezeichnung der I. Loirearmee fortgeführt, so findet diese dennoch zu ihrer Verwendung so wenig Beziehung, daß es zweckmäßiger erscheint, jene andere, freilich niemals in aller Form eingeführte, zu brauchen. General Bourbaki sollte von der Loire das 18. und 20. Corps und die besten Truppen des 15., diese als seine allgemeine Reserve, mitnehmen. General Bressolles erhielt den Auftrag, aus seinen Truppen von Lyon das 24. Armeecorps zu bilden und zu ihm zu stoßen, desgleichen die Division Cremer. Ueber 100,000 Mann war das Ganze stark.

Der Rest des 15. Corps, noch auf 20,000 Mann geschätzt, blieb bei Bourges zurück, um diesen Platz zu sichern, und um die Aufmerksamkeit des Prinzen Friedrich Karl zu fesseln.

Die Armee nach dem Osten marschiren zu lassen, war unmöglich. Die Bewegung konnte dann weder verheimlicht, noch schnell genug ausgeführt werden. Alles kam also auf die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen an, die freilich zu den verschiedensten Zeiten des Krieges schon außerordentlichen Anforderungen genügt hatten. In einer Richtung waren an demselben Tage bis zu 74 Zügen befördert worden.

Der Kriegsminister und sein Delegirter zählten deshalb auch diesesmal mit voller Sicherheit darauf, daß die Bahnverwaltungen sie nicht im Stiche lassen würden. Doch beide verabsäumten darüber unerläßliche Vorbereitungen und das Glück stand ihnen nicht zur Seite. Ein eigener Unstern hat vom ersten Tage an über den Schicksalen Bourbaki's und seiner Armee gewaltet.

Ebenso unerwartet, wie dem Heere, kam das neue Project der Compagnie de Lyon, welche am 20. December den telegraphischen Befehl erhielt, am 21. mit den Concentrationstransporten zu be-

ginnen und sie in drei bis vier Tagen zu vollenden. — Nichts war hierzu geordnet. Es fehlte an leerem Wagen-Material und beladene Züge füllten die Linien. In der ersten Zeit des Krieges war laut über die mangelhafte Verpflegung der Heere geklagt worden. Die Regierung der National-Vertheidigung ließ sich nun diesen Punkt besonders angelegen sein. Ihre Intendanturen gingen in der Vorsorge fast zu weit; sie hielten überall Eisenbahnzüge mit Lebensmitteln bereit, um den Armeen zu folgen, oder um bei der erträumten Verproviantirung des befreiten Paris mitzuwirken. Hartnäckig verweigerten sie die Entladung. Alle Bahnhöfe im Saônethale, wo Bourbaki debarkiren sollte, waren überfüllt. Es standen dort schon an 2000 Waggons mit Proviant fest. Nunmehr kamen noch 1000—1200 aus dem Loirethale dazu, andere Verpflegungstransporte langten von Grénoble und Lyon an. Als der Krieg beendet war, fanden sich allein auf dem Netze der Compagnie von Lyon noch 7500 beladene Waggons vor. Der hohe Schnee und die starke Kälte hemmten den Betrieb. Da alle waffenfähigen Männer bei der Armee waren, blieben auf den Bahnhöfen nur Greise und Kinder als Arbeiter verfügbar. Die zur Aushülfe gestellten Militair-Commandos leisteten unwillig geringe Dienste. Die ersten Depeschen, welche die Heranziehung leerer Züge meldeten, blieben wegen Ueberlastung aller Drähte einen Tag liegen. Das Aushülfe-Material, welches die Compagnie von Orléans der von Lyon stellen sollte, kam nicht. Eine entsetzliche Verwirrung herrschte bald auf der ganzen Strecke.

Bourbaki begab sich nach Nevers, um der Einschiffung beizuwohnen. Er telegraphirte an das Kriegsministerium, ohne wirksame Abhülfe zu erlangen. Herr de Serres, der seine Reise als Agent für de Freycinet's Plan fortsetzte und die Generale Cremer und Bressolles besuchte, auch zu Garibaldi nach Autun ging, that ein Gleiches. Er gab selbst directe Weisungen und hielt in Macon den noch nicht suspendirten Privatverkehr auf. De Freycinet erließ von Bordeaux, Gambetta von Lyon, wohin er geeilt war, Befehle. Eine Centralstelle für die einheitliche Leitung der Transporte gab es nicht. Die Bahnhofsvorstände handelten nach eigenem Ermessen,

die Militairbefehlshaber nicht minder. Diese verursachten Hemmungen nach ihrem Belieben. Eine Anzahl Offiziere, selbst ein Divisionsgeneral verweigerten in der Nacht das Ausladen. Ins Ungemessene wuchs der Aufenthalt auf einzelnen Stationen. Es hat Züge gegeben, die fünf Tage an derselben Stelle lagen. Dennoch wagten die Commandeure nicht, ihre Mannschaften einzuquartiren, weil die Weiterfahrt in jedem Augenblicke erwartet wurde. Proviantmassen hemmten den Verkehr, und trotzdem riß auf den Militairzügen Verpflegungsmangel ein. Die Pferde kamen in den Waggons um. Die schneidende Kälte verursachte große Leiden. Daß der Absynth unter solchen Verhältnissen keine geringe Rolle gespielt haben wird, und wie sich die ohnehin so lockere Disciplin der Armee nun vollends löste, ist leicht zu ermessen. De Freycinet war außer sich, allein er dachte gar nicht daran, einen Theil der Schuld in seinen eigenen Versäumnissen zu suchen. Dafür wartete er Herrn Audibert, dem Generaldirector der Lyoner Bahngesellschaft, telegraphisch mit den Worten auf: „Die Einschiffung unserer Truppen geschieht mit einer Langsamkeit, die eine ewige Schande für diejenigen sein wird, welche die Schuld daran tragen. Gleich morgen soll die Untersuchung beginnen."

Da inzwischen Dijon von den Deutschen geräumt wurde, entschloß sich General Bourbaki, die schon am Ziele angelangten Truppen abermals auf die Bahn zu setzen und sie nach Dôle und Auxonne zu schaffen. Das gab zu neuen Verzögerungen Anlaß. Erst am 2. Januar konnte die Armee ihre Bewegungen von der Linie Besançon-Dijon beginnen.

Inzwischen hatte der Dictator eingewilligt, sie noch durch das 15. Corps zu verstärken. Es begann am 4. Januar in Vierzon seine Reise, und sollte, um nachzukommen, über Besançon bis Clerval fahren. Die Linie Besançon-Clerval ist aber eine eingeleisige, vielfach von Brücken und Tunnels unterbrochene Gebirgsbahn mit engen Bahnhöfen, dicht an die reißenden Gewässer des Doubs gedrängt. Erweiterungsbauten, die schleunige Anlage von todten Strängen, erwiesen sich als unmöglich. Jenseits Clerval waren von Französischer Seite unnützer Weise mehrere Brücken gesprengt worden. Man

konnte also auch die leeren Züge nicht weiter vorschieben, und auch hier stockte der Verkehr schnell in der bedenklichsten Art. Das Corps, dem zahlreiche Ersatz-Mannschaften zugeführt worden waren, zählte nicht, wie den Eisenbahnbehörden angegeben worden war, 31,000, sondern über 40,000 Mann. Erst am 16. Januar, als die Schlacht an der Lisaine schon im Gange war, trafen die letzten Züge in Clerval ein. Zwölf Tage hatte bei strenger Kälte und Mangel an Lebensmitteln die Fahrt gedauert.

Wunderbarer Weise scheint man nicht daran gedacht zu haben, die überfüllten Strecken durch ausgiebige Benutzung des Eisenbahnnetzes von Südfrankreich zu entlasten, auf dem man die Truppen über Lyon hinaus bis gegen Châlon hätte heranführen können.

So war dieser erste wichtige Act des mit so glühenden Illusionen begonnenen Zuges vollständig verunglückt.

3. Der Vormarsch.

General Bourbaki war zur Zeit des Krieges ein noch rüstiger Mann von 54 Jahren, eine ritterliche, hochherzige Natur, persönlich tapfer. Sein Ruhm schreibt sich aus der Schlacht von Inkermann her, wo er den Engländern an der Spitze seiner Zuaven die erste Unterstützung brachte. Im Feldzuge von 1859 hatte er mit Auszeichnung eine Division commandirt. Wie nahe er seinem Kaiser und dem Hofe gestanden, ist durch die Affaire Regnier aus der Metzer Epoche bekannt geworden. Er hatte bis dahin bewährte, in strenger Disciplin erzogene Soldaten und Offiziere zum Siege geführt*).

Alle diese Vorgänge wiesen den General auf eine ganz andere Richtung hin, als diejenige es war, in welche er sich jetzt geschoben sah. Daß er sich ungern einer republikanischen Regierung fügte, welche

*) Zu Beginn des Krieges commandirte er bekanntlich das Gardecorps.

die Dynastie seines Kaisers gestürzt hatte, ist leicht begreiflich. Ebenso versteht man es, daß er mit noch weniger Neigung der Dictatur eines jungen Advocaten folgte, der dem Kriegswesen bis dahin fern gestanden, aber jetzt nichtsdestoweniger die Generale meisterte.

Wie er über die Armee urtheilte, welche man ihm unterstellt, ist aus seinen Aeußerungen nach der Schlacht von Orléans zu entnehmen. Die Vorzüge seiner Gegner würdigte er im Gegensatz zu vielen seiner Genossen sehr wohl. Ja er brachte deren Ueberlegenheit vielleicht zu hoch in Anschlag.

Und vor Allem: „er glaubte nicht an den Sieg.“ Ein solcher Feldherr aber ist geschlagen, ehe er den ersten Armeebefehl giebt. In einer Unterredung mit Gambetta in Bourges, bei welcher Oberst Leperche zugegen war, rief er dem Dictator zu: „Außer Ihnen giebt es Niemand mehr in Frankreich, der den Widerstand noch für möglich hält. Dieser ist schon jetzt mehr schädlich als nützlich.“

Gambetta beschwichtigte ihn damals mit einem Hinweis auf die Dazwischenkunft der Großmächte: „Wenn wir den Krieg verlängern,“ entgegnete er zuversichtlich, so werden wir billigere Bedingungen erkämpfen.“ Aber ein Feldherr, dessen Herz von Zweifeln erfüllt ist, wird niemals großer Thaten fähig sein.

Gambetta's schwankendes Vertrauen zu Bourbaki mußte bald gänzlich schwinden. Freycinet hatte seine unverhohlene Abneigung nur in seltenen Augenblicken zurückgehalten. Jetzt ließ er ihr freien Lauf, als der Oberbefehlshaber, ähnlich wie früher, bald nach Beginn seines Zuges bedenklich wurde. Er begehrte, man solle ihm auch das 15. Armeecorps zuführen, dessen Verbleib bei Bourges ihm unnütz scheine. Nur weil Bourbaki in einem Telegramm sagte: „Wie Sie es befohlen haben, ist das 15. Corps bei Bourges geblieben,“ glaubte Freycinet in dem Verhalten des Generals alle möglichen Zweideutigkeiten und die Absicht zu entdecken, ihm militairische Verantwortlichkeit zuzuschieben. Sogleich wendete er sich telegraphisch an Gambetta, und sprach von: „reticences et récriminations perfides“. — „Wenn General Bourbaki im letzten Augenblicke glaubt, sich nicht der Ausführung eines Planes unterziehen zu können, den

er vorher gebilligt hat, so möge er doch kurz und bündig seinem Plane entsagen. Ich für mein Theil werde hoch erfreut darüber sein; denn ich habe es immer gedacht und ausgesprochen, daß Bourbaki nicht der Mann ist, den wir brauchen."

De Serres ging noch weiter; er betrachtete sich bald ganz einfach als den Regierungs-Commissar, der die Generale zu überwachen habe. Seine Instructionen gaben ihm dazu auch eine Art von Recht. Sie nennen ihn den „intremédiaire aussi dévoué qu'intelligent". So kam es denn, daß er am 24. December an seinen Herrn und Meister telegraphirte, er werde nun zu Gambetta nach Lyon eilen, „um endlich den Unklarheiten, Unentschlossenheiten und falschen Ausflüchten Bourbaki's ein Ende zu machen". „Wenn Gambetta mir sein Vertrauen erhält, wie er es mir in Bourges gezeigt hat, so stehe ich dafür, daß ich die Dinge in Gang bringen werde, wie Sie Beide es wünschen, oder ohne Zögern jeden Widerstand brechen." Noch deutlicher spricht er sich in einer Depesche vom 26. December aus. „Heute Abend ist man auf das 15. Corps zurückgekommen, indem man über seine Verwendung und Nutzbarmachung eine Reihe bizarrer Fragen aufstellte. Ich habe „nettement et carrément" unsere Ideen entwickelt, und man ließ es gelten, das Corps zu belassen, wo es ist. Und dann? Ich war es, der die Hypothesen aufstellte und ich war es, der die Lösungen gab. Nicht ein einziger ernster Einwurf ist mir von diesen Helden*) gemacht worden, welche mich einmal mehr ihre Geistesarmuth haben erkennen lassen."

„Die Haltung, die Attitüde, die Art zu sein, ist folgsamer, charmanter denn jemals. Alles aber ist ebenso dunkel, wie eine gewisse, noch nicht aufgeklärte Reise."

Diese Anspielung auf die Metzer Erlebnisse des Generals zeigte, wie man über ihn dachte. Und de Serres ward von Freycinet mit Lob und Fürsorge überschüttet, der ihn, während die Armee den Leiden des Winterfeldzuges fast erlag, bat, doch aus Freundschaft

---

*) Jedenfalls General Bourbaki und sein Generalstabschef Borel, den Gambetta schon 14 Tage früher durch Leperche hatte ersetzen wollen.

für ihn seine Gesundheit zu schonen. — Gambetta verfuhr rücksichtsvoller gegen die Armeebefehlshaber, die sich mit ihm besser verständigten. Aber de Freycinet drang auch bald in ihn, doch von Lyon nach Bordeaux zurückzukehren, nachdem er bereits einen seiner telegraphischen Berichte mit den Worten geschlossen hatte: „Ihr sehr getreuer; aber ein wenig verkannter de Freycinet.“ Er fürchtete augenscheinlich, seinen Einfluß auf den Dictator durchkreuzt zu sehen und wollte in der Lage sein, ihn besser nähren zu können. Jedoch de Serres fand auch Gambetta's Ohr, auch dieser schenkte dem unternehmenden Civilingenieur sein unbedingtes Vertrauen, gab ihm Vollmachten und ließ sich so in das System der Ueberwachung, der Verdächtigung und Bevormundung des Generals hineinziehen.

Dies System wurde in aller Form durch einen Befehl vom 28. December eingeführt, welcher an Bourbaki und de Serres gleichlautend erging und dem der Dictator unzweifelhaft seine Zustimmung gegeben hat, weil er ohne diese nicht denkbar ist.

„Ich wünsche, daß es wohlverstanden sei, daß keine Entscheidung gefällt werden darf, ohne daß sie mir unterbreitet worden ist. Nur im Falle gebotener Eile würde man ohne meine Instructionen handeln können. Davon abgesehen, bestehe ich darauf, Tag für Tag über die Projecte des Hauptquartiers auf dem Laufenden erhalten zu werden, damit ich meine Weisungen senden kann. Bis jetzt hat diese unerläßliche Form ohne Unzuträglichkeiten außer Acht bleiben können, weil es sich um Transporte und nicht um eigentliche Operationen handelte.“

Unter solchen Aussichten begann der Vormarsch. Sie verhießen kein glückliches Ende. Der Mangel an gegenseitigem Vertrauen, an Klarheit über Zweck und Mittel, an Einigkeit in den Anordnungen, welcher zwischen den leitenden Autoritäten herrschte, hätten auch eine tüchtige Armee lahm legen können. Und hier handelte es sich noch darum, eine undisciplinirte, locker zusammengefügte Menschenmasse im schwierigen Gelände zu einem Angriffe zu führen, dessen Erfolg von Schnelligkeit und Pünktlichkeit hauptsächlich abhing.

Mittlerweile traf man auch beim Feinde eine ganz andere Situation an, als diejenige es war, auf welche der Kriegsplan vom 19. December gebaut worden war.

Damals hatte der die Deutschen im Osten befehligende General von Werder*) gerade die Division Cremer bei Nuits geschlagen und sie auf Beaune zurückgeworfen. Aber die beiden Brigaden, welche am Kampfe Theil nahmen und die das Gros seiner Streitkräfte bildeten, hatten starke Verluste**) erlitten. Die anderen Truppen waren auf einen weiten Landstrich vertheilt***).

Wenn es gelungen wäre, sie überraschend und mit der drei- oder vierfachen Ueberlegenheit, welche auf französischer Seite zur Verfügung stand, anzugreifen, so konnte thatsächlich ein großer Erfolg errungen und de Freycinet's Programm erfüllt werden.

Trotz der Saumseligkeit der Transporte war die Ueberführung der großen Heeresmassen von der Loire in das Saônegebiet den Deutschen verborgen geblieben. Wenigstens bekamen sie keine sicheren Nachrichten davon. In der Sologne streifende Reiter-Abtheilungen des Prinzen Friedrich Karl begegneten den von den Franzosen an der Eisenbahn entlassenen Fuhrpark-Kolonnen und hörten von den Eisenbahn-Transporten. Aber andererseits war es sicher, daß in Bourges und Vierzon noch starke Streitkräfte stünden, Bourbaki sollte in Nevers sein, dann in Bourges und dort am 30. December eine Heerschau halten wollen. Die Zweifel klärten sich nicht.

Jedoch über die Fahrt des 24. Armeecorps von Lyon nach Besançon erhielt der General von Werder bestimmte Kunde; am Doubs zeigte sich der Feind weit rühriger als bisher. Er verstärkte sich auch bei Beaune und Autun. Gambetta's Anwesenheit in Lyon deutete Ereignisse von Wichtigkeit an. Mit Genehmigung des Königs beschloß General von Werder, sich vor dem heraufziehen-

---

*) Dem General waren die Badische Division, die 4. Reserve-Division und das Detachement des Generals von der Goltz, zusammen 39 Bataillone, 38 Escadrons und 19 Batterien unterstellt.

**) 52 Offiziere und 893 Mann.

***) Vor Belfort stand General von Treskow mit der 1. Reserve-Division, 15 Bataillonen, 4 Escadrons, 3 Batterien und der Belagerungs-Artillerie.

den Unwetter in eine sichere Stellung zu begeben. Er räumte Dijon und versammelte seine Truppen am 30. December bei Vesoul, während er Villersexel stark, Gray schwächer besetzt hielt. Dort konnte er dem Feinde, sobald er nordwärts gegen die große Pariser Bahnlinie vordringen wollte, ohne Gefahr entgegentreten und er stand in bedrohlicher Flankenstellung, wenn jener, wie alle Nachrichten besagten, auf Belfort losmarschirte.

Die Aussicht, das schwache Heer überraschen und sprengen zu können, war für Bourbaki also längst geschwunden. Daß Werder seine Streitkräfte bei Vesoul versammele, erfuhr der französische Oberbefehlshaber zeitig und mit Sicherheit.

Freycinet's Entwurf war seine Richtschnur, dieser wies ihn an, nach der Wegnahme von Dijon zunächst Belfort zu entsetzen und dann mit seiner ganzen Streitmacht die Verbindungen in Ostfrankreich zu durchbrechen. „Schon die Gegenwart dieser Armee," fuhr die Auseinandersetzung fort, „wird die Aufhebung der Belagerung aller Plätze im Norden bewirken und erlauben, wenn nöthig, später eine Action mit Faidherbe zu combiniren."

Es blieb ihm also noch viel zu thun übrig, und wenn er das Alles erfüllen wollte, was man im Lande von seinem Unternehmen erwartete, so war Eile und Wagniß auf Wagniß geboten. Das rachedürstende Frankreich sah schon die siegreichen Schaaren von Belfort den Rhein überschreiten und auf deutschen Boden fluthen, von der Massenerhebung gefolgt, die mit unwiderstehlichem Drucke die fremde Invasion wie die Spreu vor dem Winde hintrieb. Ruft doch der Schriftsteller Beauquier, der eine Geschichte dieses Feldzuges geschrieben hat, aus: „Wer weiß, ob es uns nicht gelungen wäre, bis nach Bayern vorzudringen, wenn wir nur erst einmal Sieger waren."

Der letzte entscheidende Kriegsrath fand in Besançon statt, wohin Bourbaki am 4. Januar sein Hauptquartier verlegte*). Oberst Bigot, der Generalstabschef des Platzes soll hierbei gerathen haben, geradeswegs gegen die Lisaine zu marschiren. Dort werde

*) Es war zuvor längere Zeit in Dôle gewesen.

man den Feind sicherlich finden und müsse ihn über Lure, sowie längs des linken Doubsufers umfassend angreifen.

Sicherlich hätte dieser Angriff mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, als derjenige, welcher späterhin thatsächlich zur Durchführung kam.

Ferner hatte General Cremer brieflich zum schleunigen Angriffe auf Vesoul gerathen, um womöglich dem General von Werder den Weg nach Belfort noch zu verlegen. Es gelang ihm indessen nicht, die Armee schon jetzt in Bewegung zu bringen. Zwar ging er mit seiner Division, die nach General Werder's Abzuge Dijon besetzt hatte, allein eine Strecke weit vor, indessen sah er sich alsbald durch den vorsichtigen Bourbaki zurückgerufen. Mit anerkennenswerthem Thätigkeitsdrange bereitete er auch dann noch größere Unternehmungen nach Norden vor, setzte sich mit dem Commandanten von Langres in Verbindung und hörte nicht auf zu drängen.

Seine Truppen, welche in dem blutigen Treffen von Nuits eine achtbare Haltung bewiesen, waren in der Ostarmee am ehesten befähigt zu weiten Märschen und kühnen Anfällen gegen die auf den Verbindungslinien hinter den deutschen Heeren vereinzelten Abtheilungen. Er hätte dort, wäre ihm gewillfahrt worden — erhebliche Unordnung anrichten können. Die Maßnahmen, welche deutscherseits zur Abwehr gegen ihn getroffen werden mußten, würden die Bildung der Südarmee unter General von Manteuffel wesentlich verzögert haben.

Das Kriegsministerium unterstützte am 6. Januar seine Pläne durch ein Telegramm*). Bourbaki gab schon einmal seine Erlaubniß, zog sie aber gleich wieder telegraphisch zurück. Er beharrte auf seinem Entschluß, der nun entschieden dahin ging, den General Werder bei Vesoul zur Schlacht zu zwingen. Für diese wollte er alle Truppen zusammenhalten, mit der Masse in der Front angreifen, Cremer aber zu rechter Stunde den Deutschen in Flanke und Rücken senden.

---

*) Der Beweggrund hierfür mögen General de Chanzy's Bitten gewesen sein, concentrische Operationen aller drei Armeen gegen Paris in die Wege zu leiten, wobei die Armee Bourbaki's über Châtillon sur Seine in die Linie Château Thierry-Nogent s. Seine vorrücken sollte.

Seine Ueberlegenheit an Zahl ließ auch ihn hier auf einen Sieg rechnen. Unmittelbar nach demselben gedachte er rechts abzumarschiren und Belfort zu erreichen. So schlug er mit seinen sehr bedächtig angelegten Plänen zwischen den von seinen Untergebenen ihm gemachten kühneren Vorschlägen den Mittelweg ein.

Unmittelbar nach Beendigung des Kriegsraths ging das Hauptquartier nach Voray am Ognon.

Die Bewegungen des Heeres vollzogen sich inzwischen mit erstaunlicher Langsamkeit.

Wohl hatte das Kriegsministerium die Errichtung großer Magazine und Munitionsdepots in Besançon zugesagt, aber noch war nichts Ernstliches zur Ausführung dieser Absicht geschehen. Mangel an Lebensmitteln, Ausrüstung und Schießbedarf waren auch hier, wie schon so oft in diesem Kriege, die Ursache für das Stocken.

Die Märsche, welche die Corps an den einzelnen Tagen zurücklegten, markiren sich kaum auf der Karte. Sie alle genau anzugeben, ist bei der großen Zahl der theils unklaren, theils sich widersprechenden Nachrichten nicht möglich. Auch sind die Dispositionen der Oberleitung nach den eingehenden Meldungen über den Feind mehrfach geändert worden.

In den Tagen vom 2. bis 4. Januar war die Armee aus der Linie Besançon-Dijon aufgebrochen, der Aufmarsch gegen Vesoul aber ursprünglich schon am 5. Januar beabsichtigt gewesen. Bald wurde er um vier Tage hinausgeschoben. Die Ueberschreitung des Ognon, der freilich gefroren war, dessen Eisdecke aber das schwere Geschütz und Armeefuhrwerk nicht trug, kostete geraume Zeit. Dann erhielt General Bourbaki genaue und regelmäßige Kunde von allen Maßnahmen seiner Gegner. Er erfuhr also auch, daß ein starker Theil von Werders Truppen schon bei Villersexel zwischen Vesoul und Belfort stünde. Dies bewog ihn, weiter östlich auszuholen und nicht, wie es anfangs in seiner Absicht lag, den rechten, sondern nunmehr den linken Flügel, gegen Villersexel zu richten.

Außer diesen Gründen mag auch die Sorge um den Besitz von Dijon, welches der General jetzt schon für bedroht hielt, den Vormarsch gehemmt haben.

Am 8. Januar befand sich Bourbaki in Montbozon*) und befahl seinen Armeecorps, am 9. die Gegend von Villersexel zu erreichen, er selbst werde sich nach dem Schlosse Bournel begeben, das Villersexel gegenüber am Abhange waldiger Höhen liegt und einen weiten Blick über das damals schneebedeckte Thal des Ognon gewährt.

Auch diese Befehle athmeten wiederum große Vorsicht: „Alle in den letzten Tagen für die Sicherheit der Truppen während der Bewegung, die Verheimlichung des Marsches und die Verbindung der Corps unter einander gegebenen Weisungen sind auf das Gewissenhafteste zu beachten."

„Alle Wagenzüge des 18. Armeecorps**) werden auf dem linken Ognonufer zurückgehalten. Den auf dem rechten Ufer befindlichen Truppen werden genaue Anordnungen zugehen, den Fluß zu überschreiten, wenn sie sich gezwungen sehen sollten, vor überlegenen Streitkräften zurückzuweichen."

„Die Kundschafter-Abtheilungen sind weit vorzutreiben und ihre Aufträge mit der größten Sorgfalt auszuführen."

Die Erwartung, daß es an diesem Tage zu einem Gefecht kommen könne, welche sich hierin deutlich ausspricht, sollte nicht getäuscht werden, sondern sich bald erfüllen.

---

4. Die deutschen Gegenmaßregeln.

Die von General Bourbaki mit dem Rechtsschieben seiner Armee verlorenen Tage vom 5. bis 8. Januar hatten seinem Gegner werthvolle Aufschlüsse geliefert.

Seit Neujahr wartete General von Werder bei Vesoul ungeduldig der Dinge, die da kommen sollten. Am 5. Januar endlich

*) Seit dem 6. Januar.

**) Dieses Corps sollte das Städtchen Villersexel und die nächstgelegenen Dörfer am Ognon besetzen.

meldeten die Vortruppen das Erscheinen starker feindlicher Streitkräfte von Süden und Südwesten her. Französische Vorposten nahmen den Deutschen gegenüber ihre Aufstellung. Sogleich ließ General von Werder durch einzelne Abtheilungen kurze Vorstöße gegen jene ausführen, während er den Kern seiner Streitmacht auf den Höhen südlich Vesoul zusammenzog, um ihn bereit zu halten, wenn es zum allgemeinen Kampfe kommen sollte.

Die Heersäulen des französischen linken Flügels und der Mitte*) waren es, welche, den ersten Absichten des Oberbefehlshabers zufolge, den Aufmarsch gegen diese Stadt einleiteten und deren Vortrab sich genähert hatte. In glücklichen leichten Gefechten machten die Deutschen 500 Gefangene und erfuhren mit Sicherheit die Anwesenheit zweier feindlicher Armeecorps. Ein drittes sollte nicht fern sein. Irrthümlich wurde das 15. genannt, welches sich in Wahrheit noch auf der Eisenbahn befand. Andere Nachrichten sagten, daß das Eintreffen von 20,000 Franzosen in Rougemont angekündigt wäre, daß vielfach Truppenbewegungen den Doubs hinauf stattfänden. Die von den Belagerern von Belfort zur Rückendeckung aufgestellten Posten wurden von Süden her wiederholt beunruhigt. Die letzten Zweifel über die ernsten Absichten des Feindes und über die Anwesenheit der ehemaligen I. Loirearmee in Ostfrankreich schwanden. In dem Gelände am Doubs und Ognon wimmelte es auf allen Straßen von französischen Streitern.

Die Richtung, welche diese der Hauptsache nach einschlugen, ließ den deutschen General — zu jenem Zeitpunkte vollkommen richtig — auf den Angriff von Vesoul schließen. Diesen gedachte er in einer von ihm gewählten sehr starken Stellung zu erwarten, deren rechter Flügel bei Port s. Saône an das Saônethal stieß, während der linke sich an Vesoul lehnte. Das breite Thal des Durgeon zog sich vor der Front hin. Noch in der Nacht zum 6. Januar erhielten alle Truppen Befehl, sich dort zu versammeln.

Doch der Angriff blieb aus, der Feind verhielt sich unthätig; Bourbaki's Absichten hüllten sich abermals in Dunkel. Um Klar=

---

*) Das 20. und 18. Armeecorps.

heit zu gewinnen, faßte General von Werder den Entschluß, zum Angriff gegen den linken Flügel der Franzosen zu schreiten, auf welchem die Naturverhältnisse dem Vordringen die geringsten Hindernisse bereiteten. Er benachrichtigte das Hauptquartier des Königs von diesem kühnen Plane, erhielt dessen Genehmigung und die Weisung, im Falle des Mißlingens sich auf das Elsaß zu basiren. Wenn der Feind gegen Langres vordränge, sollte er sich ihm mit allen Truppen anhängen.

Voll Spannung erwartete man die Ereignisse der nächsten Tage.

Inzwischen erfolgten von Versailles aus umfassende Maßnahmen für die Gesammtheit der deutschen Streitkräfte; denn auch dort übersah man jetzt deutlich, wie die Dinge lagen.

Das 7. Armecorps, von welchem ein Theil bis dahin zwischen der oberen Seine und der Loire operirt hatte, der andere im Norden Frankreichs mit Festungsbelagerungen beschäftigt gewesen war, erhielt den Befehl, sich bei Châtillon s. Seine zu vereinigen.

Das 2. Armeecorps, das nach Montargis entsendet worden war, als man Bourbaki noch an der oberen Loire glaubte und sein Vorrücken dort erwartete, sollte sogleich über Joigny und Tonnerre nach Nuits marschiren.

Beide Armeecorps und dasjenige des General von Werder bildeten fortan die deutsche Südarmee, deren Obercommando General von Manteuffel erhielt.

Der Generalgouverneur von Lothringen wurde beauftragt, die Zerstörung aller Eisenbahnen vorzubereiten, welche westlich der Vogesen von Süd nach Norden führen — der vom Elsaß, jegliche Insurrektion im Rücken des General von Werder zu unterdrücken. An das badische Kriegsministerium ging das Ansuchen, Ersatztruppen in den Süden des Großherzogthums zu verlegen, um dort den Rhein zu bewachen und das Uebersetzen von Streifparteien zu verhüten.

In weitem Halbkreise um den Raum herum, in welchem General Bourbaki's Armee ihre schleppenden Bewegungen ausführte, rüsteten sich die Vertheidiger in gemessener Eile zur energischen Abwehr. Wieder thürmten sich düstere Wolken über den Luftschlössern der Strategen von Bordeaux.

Vorläufig mußte sich freilich General von Werder noch auf die eigenen Kräfte verlassen und selbstständig handeln. — Für ihn gipfelten die Befehle des Königs in den Worten: „Die Belagerung von Belfort ist unter allen Umständen zu decken."

Auch auf den übrigen Kriegsschauplätzen waren die deutschen Heere in voller Thätigkeit. Prinz Friedrich Karl befand sich schon im Marsche nach dem Westen, um mit General de Chanzy abzurechnen. Am 6. Januar kam es am Loir bei Vendôme zu den ersten lebhaften Einleitungsgefechten. Im Norden versammelten sich alle verfügbaren Streitkräfte an der Somme, um die französische Nordarmee abzuhalten, wenn sie versuchen sollte, durch ein Vorgehen gegen Paris die Pläne Bourbaki's mittelbar zu unterstützen. Für den rechten Augenblick war auch dort schon der entscheidende Angriff beschlossen.

Im großen Hauptquartier von Versailles liefen alle Fäden zusammen. Von diesem Mittelpunkt aus erhielt eine jede Armee beinahe täglich Kunde davon, was die anderen thaten, welches ihre Aufgaben und ihre Erfolge seien.

Von durchsichtiger Klarheit, einfach und für jeden Truppenführer verständlich, waren die Anordnungen im Großen. Einem Jeden ließen sie die nothwendige Selbstständigkeit, während sie die Zweifel daran, welches seine Rolle in der Gesammthandlung sei, und was man von ihm an oberster Stelle verlange, gleichzeitig hoben. Alle Theile des ausgedehnten Kriegstheaters umfaßten sie in derselben Weise.

Ein vollkommen entgegengesetztes Bild zeigt sich auf französischer Seite. Fieberhafte Unruhe hielt die Telegraphendrähte mit Befehlen in Thätigkeit. Während aber jeder einzelne Heerführer über alle Kleinigkeiten sehr genaue, sich oft ändernde oder gar widersprechende Weisungen erhielt, deren Ausführung zum guten Theile unmöglich

war, ließ man ihn in Ungewißheit über das große Gefüge der Operationen. Es fehlte mit einem Worte der Ueberblick, die ruhige Beherrschung der Situation, an deren Stelle ein buntes Gewirr von Wünschen, von Hoffen, Versuchen und Nichtkönnen trat. Dem Heere, welches augenblicklich den vornehmlichsten Anlaß zu kühnen Erwartungen gab, gehörte die besondere Sorgfalt des strategischen Genius der Nationalregierung. Die übrigen verlor er zeitweise beinahe aus dem Auge. Während Bourbaki fast über jeden Tagemarsch mit dem Kriegsminister verhandelte, mußte Chanzy in jenen Tagen schreiben: „Ich bin in Ungewißheit, wo die I. Armee steht. Welches ist ihr wirkliches Ziel, welches der Marsch, den sie zu verfolgen gedenkt? Ich weiß nichts von der Lage der Dinge im Norden, den Absichten des Generals Faidherbe und den Hindernissen, die er zu übersteigen haben wird. Ich habe nur sehr unbestimmte Renseignements über die Zusammenstellung der Streitkräfte in der Brétagne und im Lager von Cherbourg, über die Rolle, welche sie berufen sind, zu spielen, ihren Zustand u. s. w."

Freilich war es eine schwere Aufgabe, über die Fortschritte der aller Orten rastlos arbeitenden Volksbewaffnung, das Thun und Lassen der drei großen Heere, mehrerer kleinerer aber selbstständiger Truppenkörper und zahlloser vereinzelter Streifparteien die Uebersicht zu wahren. Gambetta und seine Helfershelfer hatten zu viel zu denken. Nirgends waren die Verhältnisse beständig, Alles neu geschaffen, den verschiedenen Umständen von Zeit und Ort nach auch verschiedenartig gestaltet. Personen und Sachen wechselten unaufhörlich. Und Alles beruhte auf der kleinen Zahl von Männern, welche diese Bewegung hervorgerufen. Viele der Depeschen, welche de Freycinet und Gambetta austauschten, geben einen Einblick in das Wirrsal, mit dem sie zu thun hatten. Eine davon sei hier angeführt. Sie ist aus dem Hauptquartier de Chanzy's in Josnes von dem Dictator an den Kriegsdelegirten abgesandt und enthält in der Einleitung die Nachrichten vom Schlachtfelde. Dann fährt sie fort:

„Ich bitte Sie, Sich lebhaft mit der Wiederherstellung der Divisionen Chanzy's in Betreff des höheren Offiziercorps und der materiellen

Mittel aller Art zu beschäftigen. Man macht so heiße Tage nicht durch, ohne nicht zugleich der Ruhe und Wiederherstellung zu bedürfen."

„Ich weiß nichts von Bourbaki. Ich bitte Sie, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren. Lassen Sie ihm die allgemeinen Befehle in der bestimmtesten Weise zugehen und erhalten Sie mich fortlaufend in Kenntniß . . . ."

„Treiben Sie in gleicher Weise Bressolles an. Verstärken Sie Garibaldi und lassen Sie ihn systematisch vorschreiten. Denken Sie an Carentan. Es ist nöthig, dem General des Pallières einen Nachfolger zu geben. Ich schlage vor, Borel zum Commandanten des 15. Corps zu ernennen und den Oberstlieutenant Leperche, gegenwärtig Adjutant Bourbaki's, zum Chef des Generalstabes der I. Armee. Es möchte auch erforderlich sein, ebenso ernstlich an Crouzat zu denken, oder doch ihn von Varaigne, seinem bösen Genius, zu befreien, der schon Cambriels auf dem Gewissen hat. Ich rufe Ihnen die Angelegenheit des Generals Mazelles in Mézières in's Gedächtniß. Beauftragen Sie den Obersten vom Genie mit dem Platzcommando." Dann folgt in demselben Athemzuge eine ganze Reihe von Winken über die Beschleunigung in der Ausrüstung der Mobilisirten, in der Bildung von Marschregimentern und Bataillonen aus den Depots, über sofortige Verwendung der fertigen Truppen im Felde.

„Lassen Sie Sich in gleicher Weise durch die Bemühungen des Präfecten von Bordeaux über den politischen Eindruck aufklären, welchen die Verlegung der Regierung hervorgerufen hat."

„Theilen Sie meine Depesche der Regierung mit und übergeben Sie der Oeffentlichkeit, was Sie mit der Klugheit vereinbar halten."

„Morgen früh um die erste Stunde wünsche ich eine Antwort auf diese Depesche zu haben*)."

An Beschäftigung hat es also nicht gefehlt. Auch die unerschöpflichste Arbeitskraft mußte am Ende an einem solchen Durcheinander von Aufgaben des Kriegsministers, des Feldherrn, des Chefs des Generalstabes und des Cabinets für die persönlichen

*) Da die Depesche gerade um Mitternacht abgesendet war, so konnte diese Zeitbestimmung leicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben.

Angelegenheiten der großen Armee vollständig scheitern. Vor allen Dingen war dieser Umstand der Todfeind jener Klarheit und Bestimmtheit, welche das erste Erforderniß für die Leitung kriegerischer Begebenheiten ist.

---

5. Der erste Zusammenstoß. Das Gefecht von Villersexel.

In der Nacht vom 6. zum 7. Januar erfuhr General von Werder durch die Aussagen von Gefangenen, daß der Feind südlich Vesoul schwächer werde und am nächsten Tage wurde es schon unzweifelhaft, daß hier nicht sein Angriffspunkt läge. Der beabsichtigte Vorstoß unterblieb. Am 8. Januar bestätigte es sich, daß die französische Ostarmee unter dem Schutze starker Vorposten immer weiter nach Osten ziehe. Eine lange Colonne wurde im Marsche nach dieser Richtung gesehen.

Dem 8. Januar folgte eine außerordentlich helle Mondnacht, in welcher sich die flimmernden Schneefelder weithin übersehen ließen, und die am Tage gemachten Beobachtungen vervollständigten sich. Von Belfort aus über die Lisaine und an den Doubs vorgeschobene Abtheilungen stießen schon auf einen starken Feind. Privatnachrichten sagten jetzt mit Bestimmtheit, Bourbaki operire in Verbindung mit Garibaldi und der Armee von Lyon, sein Ziel sei Belfort.

Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. General von Werder entschied sich dafür, mitten in die vor seiner Front vorüberziehenden Marschcolonnen des Feindes hineinzustoßen. Bei Villersexel ließ sich dies am leichtesten thun; denn von da aus führten zwei breite Straßen zu der nahen Hauptmarschlinie des Gegners hinüber. Dort ist auch das Gelände südlich des Ognon und des Sceybaches am meisten frei.

Am 9. Januar früh 3 Uhr wurden die nöthigen Befehle ge-

geben. Während ein Theil des Corps*) den Marsch zur Lisaine beginnen sollte, erhielt der andere**) den Auftrag, nach Villersexel und Moimay vorzurücken. Dort mußte es also zum Kampfe kommen.

Noch in den Morgenstunden wurden französische Mobilgarden, welche das Städtchen Villersexel besetzt hielten, überraschend angegriffen und vertrieben. Sie ließen 17 Offiziere, 461 Mann gefangen in der Hand der Sieger.

Allein die geworfenen Truppen fanden durch die herankommenden Marschcolonnen bald eine willkommene Unterstützung; die Generale sandten, was sie an Truppen zur Hand hatten, auf das Gefechtsfeld. General Bourbaki erschien selbst von Bournel her auf dem Kampfplatze. Das 20. Corps ging gegen die Stadt vor, das 18. erschien südwestlich davon bei Moimay. Das Gefecht wurde allgemeiner.

Gegen Villersexel entwickelten sich am Nachmittage immer stärkere französische Massen, die auch eindrangen, als die Lisière einmal irrthümlich verlassen wurde. Das Städtchen steigt die sanften Anhöhen am Südufer des Ognon terrassenförmig heran, an seinem Westende liegt auf einem Hügel inmitten eines schönen Parks das Schloß, ein stattliches Gebäude, welches Straßen und Flußthal weithin beherrscht. Auch dies Schloß fiel in die Gewalt der Franzosen, die von hier aus die Ognonbrücke und die dort eben abziehende Besatzung unter Feuer nahmen. Auf Befehl des Generals von Werder wurde der Ort wieder erstürmt. Im Schlosse gelang es aber nur, das unterste Stockwerk zu gewinnen. Oben vertheidigten sich die Franzosen, und man kämpfte auf Treppen und Corridoren, bis der Prachtbau, einem Marquis von Gramont gehörig, Abends gegen 10 Uhr ein Raub der Flammen wurde. Bis tief in die Nacht hinein dauerte in den Straßen und im Schloßparke das Schießen. Endlich war Villersexel wieder im Alleinbesitze der Deutschen.

---

*) Die Badische Division.

**) Die 4. Reserve-Division und das Detachement v. d. Goltz.

Eine Einbuße von 14 Offizieren 410 Mann war das Opfer für diesen Erfolg.

Bourbaki hatte persönlich seine Truppen geordnet und angefeuert, den Angriff gegen die Stadt geleitet. Er wohnte dem Augenblicke bei, in welchem seine Bataillone in diese eindrangen. Von allen Seiten erhielt er gute Nachrichten. Die Gefechtslinie gewann allmälig die beträchtliche Ausdehnung von nahezu dreiviertel Meilen. Ueberall standen Batterien, überall wurde kanonirt und das Gewehrfeuer genährt. War der Kampf auch nur am Schlosse und vorübergehend in den Straßen der Stadt ein lebhafter, so ritt der General dennoch um sieben Uhr Abends mit dem Gefühl nach Bournel zurück, daß er eine große Schlacht gewonnen habe.

Die Regierung veröffentlichte noch in derselben Nacht ein ihr aus Rougemont nach Beendigung des Gefechts zugegangenes Telegramm:

„Die Schlacht endete um sieben Uhr. Die Dunkelheit allein verhinderte uns, die Bedeutung unseres Sieges richtig zu würdigen.“

„Der General en chef bringt die Nacht mitten auf dem Schlachtfelde zu. Die Armee hat alle ihr durch den gestrigen Operationsbefehl bezeichneten Positionen inne.“

„Villersexel, der Schlüssel der feindlichen Stellung, ist unter dem Rufe: „Vive la France, vive la république“ genommen worden. Morgen über die Resultate.“

General Bourbaki's Depesche, die er um ½1 Uhr Nachts beförderte, war einfacher gehalten: „Die Armee hat gestern am 9. die befohlene Bewegung ausgeführt. General Clinchant hat mit einem bemerkenswerthen „entrain“ Villersexel genommen, General Billot Esprels besetzt und sich dort behauptet. Wir sind Herr unserer Positionen. Alle Befehle sind gegeben, um in geeigneter Weise einem feindlichen Angriffe entgegenzutreten, wenn es dazu kommen sollte, oder um jede andere Disposition auszuführen, welche die Umstände etwa nothwendig machen.“

Doch diese Fassung hatte wohl nur ihren Grund in des Generals allgemein bekannter Bescheidenheit. Wie man in seinem Hauptquartiere die Dinge ansah, zeigen alle übrigen Nachrichten,

die vom Gefechtsfelde aus dem Telegraphen anvertraut wurden. Noch in der Nacht erhielt Bourbaki den Glückwunsch des Kriegsdelegirten: „De Serres hat uns eben den brillanten Sieg angezeigt, den Sie bei Villersexel davon getragen haben. Das ist die wohlverdiente Krönung des weisen Manövers, welches Sie seit vier Tagen mit ebenso viel Kühnheit wie Klugheit zwischen den beiden Gruppen der feindlichen Streitkräfte ausgeführt haben. Ich beglückwünsche Sie, gleichwie ihren ausgezeichneten Generalstabschef Borel, dessen Feder ich in mehreren Dispositionen wiedererkannt habe. Es bleibt uns noch übrig, die Tapfern zu belohnen, welche sich an diesem Tage hervorgethan haben, und denen ihre Dankbarkeit zu beweisen, die Regierung glücklich sein wird."

„Ich glaube, daß die Folgen Ihres Sieges in kurzer Zeit beträchtlich sein werden." de Freycinet.

Für den Augenblick war also aller Hader und alles Mißtrauen vergessen, Bourbaki wurde der Held des Tages. Auch de Serres, der sich immer mehr zum entscheidenden Rathgeber des Generals aufgeworfen hatte, und dessen Autorität das Kriegsministerium gefügig stützte, berichtete am 10. Januar über ihn:

„Le général en chef est magnifique de vigueur, d'entrain et d'élan! Er ist es, dem die Ehre des Tages zukommt, dessen erste, ohne seine persönliche Einwirkung verflossene Stunden zu wünschen ließen. Er hat die schon ermüdeten Regimenter des 20. Corps mit unwiderstehlichem Elan fortgerissen und sie auf das von Feinden strotzende Villersexel geworfen."

Sodann beglückwünschten und belobten auch de Serres und Freycinet einander und der Kriegsdelegirte bat seinen Freund von Neuem: „Schonen Sie sich nur, damit der Sieg uns nicht Ihre Gesundheit koste."

Irgend eine entscheidende Bedeutung hatte das Gefecht von Villersexel natürlich nicht. Es ließ nur die letzten Zweifel über die augenblickliche Stellung beider Heere schwinden, und es kam nicht darauf an, welche Illusionen man sich über den taktischen Ausgang zurechtlegte, sondern vielmehr darauf, welche Entschlüsse

auf die während der Action vom Feinde gewonnene Kenntniß gebaut wurden.

General von Werder hatte während des Gefechts auch die schon nach der Lisaine in Marsch gesetzten Truppen seines Corps angehalten und näher an das Gefechtsfeld heranrücken lassen, um sie dort zur Hand zu haben, wenn es zu einem allgemeinen Kampfe kommen sollte. Ein Theil dieser Truppen wurde sogar noch auf den rechten Flügel der Gefechtslinie gezogen, doch fand er keine ernstliche Verwendung mehr. Die Straßen gegen Belfort hin standen, wie die Cavallerie-Patrouillen meldeten, noch offen. Feindliche Colonnen, welche etwa in der Bewegung dorthin gewesen wären, wurden nicht entdeckt.

Von deutscher Seite aus hatte man das Eingreifen eines französischen Corps*) bei Moimay wahrnehmen können, ein anderes wurde bei Villersexel bestimmt erkannt. Ein drittes, welches von Osten her zur Unterstützung des letzteren erschienen, hatte sich deutlich fühlbar gemacht. General von Werder wußte also, daß der größere Theil der französischen Armee Villersexel gegenüber aufmarschirt sei. Um zur Lisaine und nach Belfort zu gelangen, mußte sie erst in eine völlig veränderte Richtung geschoben werden, und das erforderte bei der Schwerfälligkeit der republikanischen Truppenmassen geraume Zeit. Darin lag für ihn die Bürgschaft, daß er, — wenn auch sein Weg der weitere war, — dennoch sein Heer werde glücklich in die zur Schlacht ausgewählte neue Stellung hinter jenem Flusse führen können.

Noch in der Nacht zum 10. Januar zog General von Werder seine Truppen aus Villersexel und Moimay zurück. Früh Morgens stellte er sein ganzes Corps auf den Höhen nördlich der Stadt**) zu beiden Seiten des Ognon in Bereitschaft. Dort wartete er, ob der Feind nicht angreifen werde. Als aber die Morgendämmerung keinerlei Anstalten hierzu entdecken ließ, brach das ganze Corps schon zwischen 7 und 8 Uhr früh nach der Lisaine auf.

---

*) Es war das 18.

**) Bei Aillevans und Longevelle.

Die französische Armee aber that nichts, als daß sie Villersexel besetzte und einige Kundschafterabtheilungen vortrieb. Sie feierte den vermeinten großen Sieg. Die Unthätigkeit nach einer ersten Berührung mit dem Feinde, welche, von französischer Seite her gesehen, immerhin für einen Erfolg gelten mochte, wurde, wie schon einmal in diesem Feldzuge, verhängnißvoll. Was gewonnen war, oder hätte gewonnen werden können, ging gar schnell über der Unthätigkeit verloren, und während die Franzosen sich noch unter der glücklichen Nachwirkung des Sieges wähnten, spann das Schicksal ihnen schon mit untrüglicher Sicherheit die Fäden, welche sie in die Niederlage hineinziehen sollten.

General Bourbaki hoffte, daß sein Gegner den Kampf erneuern und er Gelegenheit finden werde, ihn erst in der Vertheidigung zurückzuweisen, ehe er seine Angriffsbewegungen wieder aufnahm: „Ich habe in dieser Nacht," telegraphirte de Serres am 10. Januar Nachmittags an Freycinet, „mit General Bourbaki alle nothwendigen Maßnahmen studirt, um die Schlacht von heute vorzubereiten, eine Schlacht, welche der Feind absolut liefern muß, wenn er sich seiner Lage uns gegenüber bewußt ist."

So sicher rechnete man also im Hauptquartiere zu Bournel auf Dasjenige, was man hoffte. Bourbaki scheint angenommen zu haben, daß General von Werder sich gewaltsam den geraden Weg nach der Lisainestellung bahnen müßte, der allerdings über die französische Armee hinweg und dann nach Arcey und Héricourt führte. Er dachte nicht daran, daß es für den Gegner weit einfacher sei, die nördlichen Umwege, wenn nöthig selbst den über Lure, zu wählen und ihn bei Villersexel seinen Zweifeln zu überlassen.

Er ritt zu seinen Truppen hinaus und wartete auf die Schlacht. Doch es kam anders. Der kurze Wintertag verstrich und es ereignete sich Nichts von Bedeutung. Eine kleine Abtheilung Deutscher Truppen, die Besatzung von Vesoul, welche am 10. Januar ihrem Corps nachrückte, demonstrirte im Vorübergehen bei Esprels, und die Vorposten der Belagerungstruppen von Belfort vertrieben

die rechte Flankendeckung der Franzosen aus Arcey. Das genügte, um die Aufmerksamkeit einer ganzen Armee zu fesseln. Nur in Sieges- und Glückwunschtelegrammen scheint die Thätigkeit noch rege geblieben zu sein.

Augenscheinlich war auch die Angriffskraft der jungen Truppen durch den geringen Aufwand des verstrichenen Tages schon verzehrt, sonst hätte die Initiative der Corps- und Divisions-Commandeure wohl ohne Befehl die ganze Masse in Bewegung bringen müssen.

General von Werder erreichte noch an demselben Abende Frahier. Sein Corps brachte die Nacht in den Ortschaften zwischen dort und Lure zu, die Trennung von den Truppen vor Belfort, das Ziel, auf welches die Französische Armee seit fünf Tagen alle Anstrengungen gerichtet hatte, war damit aufgehoben.

General Bourbaki, der Werder's Armee noch vor seiner Front voraussetzte, erklärte die herrschende Stille mit dem Eindrucke der Erfolge, welche er über seinen Gegner glaubte errungen zu haben. Ein großer Nachtheil war es für ihn, daß Cremer um unnützer Besorgnisse halber allzulange in Dijon zurückgehalten worden war. Wenn dieser thätige General mit seinen brauchbaren Truppen zu rechter Stunde bei Port sur Saône in General Werder's rechter Flanke und Rücken erschienen wäre, hätte er demselben am 8. und 9. Januar jede Freiheit der Bewegung genommen, die ihm nun so sehr zu Statten gekommen war. Erst am 8. Januar erhielt Cremer die Erlaubniß, von Dijon aufzubrechen, nachdem der alte Garibaldi sich dort mit seinen Schaaren eingenistet hatte. Jetzt fand er das Land bis Gray und Vesoul schon frei. Am 14. Januar stand er mit allen Truppen bereits bei Lure, nachdem er in sechs Tagen gegen achtzehn Meilen zurückgelegt hatte, also marschirt war, wie im Durchschnitte die Deutschen Truppen. —

Die Besetzung von Arcey durch die Belagerer von Belfort erregte General Bourbaki's Besorgniß für die Sicherheit seiner rechten Flanke. Noch am 10. Januar entsendete er seine Reserve dorthin; am 11. Januar schob er die ganze Armee mehr nach dem östlichen Flügel zusammen. Auch dieser Tag verstrich also, ohne daß etwas Wesentliches geschah. Der 12. Januar ging in gleicher Weise hin.

Die Verpflegungsschwierigkeiten steigerten sich, die Trains konnten die glatten und verschneiten Wege von der Eisenbahn im Doubsthale herauf nur langsam passiren. Die Bahnlinie war schon bis Chagny durch die Transporte des 15. Armeecorps vollkommen verstopft, die Truppen campirten auf den Bahnhöfen, vergeblich baten einzelne Commandeure, in Fußmärschen der Armee nacheilen zu dürfen. Bourbaki bestand auf dem Eisenbahntransport und wartete auf das Eintreffen der letzten Züge.

Seit dem 9. Januar befand sich die Armee mit ihrem rechten Flügel weniger als drei, mit dem äußersten linken noch immer nicht fünf Meilen von der Lisainestellung entfernt, an welcher dieser ganze Zug sein frühes Ende erreichen sollte. Und doch geschah nichts, sich jener Stellung zu bemächtigen, obgleich sie bis zum 12. Januar nur schwach besetzt und für die Vertheidigung noch sehr wenig vorbereitet war. Das Hauptquartier blieb fortdauernd in Bournel.

Des Oberbefehlshabers Auge war noch immer gegen Norden gewendet. Noch immer suchte er dort eine Entscheidung. Wenn er an die Wegnahme von Arcey dachte, so geschah es nur, weil er seine rechte Flanke sichern und die Verbindung des Werder'schen Corps mit den Truppen vor Belfort gründlicher unterbrechen wollte. Er ahnte nicht, daß jenes Corps längst fast um seine ganze Armee im Bogen herum marschirt war und im Osten stand, nicht mehr im Norden.

---

6. Die Entscheidung, Gefecht von Arcey, Schlacht an der Lisaine.

Mit dem Kriegsministerium fand inzwischen ein lebhafter Depeschenwechsel statt. De Freycinet drängte zu schnellem Handeln. Er wies auf die Wichtigkeit von Lure hin, rieth, diesen Punkt zu besetzen und dann über Luxeuil auf Epinal vorzudringen. Schon nahm er darauf Bedacht, für Führer durch die Vogesen zu sorgen. Am 12. Januar sandte er dem General folgendes Telegramm:

„Die Wegnahme von Arcey, welche Sie für morgen vorhaben, scheint mir zur Unterbrechung der Verbindungslinien des Feindes nicht viel mehr beitragen zu können, welche Sie ja schon durch die Wegnahme von Villersexel erreicht haben. Die für die Operation erforderliche Zeit steht nicht recht im Einklange mit dem Resultat."

„Sie scheinen mir, wenigstens für jetzt, den Marsch nach Lure aufzugeben. Fürchten Sie denn nicht, daß, wenn Sie Sich so ganz nach ihrem rechten Flügel neigen, Sie den beiden feindlichen Heeresgruppen erlauben, sich auf der Straße von Lure wieder zu vereinigen? Ich besorge, daß Sie der Vortheile dieser Trennung in zwei Blöcke, welche Sie so schön in die Wege geleitet hatten, wieder verlustig gehen."

„Ihre Bewegungen folgen sich mit einer außerordentlichen Langsamkeit; denn zwischen Villersexel und Arcey werden drei Tage verflossen sein und doch sind jene Punkte nur acht bis neun Kilometer von einander entfernt."

„Ich läugne die Schwierigkeiten, mit denen Sie zu kämpfen haben, nicht, aber es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß nach der Zusammenstellung unserer Nachrichten dem Feinde von verschiedenen Seiten Verstärkungen zufließen, und daß, wenn Sie derart zögern — sei es auch um der besten Motive willen — Sie den Feind in sehr großer Stärke vor sich finden werden."

Diese Betrachtungen waren insgesammt richtig.

Zugleich suchte er den Muth und die Unternehmungslust des Oberbefehlshabers durch das Versprechen neuer Verstärkungen zu beleben. Aus der Division Cremer sollte ein Corps von drei Divisionen gebildet werden, Langres und das befreite Belfort dazu je eine Brigade abgeben. De Freycinet fragte bei Bourbaki an, ob er wohl den General Cremer für geeignet zum Corps-Commandeur halte. Wäre diese Formation noch zur Ausführung gekommen, so hätte dieser General*) vom Beginne des Novembers 1870 an das Avancement vom Hauptmann zweiter Classe bis zum Corps-Com-

*) Er war zu Beginn des Feldzuges in Clinchant's Stabe gewesen.

mandeur zurückgelegt. Bourbaki's Antwort auf die drängenden Telegramme des Kriegsministeriums verrieth deutlich seine Unschlüssigkeit:

„Ich beschleunige meine Operationen so viel wie möglich, denn ich begreife wie Sie die ungeheure Wichtigkeit, welche der rapide Verlauf ihrer Ausführung gewinnt. Aber sie werden in jedem Augenblicke durch die Schwierigkeit, den Unterhalt der Truppen sicher zu stellen, gehemmt. Die Eisenbahnen sind weit entfernt, die Straßen mit Glatteis bedeckt, die Abhänge wie die Spiegel und kaum zu erklimmen, die Transportmittel numerisch ganz unzureichend. Es ist unmöglich, sich in einer schwierigeren Lage zu befinden, als diejenige es ist, welche uns durch die andauernde Härte der Jahreszeit geschaffen wird. Der Intendant des 24. Corps hat dem General Bressolles gemeldet, daß er nicht im Stande sein würde, die Truppen zu verpflegen, wenn sie morgen eine Bewegung machten. Das 15. Armeecorps ist in der gleichen Lage. Heute (am 11. Januar) ziehe ich den größten Theil meiner Truppen rechts, um den Angriff für übermorgen vorzubereiten."

„Der Besitz von Arcey ist für mich nothwendig, wenn ich soll vorgehen dürfen. Man versichert mich, daß der Feind den Ort seit drei Wochen nicht verlassen*) und sich dort befestigt habe. Ich lasse heute die von ihm aufgeführten Werke recognosciren. Wenn ich auf Vesoul, auf Lure oder auf Belfort marschiren will, ohne mich zunächst in den Besitz von Arcey gesetzt zu haben, so würde ich meine Verbindungen mit Clerval preisgeben, welche es vollkommen beherrscht. Die Operation auf Arcey hat also einen rein defensiven Charakter. Wenn sie gelingt, wird Vesoul und Lure, wie vordem Dijon und Gray, vom Feinde schleunigst geräumt werden." .....

....„Ich glaube, daß der Feind uns hinter der Lisaine erwarten wird. Wenn er geschlagen ist, wird Belfort entsetzt sein, und ich würde dann die weitere Durchführung des zwischen uns vereinbarten Programms versuchen können."

*) Am 9. und 10. Januar waren Abtheilungen vom 24. Französischen Corps dort gewesen.

Und diese Schwankungen in den eigenen Entschlüssen, diese Zweifel über das, was der Gegner thun könne, beruhten nicht einmal auf Unkenntniß über dessen Verhältnisse. General Bourbaki kannte die Stärke des Werder'schen Corps sehr genau. Sie war ihm wiederholt auf 35,000 Mann angegeben worden.

Eine Depesche aus dem Nachrichten-Büreau des Kriegsministeriums gab ihm in diesen Tagen auch ganz richtige Meldungen über den Marsch des 7. und 2. Armeecorps und über die Zusammensetzung von Werder's Truppen, selbst mit Namen der Divisions-Commandeure. Nur die Streitkräfte des Generals von Treskow vor Belfort wurden, viel zu hoch, auf 45,000 Mann angegeben. Ueber die Verhältnisse des 7. Corps, die freilich auch am schwersten zu übersehen waren, herrschte einige Unklarheit.

Allerdings kam eine Fülle von falschen Mittheilungen dazu, die das Richtige leicht wieder verwirren konnten. In der ersten Zeit des Krieges hatte man mit Recht darüber geklagt, daß die Armee fortdauernd ohne Nachrichten vom Feinde gewesen sei. Jetzt war eine wahre Sucht ausgebrochen, den Generalen alle möglichen Angaben von Truppenbewegungen zuzusenden, die meist nicht auf eigenen Anschauungen, sondern nur auf Gerüchten beruhten. Präfecten und Unter-Präfecten, Maires, Friedensrichter und Staats-Anwälte, Beamte aller Art, selbst Privatpersonen wetteiferten darin. Seit diejenigen Männer, auf welche man gezählt, Frankreich im Stiche gelassen hatten, hielt sich eben Jedermann für berufen, in die Angelegenheiten des Krieges einzugreifen.

Endlich, am 13. Januar, unternahm Bourbaki wiederum eine Bewegung.

Auf dem engen Raume von Villersexel bis Arcey wurde die ganze Armee zusammengeschoben — drei Corps davon auf einer Strecke von kaum einer Meile, zwischen Arcey und Crevans. Von Seitenwegen abgesehen, stand für die Bewegung der Armee eine einzige Straße zu Gebot — die Chaussee Villersexel-Arcey.

Dabei befahl General Bourbaki die größte Vorsicht. Die Divisionen sollten die ihnen bezeichneten Positionen systematisch besetzen, sie befestigen, sich weithin sichern und die Corps sich unter-

einander in der engsten Verbindung halten. Der Angriff auf das vermeintlich bis zu den Dächern hinauf verschanzte Arcey wurde auf's Sorgfältigste angeordnet. Das Hauptquartier ging schon am 12. Januar nach Bournois.

In einer geringen Anzahl von Dörfern wurden die 100,000 Mann mit Wagen, Geschützen und Pferden zusammengepfercht. Die Mehrzahl lagerte also bei bitterer Kälte auf der Schneedecke. Die Convois irrten auf den vielen Querwegen umher und fanden ihr Ziel nicht. Das Unsichere aller Bewegungen konnte auch dem einfachen Sinne des gemeinen Soldaten nicht mehr entgehen und mußte ihm das Vertrauen rauben. Die Vorboten der Niederlage waren schon unverkennbar. Die Unentschlossenheit des Oberbefehlshabers bekundete sich am deutlichsten darin, daß er die Front seines Heeres halb gegen die Lisaine hin, halb nach Norden nahm. Auf einem flachen Bogen hatte sich die Armee nach Osten herumgeschoben.

Nur eiserne Energie, ein Wille, der vor Nichts zurückschreckt, konnte hier noch retten, die unbehülflichen Massen entwirren, sie auf die großen Straßen führen, den ernsten Angriff in Gang bringen, den Soldaten wieder Muth und Hoffnung einhauchen. General Bourbaki's Maßnahmen griffen nirgends durch.

„Es ist um jeden Preis geboten, daß die Lebensmittel zu den verschiedenen Corps gelangen und zu rechter Zeit vertheilt werden," telegraphirte er an den Chef-Intendanten Friant. „Requiriren Sie doch alle nöthigen Wagen und telegraphiren Sie an alle Präfecten, die Ihnen zu Hülfe kommen werden."

Mit Telegrammen war hier aber nichts ausgerichtet; daran fehlte es seit lange nicht mehr. — Dem Kriegsminister meldete er:

„Die Bewegung des 15. Corps ist noch nicht beendet, beträchtliche Stockungen auf den Eisenbahnen sind zu meiner Kenntniß gekommen. Ich habe bestimmte Befehle gegeben, daß jetzt jede Unordnung aufhört, besonders in Dijon." Aber weiter heißt es dann gleich: „Ich weiß nicht, in welchen Verhältnissen wir uns bei der Fortsetzung unseres Marsches befinden werden, wenn diese Zustände fortdauern."

Aus Dijon gab ihm General Pellissier die ganz treffende Antwort: „Alles, was Sie befohlen haben, ist geschehen, — es ist aber ganz ungenügend.“ Dann fügte dieser General den jedenfalls besten Rath hinzu, die Züge zu entladen, die Truppen einzuquartieren und zu verpflegen, sie weiterhin aber auf den Landweg zu verweisen, ein Rath, der jedoch, trotz der Unterstützung des Kriegsministeriums, nicht befolgt wurde. —

General von Werder fand inzwischen Muße genug, seine Truppen hinter der Lisaine zur Schlacht aufzustellen und die Vertheidigung vorzubereiten.

Bei Montbéliard und Héricourt sollte General von Schmeling mit der 4. Reserve-Division, bei Chagey General von der Goltz mit seiner Brigade Stand halten. Den äußersten rechten Flügel bildete eine Abtheilung der Badischen Division, deren größeren Theil die Reserve ausmachte. Von dieser waren einzelne Unterstützungstrupps an die schwächsten Punkte entsendet. Den Raum zwischen Montbéliard und der Schweizergrenze deckte der eben mit Landwehrtruppen bei Belfort eingetroffene General von Debschütz. In Lure, selbst in Luxeuil blieben noch beobachtende Abtheilungen stehen. Die von Lure ging freilich bald*) nach Ronchamp zurück, mußte am 16. Januar, als schon die Angriffe der Franzosen begonnen hatten, diesen Ort räumen und sich über Champagney in die Berge schlagen; Tags darauf aber konnte sie den verlassenen Posten schon wiedergewinnen.

Tag und Nacht wurde hinter der Lisaine eifrig an den Verschanzungen gearbeitet, schweres Geschütz von dem Belagerungscorps von Belfort herangeschleppt. Die kleine, jetzt unter Werder's Befehlen vereinte Armee von 43,000 Mann erwartete stündlich den Kampf. Die Entscheidung des ganzen Feldzuges stand vor der Thür. Vor sich hatten die Deutschen ein zahlreiches feindliches Heer, auf welches ganz Frankreich mit den größten Hoffnungen sah, im Rücken das feste noch unbezwungene Belfort, das mit den Geschützen seiner Felsenschlösser die Straßen weithin beherrschte.

*) Am 14. Januar.

Die Besatzung übertraf an Stärke die Belagerer, welche rund um die Werke nur einen dünnen Ring gebildet hatten.

Vorwärts der Lisaine bei Arcey standen noch die Vorposten, um den Anmarsch des Feindes zu melden.

Diese Vorposten ließ General Bourbaki am 13. Januar angreifen, wie er es an den Kriegsminister gemeldet. Das mittlerweile fast vollzählig eingetroffene 15. Armeecorps, welches sich, von der Eisenbahn im Doubsthale aus, dem äußersten rechten Flügel der Armee angeschlossen hatte, sollte Arcey und St. Marie nehmen, das ihm benachbarte 24. Corps nördlich davon vordringen. Absichtlich waren diejenigen Heerestheile gewählt, welche bei Villersexel nicht gefochten hatten.

Im Angesicht der sich entwickelnden französischen Massen wichen die wenigen deutschen Vorposten-Bataillone langsam fechtend über die waldigen Höhen gegen die Lisaine zurück. Nur bei dem Dörfchen St. Marie gestaltete sich der Kampf etwas ernster.*) Wieder wurde indessen auf einer langen Front, die fast eine deutsche Meile betrug, das Gewehr- und Geschützfeuer unterhalten und Bourbaki sah abermals in dem nichts entscheidenden Vorgange einen großen Sieg.

„Am 13. Januar,“ berichtet er selbst darüber, „wendete ich mich gegen Arcey. Die Ehren dieses Tages sparte ich dem 15. und 24. Armeecorps auf, und beide Corps lagerten Abends auf dem Schlachtfelde. Ihre Moral war gehoben.“

Schon um drei Uhr Nachmittags war die erste, 40 Minuten später die zweite Siegesdepesche an den Kriegsminister abgegangen. „Noch immer gewinne ich Terrain. Ich werde keine Zeit verlieren und gleich morgen oder übermorgen alle Vortheile meines Erfolges ausnutzen, um Héricourt wegzunehmen und die Belagerung von Belfort aufzuheben. Ich werde mich beeilen, die Ausführung des vereinbarten Programms zu verfolgen. Ich bitte den Minister, sich zu überzeugen, daß er mich nicht der Langsamkeit anklagen würde, wenn er sich zu dem Augenblicke zurückversetzt, wo unsere

*) Der Gesammtverlust der deutschen Truppen betrug nicht mehr als 9 Offiziere 245 Mann.

Operationen anfingen. Durch Manöver habe ich Dijon, Gray, Vesoul befreit, das unsere Eclaireurs gestern besetzten — und nun auch Lure. Die Tage von Villersexel und Arcey gereichen der I. Armee zur großen Ehre; denn seit sechs Wochen hat sie nicht aufgehört, bei der rauhesten Witterung zu operiren. Trotz Schnee, trotz Frost und Glatteis ist sie unaufhörlich marschirt."

Der Kriegsdelegirte antwortete schon auf das erste Telegramm: „Ich beglückwünsche Sie von Grund meines Herzens über Ihren schönen Erfolg von Arcey, der im Vereine mit dem von Villersexel, Frankreich erfreuen muß, Sie an die Spitze der I. Armee gestellt zu haben. Was mich anbetrifft, so kann ich Ihnen nicht die Freude und das Vertrauen ausdrücken, welches mir Ihre Depesche von 3 Uhr verursacht hat."

Dann trieb er den General abermals zur Eile, die freilich auch mehr denn jemals geboten war. Er zerstreute die von Bourbaki geäußerte Besorgniß, Prinz Friedrich Karl heranmarschiren zu sehen mit der Nachricht, daß dieser eben in Le Mans eingerückt sei, und schloß:

„Wohlan, General, fahren Sie in Ihren Erfolgen fort. Niemand wird Ihnen mehr applaudiren als ich. Uebermitteln Sie auch Ihrem „précieux chef d'état major" Borel meine Complimente und danken Sie de Serres für seine Aufopferung."

Nach dem Gefechte ließ General Bourbaki durch seinen Generalstabschef Borel die Befehle zum Einrücken in enge Cantonnements befördern und nahm sein Hauptquartier in Onans. Dorthin beschied er von jedem Armeecorps einen Offizier, welcher ihm melden sollte, wie die Truppen ständen und ob Lebensmittel und Munition noch genugsam vorhanden seien, um am andern Tage die errungenen Vortheile durch einen Angriff auf Héricourt zu verfolgen.

Diese Berichte lauteten ungünstig. Abermals verstrich ein Tag ohne ernstes Unternehmen. Nur die deutschen Truppen standen kampfbereit unter dem Gewehr.

In diesem Zeitverluste lag Bourbaki's vornehmliche Schuld, die wesentlichste Ursache seiner Niederlage. Gewiß waren die Verpflegungsschwierigkeiten außerordentlich, die Beweglichkeit der Armee

eine sehr geringe. Aber die Operationen spielten sich auf einem so engen Raume ab, daß jene Schwierigkeiten durch das Einschlagen einer bestimmten Richtung sich nicht wesentlich steigern konnten. Wenn Bourbaki gegen Belfort vordrang, so entfernte er sich von der Eisenbahn gar nicht. Blieb er auch nach dem Gefechte von Villersexel den Vormittag des 10. Januars noch stehen, bis er inne ward, daß er Nichts mehr vor sich habe, so konnte er doch immer noch am 11. Januar die Lisaine mit starken Kräften erreichen und dort gleichzeitig mit den Spitzen der deutschen Truppen eintreffen. Seine Ueberzahl sicherte ihm dann den Vortheil. Oder, wenn er nur vorwärts ging und am Tage nach dem Gefechte die Straße Vesoul-Belfort bei Lure erreichte, mußte er den Abmarsch seines Gegners erkennen, dann nach Osten einbiegen und so in das freiere Gelände von Frahier geführt werden, in welchem sich eine größere Armee einigermaßen gebrauchen ließ. Blieben auch ein paar Trains mehr zurück, so berührten die Truppen doch wieder einen größeren Landstrich, der noch etwas für ihre Ernährung hergeben konnte.

Dadurch, daß er die Corps in und durch einander schob, auf Feldwegen ermüdete, alle Straßen mit marschirenden Colonnen bedeckte, war gewiß auch für die bessere Versorgung nichts gewonnen.

An dem Unheil dieser Tage ist das Kriegsministerium, sind Gambetta und de Freycinet nicht schuld. Daß sie fortwährend zur Eile trieben, war vollkommen gerechtfertigt. Dieselben Tage waren auf deutscher Seite nicht nur für General von Werder ein unschätzbarer Gewinn, sondern auch für die übrigen Corps, die aus der Ferne heranmarschirten. Während Bourbaki zögernd und entschlußlos die Zeit verstreichen, sich durch unbedeutende Gefechte täuschen ließ, zog sich hinter ihm das Verderben schon zusammen. Am 12. Januar vereinigten sich das 7. und 2. Armeecorps bei Châtillon und Nuits, General von Manteuffel übernahm den Oberbefehl und am 13. Januar begann der Vormarsch nach dem Osten. Bourbaki war nur noch eine kurze Spanne Zeit gelassen.

Bei Arcey hatten auf deutscher Seite Truppen desselben Heeres

gefochten, wie bei Villersexel, auf beiden Gefechtsfeldern waren Schwerverwundete in französische Hand gefallen, und der Oberbefehlshaber mußte daher wissen, daß er einen neuen Feind nicht vor sich habe. Auch das aber bestimmte ihn nicht zur Eile. Erst am 15. Januar begann die Schlacht.

Am 14. Januar gab Bourbaki aus Onans seine Dispositionen. Er erkannte jetzt, wo General Cremer in Lure eingetroffen war, daß auf jener Seite nichts mehr vom Feinde stände, und daß er General von Werder's Armee allein hinter der Lisaine zu suchen habe. Er wollte sie dort mit seinem linken Flügel umfassend angreifen, in der Front aber, wo der Angriff schwierig war, seinen Gegner nur festhalten. Trotz der langen Zeit, die er vor der feindlichen Stellung schon zubrachte, kannte er dieselbe doch nur sehr wenig. Zu den strategischen Unvollkommenheiten gesellte sich der taktische Irrthum. General Bourbaki unterschätzte die Ausdehnung der deutschen Front und glaubte deren linken Flügel bei Montbéliard, den rechten bei Héricourt. Er setzte daher die Umfassung viel zu kurz ausholend an. Seiner Armee ging es ähnlich, wie der deutschen am 18. August, wo man bekanntlich geraume Zeit hindurch den rechten Flügel der Franzosen bei Amanvillers statt bei Roncourt suchte. Es ist das Schicksal vieler Umfassungsmanöver, unerwartet vor des Feindes Front zu enden. Hier wie dort geriethen die Heersäulen, welche bestimmt waren, in des Feindes Flanke zu fallen, etwa gegen den rechten Flügel der feindlichen Mitte. Nur fand der Unterschied statt, daß Bourbaki seiner Täuschung nicht inne wurde und daß er hinter den Umgehungscolonnen über keine Reserve verfügte, die weiter ausgreifen konnte. Auch die Voraussetzungen waren insofern anders, als am 18. August die deutsche Armee im weiten Bogen herumschwenken mußte, um sich erst in die Angriffsrichtung zu bringen, und daß hier die französische diese Richtung bereits hatte. Die eine Umgehungscolonne war von Hause aus bei Lure auf dem rechten Wege. Hätte sie nicht besonders den Befehl zu einem fehlerhaften Eingreifen erhalten, so würde sie, nur ihrer Straße folgend, auf die natürlichste Weise zweckmäßig gewirkt haben. Allein jener Befehl wurde gegeben. —

Das 15. Armeecorps sollte auf dem rechten Flügel bei Montbéliard, das 24. bei Bethoncourt und Bussurel die Lisainelinie angreifen, das 20. bei Héricourt, diese drei Corps den Kampf einleiten, des Feindes Aufmerksamkeit auf sich lenken, ihn festhalten, dann aber die Wirkung des Umfassungsmanövers abwarten. Dieses Manöver fiel dem 18. Armeecorps zu, das über Chagey angreifen sollte, sowie der Division Cremer. Diese erhielt die Weisung, nicht — wie es nahe gelegen hätte — der Straße Lure-Frahier weiter zu folgen, sondern die von Lure nach Héricourt einzuschlagen, dann abzubiegen und nördlich an Chagey vorüber nach Süden einbiegend vorzustoßen*).

Ueber die große für die Umfassung bestimmte Colonne von 40,000 Mann mit 100 Geschützen erhielt General Billot den einheitlichen Oberbefehl.

Die Reserve wurde nach Trémoins dirigirt.

Entsprechend der im Norden auf dem rechten Flügel der deutschen Truppen ausgeführten Umfassung, sollte auch im Süden eine ähnliche Bewegung wenigstens angedeutet werden. Der Territorial-Commandant von Besançon, General Rolland, hatte vier Bataillone nach Blamont entsendet, welche nun, Montbéliard von Süden umgehend, unerwartet erscheinen und die Vertheidiger um ihren Rückzug besorgt machen sollten.

Die Disposition war äußerst umfangreich; sie ordnete alle Einzelheiten der systematisch durchgeführten Bewegung an, und das dritte Wort athmete Vorsicht. So war sie wenig geeignet, Generale und Soldaten zu selbstständigem, thatkräftigem Handeln anzufeuern. Zum Schlusse hieß es darin:

„Die Corps-Commandeure werden auf die bestimmteste Weise anordnen, daß alle Angriffe durch Artilleriefeuer vorzubereiten seien, und daß die Infanterie stets zahlreiche Tirailleurschwärme auf gehörige Entfernung voraufgehen lasse. Die Armee muß sich mit Sorgfalt in Front und Flanken aufklären, damit die Gegenwart

*) Am 13. Januar, nach dem Gefechte von Arcey, hatte Cremer bereits den Befehl, nach Frahier weiter zu marschiren — doch wurde derselbe nunmehr aufgehoben.

des Feindes, oder Werke, welche er hat aufwerfen, Vertheidigungs-arbeiten, die er hat vorbereiten können, stets bei Zeiten signalisirt werden. Es ereignet sich oft, daß die Wälder, welche der Feind besetzt hält, mit Eisendrähten umgeben sind. Die Tirailleurs müssen ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richten und sich bereit halten, sie zu zerstören."

„Je mehr das Terrain coupirt und bedeckt ist, desto sorgsamer müssen sich die Armeecorps mit einander in Verbindung halten. Die Corps-Commandeure werden sich so oft wie möglich gegen-seitige Mittheilungen machen und darauf achten, daß sie die Punkte bezeichnen, auf welchen sie zu finden sind. Die Uebergangsstellen sind so gut wie möglich zu erforschen. Alle früher befohlenen Maßnahmen, um die Straßen und Seitenwege nutzbar, sie weniger glatt zu machen, sind zu treffen*). Die für den Brückenschlag nöthigen Bäume sind zu fällen, die Rampen zu den Brücken aufs Schleunigste herzustellen, Arbeiter und Material an den Punkten, wo man ihre Anwendung nützlich glaubt, à portée zu halten."

Dann erfolgten noch Maßregeln für Verpflegung und Munitions-Ersatz. Der allgemeine Aufbruch zur Schlacht ward noch auf die Zeit vor Tageshelle angesetzt.

Die dreitägigen fruchtlosen Anstrengungen der französischen Armee, die nun folgen, finden eine wesentliche Ursache in der Natur des Kampfplatzes, deren Eigenthümlichkeiten sich jetzt fühlbar machten.

Das Land zwischen dem oberen Ognon und Doubs trägt einen vollkommen deutschen Charakter. Die Bauart der Dörfer, die Felder und Gartenanlagen, Alles erinnert an die Vorberge unserer deutschen Mittelgebirge — an Landschaften, wie man sie in Schle-sien, in den gebirgigen Theilen der Lausitz, in Sachsen oder Thü-ringen sieht. Ueberall erheben sich vereinzelte Waldberge und Höhenzüge mit steilen Abhängen und hin und wieder hervortreten-den Felspartien. Die Ortschaften schmiegen sich an die Abhänge, zwischen die schmalen Acker- und Wiesenstreifen, die von außer-

*) Am 11. Januar war im Armeebefehl angeordnet worden, die Angriffswege aufzueisen, mit Asche, Stroh oder Erde zu bestreuen.

ordentlicher Fruchtbarkeit sind. Wasserreiche Bäche durcheilen nach allen Richtungen die Thäler. Sie geben ihnen Ueppigkeit und landschaftlichen Reiz. Im Frühjahr grünt und blüht hier Alles, so weit das Auge reicht. Aber da die Bevölkerung zahlreich, der Bodenwerth hoch ist, so irren nur schmale Pfade, oft mit einem einzigen Geleise an den Rändern und durch die Gehölze hin. Es ist schwer, sich zurecht zu finden. Will man scheinbar naheliegende Orte erreichen, so hat man jedesmal noch unerwartete Umwege zu machen. Eine einzige große Heerstraße durchzieht in der Richtung, aus welcher die Franzosen kamen, diesen Landstrich. Es ist die Straße, die von Clerval her aus dem Doubsthale heraufsteigt und über Héricourt nach Belfort führt. Héricourt wird dadurch der Schlüssel der Lisainestellung. Nur eine Armee kann hier mit Vortheil operiren, die sich ohne Gefahr der Verzettelung leicht in ihre kleinsten Einheiten zerlegen darf, um vorwärts zu kommen und Quartiere aufzusuchen.

Die untere Führung muß intelligent und gut geschult sein. Große unbehülfliche Massen nützen nichts, weil man sie nicht entwickeln kann. Hunderte von Geschützen werden werthlos, weil überall nur einzelne Batterien auf das nämliche Ziel zu vereinigen sind.

Auch die berühmte „trouée de Belfort“, die Enge, an der sich Jura und Vogesen, das Rheinthal im Westen abschließend, nahe gegenübertreten, hat eine ähnliche Gestalt. Nur die Festung selbst umgiebt ebeneres Land, aus welchem die Forts La Justice und La Miotte, sowie das alte Schloß als isolirte Felshöhen emporragen. Und über Fontaine gegen das Rheinthal hin zieht am Fuße der Vogesen ein freier, flachhügeliger Landstrich. Quer durch diese Enge strömt bei Belfort die Savoureuse im breiten, sumpfigen Wiesenthale, eine Meile westlich davon die Lisaine, von Waldbergen mit felsigen Hängen eingeschlossen. Beide vereinigen sich bei Montbéliard und ergießen sich dann in den Doubs.

Im Frühjahr und Herbst ist die Lisaine sehr wasserreich, von Chagey ab an vielen Stellen auch mehr wie mannstief, ein Bergfluß, der Aupa ähnlich. Ihre Wiesen sind feucht und theil-

weise sumpfig. Das Hinderniß aber bilden die Abhänge, die sich schroff zum Flusse senken. Sie sind zum Theil mit dichtem Gestrüppe bedeckt, zum Theil frei, überall aber für geordnete Truppenmassen in breiter Front ungangbar. Und außer bei Héricourt führte nirgends eine Chaussee quer über das Thal hinweg. Die von Montbéliard wird durch das feste Schloß gesperrt, welches die Deutschen besetzt und mit Artillerie gekrönt hatten. Bei den übrigen Ortschaften sind die Wege nur schmal und sie winden sich, vom andern Ufer aus eingesehen, an den Hängen entlang in die Tiefe.

Die freien Kuppen, welche Batteriestellungen darbieten, treten fast durchweg so weit von der Lisaine zurück, daß es unmöglich wird, die Uebergänge sich durch die Wirkung der Geschütze zu öffnen. Der entscheidende Stoß der Infanterie muß hin- und herüber, schließlich ohne Unterstützung der Artillerie ausgeführt werden.

Oberhalb Chagey wird der Flußabschnitt ganz unbedeutend. Auch die Thalränder sind niedriger, der Wald lichtet sich, ein freies Hügelterrain breitet sich bei Frahier und Chenebier aus. Die Stellung zeichnet sich im Terrain nicht mehr ab, und erst bei der Mühle von Rougeot, wo der Mont Salbert und die Höhen von Châlonvillars dicht an die Straße Lure-Belfort herantreten, findet sich ein Sperrpunkt, der auch diese Straße verschließt.

Dort allein hatte der Angriff Aussicht auf Erfolg. Weiter südlich war er an einzelne ganz bestimmte Punkte, Brücken und Engpässe gewiesen. Um diese sich zu öffnen, bedurfte man einer qualitativ überlegenen Artillerie und einzelner Bataillone, welche braver gewesen wären, als die Deutschen. Da man solche nicht besaß, wurde die Ueberlegenheit an Zahl ganz nutzlos. Man hatte die Heeresmassen in eine Sackgasse geführt, in welcher sie sich gegenseitig durch die eigene Unbehülflichkeit lahm legten.

Als am 15. Januar der Morgen graute, begannen das 15., das 24., das 20. Corps sich bei Montbéliard, Bussurel und Héricourt zu entwickeln; die deutschen Vorposten wurden in die Defileen hineingeworfen, und um $1/2$9 Uhr früh erschienen da, wo sich Geschütze auffahren ließen, die französischen Batterien. Auf der ganzen

Linie von Montbéliard bis Héricourt begann der Donner der Schlacht zu rollen.

Aber die deutsche Artillerie stand drüben in wohl vorbereiteten Stellungen. Sorgfältig wurden alle Uebergänge bestrichen, und wo es nöthig gewesen, hatte man die Höhen und Wege abgeholzt, freies Schußfeld zu gewinnen.

Bald zeigte es sich, daß die französische Artillerie keine Ueberlegenheit erlangen könne. Dennoch begannen um Mittag die Infanterieangriffe. Die Stadt Montbéliard, tief im Thale gelegen, wurde genommen, das feste Schloß hielt sich. Bei Bethoncourt und Bussurel boten die geschlossenen Massen, sowie sie die Abhänge langsam hinunterstiegen, den deutschen Granaten willkommene Ziele. Auf der weißen Schneedecke hoben sich auch die kleinsten Truppenkörper deutlich ab. Schuß auf Schuß traf und die Bataillone spritzten auseinander. Nur kleinere Theile, von entschlossenen Offizieren geführt, gelangten bis zum Flusse, ohne den Uebergang erzwingen zu können. Nach Bussurel schoben sich alle möglichen Trümmer hinein, um zwischen den Häusern Schutz zu suchen. Auch dort aber sahen sie sich bald von Granaten überschüttet.

Alle ferneren Versuche hatten ein ähnliches Schicksal, der Artilleriekampf dauerte erfolglos fort. Bei Héricourt führte die Infanterie ein stehendes Gefecht, französische Batterien beschossen lebhaft die Stadt.

General Bourbaki hatte sich mit seinem Stabe auf der Chaussee nach Tavey begeben. Dort wohnte er dem Vorgehen des 20. Corps bei. Auch die Armee-Reserve hatte er herangezogen, um sie zu seiner Verfügung zu haben. Ungeduldig wartete er auf das umfassende Eingreifen seines linken Flügels. Doch dieser kam nicht. Schon wollte der Oberbefehlshaber sich selbst zum 18. Armeecorps und zur Division Cremer begeben, allein die Besorgniß hielt ihn zurück, daß General von Werder unter dem Schutze der Batterien des Mont Vaudois*) offensiv werden und seine Armee durchbrechen könnte. Um Mittag sandte er einen Offizier seines Stabes zu

*) Ein hoher Felsberg am linken Lisaineufer, zwischen Héricourt und Chagey.

General Billot ab, um $2^1/_2$ Uhr von Trémoins einen zweiten. Die Antwort blieb aus. Da General Clinchant*) gleichfalls für seinen linken Flügel fürchtete, so rückte die Armee-Reserve weiter nördlich. Endlich am Nachmittage**) erschien das 18. Corps bei Chagey. General Bourbaki erhielt darüber eine von 4 Uhr 15 Minuten datirte Meldung des Generals Pallu***). Chagey wurde genommen. Es gelang auch einige Batterien in Thätigkeit zu bringen. Aber um 5 Uhr stieg vom Flusse dichter Nebel auf, das Artilleriefeuer mußte schweigen, das Dorf ging wieder verloren.

Die umfassende Bewegung seines linken Flügels, auf welche General Bourbaki so große Hoffnung gesetzt hatte, war gänzlich gescheitert. Das 18. Armeecorps hatte schon am Tage vorher nicht, wie ihm am 13. Januar befohlen, mit seiner Masse bei Beverne gestanden, sondern dort nur seine Vorposten gehabt.

Die Anordnungen Bourbaki's zur Schlacht erhielt General Billot erst um Mitternacht. Bei Tagesanbruch sollte er aber schon an der Lisaine sein. Der Aufbruch verspätete sich. Deutsche Patrouillen verursachten Zögerungen im Vorrücken; der Marsch ging erstaunlich langsam. Nun sollte das Corps auch erst angreifen, sobald das 15., 20. und 24. Corps den Feind engagirt hatten. Aber zwischen den Bergen und in der Winterluft war der Geschützdonner nicht zu hören. Der Schnee dämpfte den Schall. Auch von Cremer's Anmarsch wußte der Corps-Commandeur noch nichts, und er hielt Eile darum nicht einmal für geboten.

General Cremer, der ihm für diesen Tag unterstellt war, hatte seine Befehle erstum drei Uhr Morgens bekommen. Bis zur Lisaine bei Chagey, wo er um $6^1/_2$ Uhr sein sollte, waren von Lure drei Meilen Marsch auf spiegelglatten Wegen zurückzulegen. Er brach nun zwar alsbald auf, stieß indeß halbwegs auf Colonnen des 18. Corps; die Straße nach Beverne verstopfte sich. Dann bog er nördlich aus und entdeckte dort unerwartet den rechten

---

*) Der commandirende General des 20. Armeecorps.

**) Die Zeitangaben darüber, wann es zuerst aufgetreten, sind schwankend.

***) Commandeur der Armeereserven.

deutschen Flügel in Chenebier. Er griff ihn zwar noch an, aber die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende, ehe derselbe entschieden war.

Ein am 14. Januar Nachmittags zwei Uhr im Hauptquartier Onans ausgefertigter besonderer Befehl an Cremer scheint verloren gegangen zu sein, ein sehr unglücklicher Zufall.

Abends um fünf Uhr sandte Bourbaki seinen ersten Adjutanten, Oberstlieutenant Leperche zu General Billot, um Aufklärungen zu erbitten. Jener fand den General bei Chagey und erfuhr den Zusammenhang. Gleichzeitig aber machte ihn Billot darauf aufmerksam, daß er nicht auf des Gegners Flanke, sondern auf dessen Front gestoßen sei. Leperche will ihn nun im Namen des Oberbefehlshabers ermächtigt haben, weiter nördlich um den Mont Vaudois, den er noch immer für den Flügel hielt, herumzugreifen. Allein die Klarheit darüber fehlte auch am nächsten Tage.

In voller Dunkelheit ritt General Bourbaki nach Onans zurück. An den Kriegsminister meldete er, die Armee habe den Tag über gekämpft und Montbéliard ohne das Schloß und die Dörfer diesseits der Lisaine bis Chagey hinauf genommen. „Morgen fangen wir bei Tagesanbruch wieder an, und obschon wir weit mehr Truppen vor uns haben, wie wir erwarten konnten, namentlich eine mächtige Artillerie, so hoffe ich doch morgen Héricourt und endlich auch die Straße Héricourt-Belfort zu nehmen."

Von Gambetta's Hand erhielt er eine Anerkennung für die früheren Gefechte:

„Ich habe die glücklichen Resultate Ihrer Operationen im Osten nach Paris gemeldet. Allgemein billigt man das Unternehmen; die schon erreichten Resultate haben die Pariser mit Vertrauen erfüllt. Ich habe ihnen gesagt, welche Eigenschaften Sie entwickelten, welch' eine Energie und welche brillante Tapferkeit. Ich fühle mich persönlich glücklich, Ihnen in meinem und meiner Collegen Namen das vollste Vertrauen auszudrücken, das wir in Ihre Loyalität gesetzt haben, und ich für meinen Theil beglückwünsche mich alle Tage, niemals an den großen militairischen Eigenschaften gezweifelt zu haben, welche Sie dem Dienste des vom

Feinde überschwemmten Frankreich widmen würden. Ich hoffe, bald von Ihnen die vollständigsten und beruhigendsten Nachrichten zu erhalten."

Das konnte den Entschluß zur Erneuerung der Schlacht nur befestigen. Die Corps erhielten dazu Befehl, General Billot auch noch die besondere Weisung, die umfassende Bewegung auszuführen, die ursprünglich am 15. Januar beabsichtigt gewesen war.

Dichter Nebel füllte am Morgen des 16. Januars das Lisainethal und verurtheilte die Artillerie zum Schweigen. Bei den drei Corps des rechten Flügels war der Verlauf der Schlacht, wie am Tage zuvor. Vereinzelte, vergebliche Offensivstöße der Infanterie-Brigaden gegen die Uebergangspunkte scheiterten an der Ausdauer der Vertheidigung; sie richteten sich namentlich gegen Bussurel; am Nachmittage um drei Uhr auch noch auf Bethoncourt. Von Mittags ab schwand der Nebel, und die deutsche Artillerie, deren Ueberlegenheit sich mehr und mehr aussprach, zerstreute von da an durch ihre gut treffenden Granaten die Truppenmassen, welche versuchten, in das Flußthal hinabzukommen. Die Waage des Sieges wollte sich nicht auf die Seite der Angreifer neigen.

Von der Umfassung der deutschen Stellungen durch den linken Flügel war abermals nichts zu merken. Mittags erhielt der Oberbefehlshaber von General Pallu de la Barrière eine Meldung:

Den 16. Januar, 11 Uhr 45 Minuten (Ort fehlt).

„Das 18. Armeecorps (Division Pilatrie) führt in diesem Augenblicke eine Bewegung aus, deren Zweck es ist, zur Umfassung von Chagey beizutragen und dem General Bonnet*) jenseits dieses Dorfes die Hand zu reichen. Diese Bewegung vollzieht sich im Angesichte von fünf preußischen Batterien, die am Abhange des Baudois etablirt sind. Unsere Truppen waren in dicht geschlossenen Massen, und ich begreife nicht, warum der Feind sie nicht zu Grunde gerichtet hat. Sobald ich bemerke, daß die preußischen Batterien versuchen, unserer Bewegung entgegenzutreten, werde ich das Feuer

---

*) Divisions-Commandeur im 18. Armeecorps.

eröffnen. Bis dahin, glaube ich, ist es vorzuziehen, daß ich meine Thätigkeit zurückhalte."

Um 1¼ Uhr erschien ein Generalstabsofficier Billot's bei Bourbaki, um diesem zu melden, daß es unmöglich sei, bei Chagey die Batterien zu etabliren, und daß die feindliche Front zu stark sei, um sie anzugreifen. Der General en chef erwiderte, daß er den General Billot autorisire, mit der Umfassung so weit auszugreifen, als es nothwendig wäre. Zehn Minuten später traf auch noch eine schriftliche Meldung ein:

„Herr von Eichthal wird Ihnen von meiner Lage Rechenschaft gegeben haben, die er selbst gesehen hat. Der Vaudois und seine Batterien beherrschen fortdauernd die Ebene. Wie ich es dem Obersten Leperche ausgesprochen habe, scheint es mir unumgänglich nothwendig, die feindlichen Positionen durch unseren linken Flügel kräftig zu umfassen, ehe man daran denken kann, sie in der Front anzugreifen."

„General Cremer, mit dem ich Verbindung halte, hat gestern bei Etobon gefochten und steht seit heute Morgen wieder im Gefechte, um seine Bewegung gegen den Weiler von Genechier fortzusetzen. Ich habe die ganze Division Penhoat*) dorthin dirigirt, um diese Bewegung zu unterstützen, die mir aufs Aeußerste wichtig erscheint."

„Die Division Bonnet zieht sich links, um Chagey zu überflügeln und zu umfassen. Die Division Pilatrie dehnt sich unter den Kanonen des Vaudois am Waldrande von Couthenans bis etwa 500 Meter von Chagey aus. Ich halte es für unnütz, meine Artillerie zu entwickeln, welche gestern stark gelitten hat, ehe sie wirken konnte."

„Uebrigens ist das Terrain sehr ungünstig, und die einzige Straße, auf der ich meine Artillerie vorziehen könnte, wird vom Vaudois aus förmlich der Länge nach bestrichen."

gez. Billot.

Noch immer war also über die umfassende Bewegung keine

---

*) Vom 18. Corps.

rechte Verständigung erfolgt. Billot wartete anscheinend auf einen bestimmten Befehl, sich mit seinem ganzen Corps links zu ziehen. Bourbaki ritt persönlich zum 18. Corps hinüber.

General Cremer hatte inzwischen schon am frühen Morgen an der ganz richtigen Stelle angegriffen. Er warf seine Division auf Chenebier, um von da gegen Frahier weiter vorzudringen.

Vor ihm stand auf deutscher Seite General Degenfeld mit wenig zahlreichen und bunt zusammengesetzten Truppen. Er befehligte zwei badische Bataillone, das Landwehr-Bataillon Eupen, eine sächsische Reserve-Batterie nebst etwas Cavallerie.

Cremer leitete seine Angriff durch eine lebhafte Kanonade ein und entwickelte zahlreiche Infanterie umfassend gegen Chenebier, welche abgewiesen wurde, aber immer wieder von Neuem und verstärkt erschien. General Degenfeld meldete über seine bedrängte Lage an das General-Commando, erhielt aber zur Antwort: „Verstärkung unmöglich.“ Auch die Division Penhoat vom 18. Corps, welche Billot, die Wichtigkeit jenes Angriffes begreifend, selbst heranführte, erschien auf dem Kampfplatze, und um 4¼ Uhr Nachmittags mußte Chenebier von den deutschen Truppen nach erheblichen Verlusten geräumt werden. General Degenfeld ging bis Frahier und, da sich dort keine Position fand, bis zur Mühle von Rougeot*) zurück.

Der für die Deutschen bedenklichste Augenblick der Schlacht war gekommen. Wenn der glückliche Angriff der Divisionen Cremer und Penhoat den übrigen linken Flügel der Armee fortriß, so konnte der deutsche rechte Flügel allein durch die Entwickelung der übermächtigen Artillerie der Angreifer erdrückt und der Weg nach Belfort gebahnt werden. Sogleich war General von Werder entschlossen, seine schwache Reserve dort einzusetzen. Von entfernten Punkten, wo sie sich schon bereit gestellt, oder gar eingegriffen hatte, wurde sie zusammengerufen und von General Keller nach dem rechten Flügel geführt. Acht Bataillone, vier Escadrons und

---

*) Bei Châlonvillars.

vier Batterien der verschiedensten Truppentheile kamen unter seinem Befehle zusammen. Von den Belagerungstruppen vor Belfort wurden, nur durch Menschenhände gezogen, drei 24-Pfünder nach der Mühle von Rougeot und in der Nacht in Position gebracht, um am Morgen die Straßen weithin zu bestreichen.

Kaum war General Keller abgerückt, da erwachte plötzlich auf der ganzen Frontlinie von Montbéliard bis Héricourt und Chagey das Infanteriefeuer noch einmal. Die Franzosen versuchten um acht Uhr unter dem Schutze der Nacht durchzubrechen. Gelang dies, so war ihnen augenblicklich nicht ein einziges Bataillon entgegen zu setzen, um sie wieder zu werfen. Nach allen Seiten wurden Offiziere gesandt. In gespannter Erwartung lauschte man im deutschen Hauptquartier zu Brévilliers dem Knattern des Gewehrfeuers. Dieses blieb indeß stehen und erstarb zuletzt. Die Angriffe waren abgeschlagen. Ein gleiches Schicksal hatte ein nochmaliger Vorstoß, der von den Franzosen um zwei Uhr Morgens gegen Héricourt unternommen wurde.

General Bourbaki hatte am Abend abermals eine Besprechung mit Billot gehabt. Er hoffte, daß die Bewegung, welche allein noch zum Siege führen konnte, endlich am dritten Tage gelingen möge, und entschloß sich, trotz der Erschöpfung, die sich schon deutlich bemerkbar machte, nochmals anzugreifen. In seiner Meldung nach Bordeaux aber sagte er zum Schlusse schon: „Die Streitkräfte des Feindes sind beträchtlich, seine Artillerie ist formidabel. Das Terrain erleichtert durch seine Gestaltung und Hindernisse aller Art sehr den Widerstand, den er uns leistet."

Auch der 17. Januar führte die gehoffte Entscheidung nicht herbei. Auch dieser Tag verlief, wie die beiden vorhergehenden — mit einer langwierigen Kanonade über das Flußthal hinweg und vereinzelten Offensivstößen in der Front, zumal bei Bethoncourt und Montbéliard.

General von Werder hatte noch in der Nacht an seine Divisions-Generale appellirt, um aus allen nicht in der Front gefesselten Truppen eine neue Reserve zu bilden. Die Wichtigkeit des Augenblickes würdigend, sandte ein Jeder, was er irgend entbehren konnte.

Am Morgen standen fünf Bataillone, zwei Batterien bei Brévillers bereit. Damit schwand in der Front die Gefahr. War den Franzosen der Durchbruch bisher nicht gelungen, so wurde jetzt ihr Erfolg ganz unwahrscheinlich, denn ihre Kräfte gingen auf die Neige.

Auf dem bedrohten rechten Flügel hatte General Keller noch in der Dunkelheit um fünf Uhr früh die beiden feindlichen Divisionen bei Chenebier überfallen, sie aus ihren Bivouaks aufgescheucht und einen Theil des Dorfes genommen. Fast hätte er dort General Billot mit seinem Stabe gefangen, der in der Nähe genächtigt hatte, vom Gewehrfeuer herbeigerufen wurde und, den Stand der Dinge nicht kennend, im Dunkeln durch die eingedrungenen deutschen Truppen hindurchritt, bis er auf Bataillone der Division Penhoat stieß.

Im Waldgelände nördlich Chenebier kam es gleichzeitig zum hartnäckigen Gefechte. Die Franzosen sammelten sich, machten ihre Ueberzahl geltend, und auch General Keller mußte erst auf die Höhen östlich Chenebier, dann auf Frahier zurückweichen. Dort aber stand er ferner zur Abwehr bereit und wies noch am Nachmittage die matten Angriffsversuche seiner Gegner zurück.

Darüber neigte sich dieser dritte, letzte Schlachttag zu Ende.

Bourbaki war durch eine Meldung Billot's von den Vorgängen bei Chenebier unterrichtet worden. Vergeblich hatte er auf einen Ausfall von Belfort gerechnet. Seine letzten Hoffnungen immer noch an den linken Flügel klammernd, begab er sich zum rechten Flügel des 18. Corps, dem Mont Vaudois gegenüber. Auch die Generale Billot, Pilatrie, Bonnet und der Artilleriemajor Bruyère fanden sich dort ein. Man sah den hohen, von Batterieeinschnitten und Schützengräben gekrönten Berg an, und berieth, ob man ihn angreifen solle. Noch konnte — die Divisionen Cremer, Penhoat, Pilatrie und Bonnet zum letzten Sturme geführt — das Schicksal des Feldzuges vielleicht entschieden werden. Der Oberbefehlshaber wendete sich an Billot:

„Was denken Sie zu thun?“

Der General, der anfangs die Bedenken seines Divisions-

Commandeurs Bonnet getheilt haben soll, erklärte sich bereit, anzugreifen. Dann folgte eine weitere Unterredung:

„Werden Sie reüssiren?"

„Ich weiß es nicht, wir sind in schwieriger Lage. Besser würde es sein, die Position zu umfassen."

„Aber Sie machen ja eine umfassende Bewegung?"

„Verzeihung, mein General, ich werde umfaßt, denn die feindlichen Stellungen überragen meinen linken Flügel."

„Was wollen Sie," soll Bourbaki entgegnet haben, „man hat mir gesagt; ich würde 40,000 Mann vor mir haben und ich finde nahe an 80,000 Mann. Um die deutschen Linien zu überflügeln, kann ich mich nicht dem aussetzen, Hungers zu sterben. Wenn ich mich von der Eisenbahn entferne, werden sich die Preußen von Montbéliard aus auf meine Verbindungen werfen und mich von meiner Operationsbasis abschneiden."

„Was meint General Clinchant?"

„Er ist der Ansicht, daß wir unsere Versuche, die deutschen Linien zu durchbrechen, aufgeben müssen."

Billot will nochmals auf die Fortsetzung der Offensivbewegung bestanden haben. So berichtet er wenigstens selbst. Da habe ihn Bourbaki bei Seite genommen und ihm gesagt: „Die Preußen sind in Gray, sie marschiren auch auf Dôle — wäre ich des Erfolges sicher, würde ich Werder angreifen, aber wenn ich scheitere, werden wir gefangen genommen. Die Truppen würden demoralisirt sein und hätten hinter sich die Armee Manteuffels."

Thatsächlich hatte Bourbaki bereits am 17. Januar Nachricht vom Anmarsche des 2. und 7. deutschen Corps.

Major Bruyère drang in den Oberbefehlshaber, er möge den letzten Schlag versuchen. „Sie sind toll," soll ihm dieser geantwortet, dann aber im nächsten Augenblicke hinzugefügt haben: „Commandant, die Generale müßten von Ihrem Alter sein."

Die Truppen hatten seit drei Tagen gefochten oder in Gefechtsbereitschaft gestanden, wenig oder nichts gegessen, bei 14 bis 16 Grad Kälte die Nächte hindurch ruhelos auf den Schneefeldern

zugebracht und entsetzlich gelitten. Generale, Offiziere und Soldaten, wie Freycinet versichert, selbst die Pferde drängten sich an den Bivouaksfeuern zusammen. Erst am dritten Tage wurde es milder und feiner Regen begann zu fallen.

Die geringe Kraft, welche der Armee noch inne gewohnt hatte, war dahin; sie wollte nicht mehr kämpfen. Die Soldaten verbarrikadirten und verschanzten sich, wo sie standen. Sie hätten kein ernstes Hinderniß mehr überwunden.

Der Rückzug ward beschlossen, und gebeugten Muthes ritt General Bourbaki nach Aibre, wo er am Tage vorher sein Hauptquartier genommen hatte.

Das Schicksal dieses Feldzuges war entschieden, Hoffnung und Ruhm zertrümmert. Nur der Sieg hätte dem Massenaufgebote den Geist einhauchen können, dessen es zu Frankreichs Befreiung bedurfte.

Mit der Niederlage war aller Halt geschwunden; willenlos strömte die Armee zurück, woher sie gekommen — in der Richtung nach Besançon. Noch gab Bourbaki sich der Illusion hin, daß General von Werder ihm vielleicht unvorsichtig folgen und ihm dadurch günstige Chancen bieten werde:

„Nach der Meinung der Corps-Commandeure," telegraphirte er an die Regierung, „habe ich mich zu meinem großen Bedauern dazu entschließen müssen, daß die Arme neue Positionen einige Lieues hinter denjenigen bezieht, in welchen sie gekämpft hat. Auf diese Weise werden wir uns leichter verpflegen können. Wir müssen uns auch an Offizieren, Mannschaften und Pferden wieder ergänzen."

„Morgen will ich mein Hauptquartier in Arcey nehmen, übermorgen in Gency."

„Dort werde ich nach den eingehenden Nachrichten, und nachdem ich Ihre Aeußerungen empfangen habe, sehen, was in dieser Lage zu thun das Beste ist."

„Wenn der Feind sich entschlösse, uns zu folgen, so würde ich hocherfreut sein. Vielleicht bietet er uns dann die Gelegenheit, das Spiel unter günstigeren Bedingungen wieder aufzunehmen."

Im Anblicke seiner demoralisirten Truppen mußte dem Oberbefehlshaber auch diese Täuschung bald genommen werden. Die Straßen bedeckten sich mit Nachzüglern und Maroden. Groß war die Zahl der Leute mit erfrorenen Gliedmaßen. Sie konnten nicht mehr vorwärts und fielen später den Verfolgern in die Hände. Auch der Verlust auf dem Schlachtfelde war nicht gering*).

Die Ursachen dieser Niederlage sind im Einzelnen schon angedeutet worden.

Zuvörderst waren es die unglücklichen persönlichen Verhältnisse. Entschieden ist Bourbaki nicht der Mann für eine Lage gewesen, wie sie ihm hier geschaffen wurde. Wenn einmal alle Elemente in der Tiefe aufgeregt und ohne jede Rücksicht auf die Opfer, auf das entstehende Unheil eingesetzt werden sollten, waren Charaktere, wie etwa Cremer oder Billot, die dem wüsten Radicalismus eines Freycinet näher standen, besser am Platze.

Der Mangel an Vorbereitung und namentlich an Einheit der oberen Leitung bei genügender Selbstständigkeit der Organe für die Einleitungen des Feldzuges, die Transporte und die Versorgung der Armee, waren das nächste; unglückliche Zufälle, wie die Unthätigkeit der Besatzung von Belfort, die Mißverständnisse zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Corps-Commandeur des linken Flügels während der entscheidenden Schlacht, das dritte Moment. Verderblich wurde die Selbsttäuschung, die in unbedeutenden Vorpostengefechten große Erfolge sah und kostbare Zeit darüber vergeudete. —

*) Er betrug nach französischer Angabe 8000 Mann, darunter nur etwa 150 Gefangene. Die Deutschen hatten an Todten und Verwundeten 75 Offiziere, 1747 Mann eingebüßt, an Vermißten 3 Offiziere, 333 Mann. In Summa 78 Offiziere, 2080 Mann.

Vor allem war es aber das gänzliche Mißverhältniß zwischen dem Wollen und Können.

Als die Armee schon an der Lisaine dem Erliegen nahe war, schrieb de Freycinet noch, daß er jetzt nächstens 85,000 Mann von der oberen Loire über Tonnerre werde vorbrechen lassen. Bourbaki solle nach seinem Siege von Belfort schnell über Langres vordringen.

„Dort werden Sie den Sieg von Chaumont erfechten, und in Folge dessen nach Châlons sur Marne marschiren" u. s. w. Nicht nur die Siege selbst, sondern auch deren Folgen träumte man schon, um dann freilich desto jäher zu erwachen. Es sei uns eine Lehre, daß auch der kühnste Plan kein Meisterstück des Genie's ist, so lange nicht die Mittel dazu in Einklang stehen.

Im Verhalten des Werder'schen Corps hatten sich Vorsicht und Kühnheit in gleicher Weise gepaart. Zu rechter Zeit ging es von Dijon in die sichere Stellung bei Vesoul zurück. Dort wurde keine Maßregel verabsäumt, sich aufzuklären, aber die Entscheidung nicht überstürzt. Der Abmarsch in die Lisainestellung nach dem Gefechte von Villersexel war die That, in welcher sich die geistige Ueberlegenheit der deutschen Heeresleitung auf das entschiedenste bekundete.

General von Werder hielt in der Krisis seine Besorgnisse nicht zurück. Er meldete sie dem Könige noch am Abende vor der Schlacht:

„Ob bei diesem umfassenden überlegenen Angriffe eine fernere Festhaltung von Belfort stattfinden soll, bitte ich dringend zu erwägen. Elsaß glaube ich schützen zu können, nicht aber zugleich Belfort, wenn nicht die Existenz des Corps auf's Spiel gesetzt werden soll. Mir fehlt durch Festhalten von Belfort jede freie Bewegung. Die Flußlinien sind durch Frost passirbar."

Allein, wie nun am andern Morgen die Franzosen angriffen, da wurde die Existenz des Corps aufs Spiel gesetzt, weil die Verhältnisse es erforderten. Als am Abende aus Versailles der Befehl kam, „es sei in der gewählten Stellung die Entscheidung anzunehmen," war der erste Schlachttag schon glücklich überstanden.

Doch dergleichen ist nur mit guten Truppen möglich, die sich

durch einen Rückmarsch nicht gleich beunruhigen, durch feindliche Uebermacht, sei sie auch eine doppelte oder dreifache, nicht gleich schrecken lassen.

Ehre der ernsten Friedensschule, welche solche Truppen zu erziehen vermag.

---

7. Rückzug nach Besançon, Pläne zur Rettung der Armee.

Der Rest des Feldzuges war auf französischer Seite Unglück und Elend. Aber die Schwere des nahenden Verhängnisses machte sich nicht sogleich fühlbar. Ja es herrschte sogar vorerst eine Stille, wie sie dem Sturm stets voranzugehen pflegt. Nicht allein die Regierung, sondern selbst Bourbaki schöpfte wieder frischen Muth und plante rüstig neue Unternehmungen. Von keiner Seite her wurde die Ostarmee bedrängt. General von Manteuffel war noch fern und General von Werder's Truppen befanden sich nicht in der Lage, sogleich energisch zu verfolgen. Sie hatten während der Gefechtstage fortwährend unter Waffen gestanden, hatten weder geruht, noch irgend ausreichend für die Verpflegung sorgen können. Die Truppenverbände waren vielfach durcheinander geworfen worden, die Ordnung mußte wiederhergestellt werden. Sodann barg das Vorbrechen über die Lisaine für die Sieger mancherlei Gefahren. Drüben standen noch starke französische Arrieregarden in den wohlverschanzten Stellungen. Ein erster Versuch, sie durch schnellen Angriff zu verjagen, welcher an einer Stelle gemacht wurde, schlug fehl. Die Wiederholung konnte leicht zu größeren Verlusten führen und den General Bourbaki zu einer Rückkehr mit allen Kräften bewegen. Ein völliger Umschwung lag dann sehr wohl im Bereich der Möglichkeit, die Zurückhaltung war also geboten. Nur leichte Scharmützel fielen vor.

Bourbaki schwankte; das Kriegsministerium hielt mit Vorwürfen noch zurück. De Freycinet fühlte diesmal wohl insgeheim

seinen Antheil an der ungünstigen Wendung der Dinge; denn die Hunderttausend Mobilgarden, welche er versprochen und die sich dem „Siegeszuge" Bourbaki's hatten anschließen sollen, waren nicht da. Das Corps, welches, wie der General es sich ausbedungen, die Ostarmee gegen Westen hin sichern sollte, erfüllte augenscheinlich seine Bestimmung nicht. So konnte er zunächst nur daran denken, den Oberbefehlshaber zu weiteren Anstrengungen zu ermuthigen.

„Wenn Frankreich Ihre Depeschen kennen wird," antwortete er telegraphisch auf die erhaltenen Nachrichten, „so wird es nicht anders können, als der Tapferkeit der I. Armee, der Energie, dem kalten Blute und den Fähigkeiten ihres Chefs, seine Achtung bezeugen. Die I. Armee hat Alles gethan, was die Umstände zu thun erlaubten. Sie konnte nicht zugleich einen an Zahl überlegenen*) Feind und die Gewalt der Elemente besiegen."

Dann folgten die Nachrichten über das Erscheinen zweier preußischer Corps im Saônethal bei Gray. „Die Armee Garibaldi's, obschon durch Mobilgarden verstärkt, hat nichts gethan, sie zu beunruhigen. Unter diesen Umständen, glaube ich, würde es im gegebenen Augenblicke für Sie gefährlich werden können, der Armee von Belfort gegenüber stehen zu bleiben, während neue Streitkräfte Sie im Rücken fassen möchten."

„Vielleicht ist es vorzuziehen, sich schleunigst von dieser Armee loszumachen, zu ihrer Beobachtung das 15. Armeecorps, das Ihnen doch kaum wird folgen können, zurückzulassen, das 18., 20., und 24. aber zu nehmen und jenen beiden feindlichen Corps, von denen ich gesprochen, eine Schlacht zu liefern. Dies ist aber, wohlverstanden, nur ein einfacher Hinweis, den ich Ihnen gebe. In den Umständen, in welchen Sie sich befinden, lasse ich Sie allein beurtheilen, was Sie thun können und müssen."

Dann erbot sich der Kriegsdelegirte zu Bourbaki's Unterstützung das 25. Armeecorps zu verwenden, welches sich eben bei Vierzon neu gebildet hatte. Seit de Chanzy's Niederlage machte dieses Corps die einzige zur Sicherung von Mittel- und Südfrankreich verfügbare Streitmacht aus. Gambetta, der bei de Chanzy's Armee

*) Bekanntlich eine arge Täuschung.

in Laval weilte, wurde deshalb um seine Genehmigung gebeten. Ohne seinen Willen durfte so Wichtiges nicht unternommen werden.

Die ganz unerwartete Geneigtheit des Kriegsministeriums erfreute den Oberbefehlshaber höchlich. „Der Generalissimus hat die Depesche, welche Sie soeben an ihn gerichtet, in meiner Gegenwart gelesen," berichtete alsbald de Serres nach Bordeaux. „Ein derartiges Zeugniß von Genugthuung und Erkenntlichkeit, in diesem Augenblick durch ein Herz, wie das Ihre gegeben, ist für ihn die schönste Belohnung und zugleich die werthvollste Ermuthigung. Denn es richtet in seiner Seele wieder auf, was sie verloren hatte, das Vertrauen auf das gerechte Urtheil seiner Mitbürger. Dank in seinem Namen für alles Gute, das Sie ihm thun; Dank im Namen des Landes für alles Gute, das Sie ihm noch thun werden." Die gewinnende Persönlichkeit des Generals scheint also zeitweise auch den vor Kurzem noch von Gehässigkeit erfüllten Aufpasser zu einer wahrhaft zärtlichen Anhänglichkeit gezwungen zu haben.

Bourbaki selbst bedankte sich dafür, daß man ihn nicht sogleich des Verraths und der Feigheit angeklagt hatte. Allein die Vorschläge des Kriegsdelegirten nahm er nicht an. Er besorgte, das 15. Armeecorps allein den „90,000 Mann von Belfort' gegenüberzulassen und damit einer Niederlage auszusetzen, versicherte auch, daß er nur im Nothfalle auf die Mitwirkung des 25. Corps rechnen wolle. Dann sprach er sein Bedauern über die Nothwendigkeit des Rückzuges aus und fügte hinzu, daß er ihn unter möglichst günstigen Umständen ausführen werde. „Die Bewegung auf Pontarlier macht diesen Versuch sehr schwierig."

„Alles, was an mir liegt, soll geschehen, damit die I. Armee so energisch als möglich die Aufgabe erfüllt, welche ihr obliegt. Nachdem ich für ihre Sicherheit gesorgt haben werde, will ich mir alle Mühe geben, ihr wieder eine thätigere Rolle zu verleihen*).

---

*) Bei dieser Gelegenheit erhielt auch de Serres von Bourbaki's Seite ein besonderes Lob.

„Ich nehme für Herrn de Serres, wie für mich, die Aufmunterung an, welche Ihre Depesche enthält."

„Ich habe schon Gelegenheit gehabt, Ihnen zu sagen, wie werthvoll mir der Beistand ist, den er mir bei jeder Gelegenheit leistet."

Mehr als durch ein offenes Bekenntniß seiner Unschlüssigkeit bewies Bourbaki durch diese nichtssagende Versicherung, daß er sich vollkommen von den Umständen treiben lasse. Das Natürliche war die weitere Fortsetzung des Rückzuges nach Besançon, wo am nächsten eine erste Ruhe und Sicherheit für die erschöpften und entmuthigten Soldaten zu finden war. Eine andere Depesche, am 18. aufgegeben wie die eben angeführte, hatte dem Kriegsministerium auch bereits einen solchen Entschluß angekündigt. „Der von Ihnen gefaßte Entschluß, nach Besançon zurückzugehen," antwortete de Freycinet noch an demselben Abend, „ist bei weitem der weiseste, sobald die Ermüdung Ihrer Armee und die Schwierigkeit der Verpflegung es nicht erlauben, in anderer Richtung eine schnelle Offensive zu ergreifen."

„Es ist nur zu wahr, daß weder der General Pelissier*) noch Garibaldi gethan haben, was sie hätten thun können und müssen, um den Marsch des Feindes zu stören."

Dieser Zusatz ist für die Zukunft von Interesse, wo der Kriegsdelegirte, im Gegensatze zu ganz Frankreich, den alten Freischaarenführer gerade über diese Epoche seines Wirkens in der überschwenglichsten Weise beglückwünschte. —

Tags darauf meldete Bourbaki: „Die allgemeine Bewegung der Armee wird heute fortgesetzt. An einigen Stellen hat der Feind versucht, uns zu beunruhigen, aber er ist durch ein wohlgenährtes Feuer empfangen worden, das ihn genöthigt hat, sich in der Entfernung zu halten. Er folgt uns nur in sehr schwächlicher Weise."

Mochte dem nun sein, wie es wollte, die Armee setzte doch ihren Rückzug fort; man konnte Frankreich nicht länger verhehlen, daß abermals ein hoffnungsreicher Feldzug mißlungen, eine große Armee geschlagen worden sei. In diese bittere Nothwendigkeit aber vermochte de Freycinet sich nicht zu finden. Das Wesen der Kriegführung in dem

*) Er commandirte neben Garibaldi in Dijon.

Reichthum an neuen Plänen suchend, und gewohnt, mit seinen Hirngespinnsten ohne Weiteres den Erfolg zu verbinden machte er sich sofort daran, durch einen kühnen Federzug Frankreichs Schicksale zu wenden. Zum dritten Male in diesem Feldzuge versuchten die republikanischen Gewalthaber unmittelbar nach der Niederlage das Glück beim Schopfe zu fassen und mit einem ungeheuren Wurfe den Sieg von den Sternen herabzuholen. Jedesmal wurde dieser Versuch in seiner Anlage abenteuerlicher, der letzte übertraf die vorangehenden bei Weitem an Fülle der Täuschungen und an Unausführbarkeit.

„Ich bitte Sie," wendete sich der Kriegsdelegirte an de Serres schon am 19. Januar, „fragen Sie den General Bourbaki, was er von folgendem Plane denkt:

„Die ganze Armee eilt so schnell als möglich zwischen Ognon und Doubs nach Besançon hinab. Zwischen Auxonne und Besançon würde man genügende Streitkräfte zurücklassen, um unter den Mauern dieser beiden Plätze ein feindliches Heer in Respect zu halten. Der gesammte Rest der Armee müßte sich in Besançon einschiffen und sich auf der Eisenbahn nach Nevers begeben. Wenn diese Bewegung gut combinirt wird, und ich mache mich anheischig, sie mit der Eisenbahngesellschaft zu Wege zu bringen, so müßte sie sich in sechs Tagen vollziehen. Währenddessen würde das 25. Armeecorps sich nach La Charité*) begeben und unter die Befehle des Generals Bourbaki treten, die Gesammtmasse der Truppen sich aber dann bei Clamecy vereinigen, um die Richtung auf Auxerre, Troyes Châlons einzuschlagen. Zuletzt könnte sie die Vereinigung mit der Armee Faidherbe's bewerkstelligen, die sich gegenwärtig bei Saint-Quentin befindet**)."

„Dieser Plan ist mir durch den Gedanken eingegeben worden, daß die im Osten versuchte Bewegung unwiderruflich gescheitert ist und daß man sich nicht darauf versetzen muß, sie zu verfolgen. Die Aufmerksamkeit des Feindes ist wach geworden; er hat die Zeit

---

*) An der mittleren Loire.

**) Sie erlitt bekanntlich an demselben Tage dort eine entscheidende Niederlage.

gefunden, seine Streitkräfte zusammenzuziehen. Künftig würde General Bourbaki ihn überall in überlegener Zahl vor sich finden."

„Durch den neuen Weg, den ich anzeige, täuscht man im Gegentheil den Feind, der den General Bourbaki noch einige Tage hindurch im Osten suchen wird. Dann kann man eine neue mächtige Diversion gegen die Heere von Paris und Orléans machen, welche den Feind zwingen wird, einen neuen Einsatz von Streitkräften herzugeben."

„Wenn Bourbaki mit der nöthigen Rapidität marschirt, so würde er voraussichtlich auch das Auskunftsmittel für sich haben, daß er im äußersten Nothfalle unter den Plätzen von Nordfrankreich Schutz fände."

„Theilen Sie mir ohne Zögern die Ansicht des Generals mit." —

So sollte also die Armee auf derselben Eisenbahn, welche zur Zeit kaum im Stande war, die nöthigen Lebensmittel heranzuführen, über deren regellosen Betrieb die lautesten Klagen ertönten, wie ein Spielball hin- und hergeworfen werden. Den Truppen, welche mehrere Tage gebraucht hatten, um wenige Kilometer zurückzulegen, wurde urplötzlich die Manövrirfähigkeit zugemuthet, um halb Frankreich mit reißender Schnelligkeit zu durchziehen. Sie, die nicht im Stande gewesen waren, die ungleichartigen in Eile zusammengezogenen Truppen Werder's zu schlagen, hielt der Kriegsdelegirte nun, nach der Niederlage, nach neuen ungeheuren Strapazen, für fähig, mit den deutschen Heeren an der Loire und vor Paris fertig zu werden. Eine ganze Reihe von Unmöglichkeiten stellte sich somit zwischen ihn und seinen originellen Einfall, ohne daß er auch nur eine einzige davon sah.

De Freycinet suchte das Heil der Armee hauptsächlich in ausgiebigem Erfindertalent des Feldherrn, während die Geschichte der großen Heerführer lehrt, daß diese lediglich durch den eisernen Willen und die kluge Benutzung der Umstände, mit welcher sie einfache Entwürfe verfolgten, ihre Zeitgenossen überragten. Käme es allein auf die Fülle und unbekümmerte Rücksichtslosigkeit der Projecte an,

dann freilich hätte Gambetta's alter ego sich ihnen dreist an die Seite stellen dürfen.

Ohne des Oberbefehlshabers Entscheidung abzuwarten, versendete er übrigens schon die ersten nothwendigen Aufträge. Um neun Uhr früh am 21. Januar erhielt Herr Audibert, der Generaldirector der Lyoner Eisenbahngesellschaft, die ihm zufallenden. „Ich bitte Sie unverzüglich das nöthige Material zusammenzubringen, um 90,000 Mann, 50 Batterien, die Cavallerie und die gewöhnlichen Anhängsel, also etwa 200 Züge, von Besançon über Lons le Saulnier, Chagny nach einem Punkte zu transportiren, den ich später bezeichnen werde.“ Am 23. Abends sechs Uhr sollte die Fahrt schon beginnen, der ganze Transport nur sechs Tage dauern. Diese Forderung, welche, wäre ihr entsprochen worden, eine der denkwürdigsten Kriegsleistungen der Eisenbahnen herbeigeführt hätte, war leicht gestellt, aber schwer erfüllt. Die erste Strecke des Bahnnetzes über Lons le Saulnier war eingeleisig und auch wegen ihrer sehr bedeutenden Steigungen im Gebirge nur von geringem Werth.

General Bourbaki ging wunderbarer Weise nach kurzer Ueberlegung auf den Plan ein, zu dessen Fürsprecher abermals Herr de Serres gemacht worden war. Doch bleibt die Vermuthung wohl gerechtfertigt, daß ihm vor allen Dingen die Aussicht verlockend schien, sich auf solche Weise gar bald den von verschiedenen Seiten herankommenden deutschen Heersäulen entrückt zu sehen. Seine Einwendungen bezogen sich zumeist auf ganz selbstverständliche Dinge, wie darauf, daß das Verladen der Truppen an mehreren Punkten zugleich begonnen werden müsse. Ferner überbot er den Kriegsdelegirten noch in gewisser Weise, indem er die Truppen für den künftigen Feldzug sogleich über Nevers hinaus und möglichst weit nach Norden gebracht wissen wollte. Hielt man das ganze Unternehmen für möglich, so war das allerdings räthlich, um die Fußmärsche in Schnee und Eis zu kürzen. Da die Schranken der nüchternen Wirklichkeit von der leichtfüßigen Phantasie einmal übersprungen waren, so glaubte wenigstens Herr de Serres gleich noch einen Schritt weiter gehn zu dürfen. Er kam mit dem Vorschlage, die Armee gar nach Angers zu fahren, also Chanzy's Wünsche einer

Vereinigung aller Streitkräfte auf einem Kriegstheater zu erfüllen. Es ist nicht nachzuweisen, indessen wahrscheinlich, daß General Bourbaki sich auch damit einverstanden erklärt hatte. Allein de Freycinet sah sich hier genöthigt, zurückzuhalten. Er unterrichtete de Serres davon, daß Tours von den Preußen besetzt sei. Er fürchtete selbst für den Besitz von Angers, wies auch darauf hin, daß man nicht wissen könne, wo Chanzy in dem Augenblick sein werde, in welchem die Ostarmee an der Loire eintreffen sollte. So blieb es also bei dem ersten Vorhaben. Gambetta's Entscheidung fehlte diesesmal. Der Dictator war auf Reisen. Er hatte den besonderen Chiffreschlüssel seines Delegirten nicht und dieser glaubte sich der anderen nicht sicher genug. Er konnte deshalb nur allgemeine Mittheilungen machen — so am 22. Januar früh:

„Im Westen hat Chanzy, wie ich vorhersagte, gefürchtet, umgangen zu werden und hat angefragt, ob er Rennes oder Carentan zum Ziel seines Rückzuges nehmen solle. Ich habe ihm Carentan geantwortet, doch nur, wenn er nichts Besseres thun könne."

„Die Depeschen von heute sind ein wenig beruhigender. Er hat Laval noch nicht verlassen."

„Im Osten setzt Bourbaki seine Bewegung gegen Besançon fort. Wir haben mit ihm einen Plan vereinbart, der darin besteht, ihn mit reißender Schnelligkeit, zu einem gänzlichen Wechsel seines Objectes, an einen anderen Punkt überzuführen."

Weiter heißt es dann:

„Der Feind sucht Bourbaki zu umgehen. Gestern ist Dijon heftig angegriffen, aber mit Erfolg von den Garibaldinern vertheidigt worden. Die Mobilisirten haben die Flucht ergriffen."

„Dôle ist vom Feinde besetzt. Ich erwarte heute einen neuen Angriff auf Dijon."

Dem General Bourbaki waren schon am Abend zuvor die Nachrichten über Dôle und Dijon gesendet worden: „Der Mißerfolg des Feindes bei Dijon scheint anzuzeigen, daß er dort noch nicht in sehr großer Stärke steht. Es ist indessen am Platze, sich ernstlich mit dieser Sachlage zu beschäftigen und vielleicht würden

Sie gut thun, wenn es noch Zeit dazu ist, Streitkräfte auf den bedrohten Punkt zu entsenden."

„In jedem Falle, glaube ich, muß das ein Motiv mehr dafür sein, Ihre Bewegung den Doubs entlang auf's Aeußerste zu beschleunigen, damit Sie nicht Gefahr laufen, eingeschlossen zu werden."

Diese Betrachtungen waren vollkommen richtig, allein im Grunde genommen überflüssig. Die einfachen Thatsachen mußten hinreichen, um einen nicht von Illusionen verblendeten Sinn zu der Ueberzeugung zu führen, daß die so weit ausgesponnenen Pläne augenblicklich nichts seien, als eine müßige Spielerei der Phantasie.

---

8. Die Katastrophe.

Während General Bourbaki noch am 22. Januar früh*) in Beaume les Dames weilte und im Geiste seine Armee auf einer Eisenbahnlinie, von der der Feind schon Tags zuvor nur noch einen Marsch entfernt gewesen, nach der Loire versetzt und dort sich frei zu neuen Zügen rüsten sah, war sein Schicksal schon besiegelt.

General von Manteuffel's Feldherrnkunst hielt sich an diejenige Einfachheit, welche seinen Feinden so sehr mangelte und kam damit schnell und sicher zum Ziele. So lange er über den Ausgang der Kämpfe bei Belfort in Ungewißheit schwebte, rückte er eilig in jener Richtung vor. In demselben Augenblicke aber, da er erfahren sollte, daß Werder Sieger geblieben, gedachte er südwärts auszubiegen, um der französischen Ostarmee den Rückzug zu verlegen. Er wollte eine Entscheidung herbeiführen, welche keinen weiteren Zweifel über die Herrschaft auf diesem Kriegstheater aufkommen ließ.

---

*) Im Laufe des Tages ging er nach Roche.

Am 14. Januar war die Südarmee*) von Nuits und Châtillon aufgebrochen. Es lag nahe, über Dijon vorzurücken, sich dort die großen Straßen zu eröffnen und zugleich den unter Garibaldi's Fahnen versammelten Abenteurern des gesammten Europas eine derbe Lehre zu ertheilen. Allein auch im glücklichsten Falle war damit ein Zeitverlust verknüpft, der in jenen Tagen vor der Schlacht an der Lisaine als ein wesentlicher Nachtheil erschien; denn es galt, die Hülfe so schnell als möglich zu bringen. So ward denn der Marsch über die südlichen Theile des Plateaus von Langres gewählt. Nur eine einzige Brigade entsendete die Armee gegen Dijon, um Garibaldi zu beschäftigen. Sie selbst aber erreichte schon am 18. Januar Champlitte und Selongey am Ostfuße jenes Plateaus. Das Hauptquartier war in Prantoy. Dort erfuhr General von Manteuffel, daß Werder sich thatsächlich an der Lisaine behauptet habe, Bourbaki sich auf dem Rückzuge befände**). Sogleich schwenkten, wie es im Plane lag, seine Heersäulen gegen Süden und eilten an den Doubs nach Dôle und Dampierre. Dôle wurde, wie bekannt, schon am 21. Januar Nachmittags besetzt und auf dem Bahnhofe ein unermeßlicher Vorrath von Lebensmitteln, Pferdefutter und Bekleidungsstücken erbeutet. Tags darauf erreichten die Spitzen der preußischen Colonnen auch St. Vit und Dampierre. Vier Brücken über den Doubs waren unzerstört gefunden worden, eine werthvolle Entdeckung; denn der große Brückentrain des hier erscheinenden 7. Armeecorps war mit dem übrigen Fuhrwesen, welches auf der Eisenbahn nachgeschafft werden sollte, noch weit zurück.

Obschon General Bourbaki über die Einzelheiten dieser Bewegungen wohl unterrichtet wurde, so übersah er dennoch durchaus nicht deren großen Zusammenhang. Das drohende Unheil war seinen Blicken noch verschleiert. Ja, der Umstand, daß Garibaldi sich in Dijon zu behaupten vermochte, ließ die Gefahr nur unbe-

---

*) 2. und 7. Armeecorps und die dem letzteren zugetheilte Brigade Dannenberg.

**) Das Nähere siehe bei Graf Wartensleben, die Operationen der Südarmee. Berlin 1872.

deutend erscheinen. Den Kern der feindlichen Armee suchte der Oberbefehlshaber auch jetzt noch vor sich im oberen Saônethal. Mit seiner Umgehung von Dijon hatte Manteuffel daher einen glücklichen Griff gethan. Die Wegnahme dieser Stadt durch zahlreiche Truppen, welche sich unter dem Schutze einer mächtigen Artillerie gegen die schnell aufgeworfenen Befestigungen entwickelt haben würden, hätte alle Zweifel über die wahren Absichten der deutschen Heerführer schwinden lassen und Bourbaki die Augen öffnen müssen.

Dieser sah vorerst nur ein, daß es nothwendig sei, die letzte Eisenbahn, auf welcher die Armee entrinnen konnte, zu schützen. Schon auf die Nachricht von der Wegnahme von Dôle hin hatte er die Division d'Astughe*) vom 15. Armeecorps mit Eisenbahnzügen nach den beiden Knotenpunkten Arc et Senans und Mouchard, vorwärts von Quingey, vorauseilen lassen. Die beiden anderen Divisionen sollten ihr zu Fuß folgen**). Bald aber rollte sich der Vorhang auf und nicht einzelne Truppen, sondern ein ganzes feindliches Heer wurde auf dem Rückzugswege der geschlagenen Armee sichtbar.

Wie immer verbreitete sich der Schrecken zunächst hinter der Armee in Besançon. Fliehende Lanciers sprengten in die Stadt, um das Herannahen der Preußen zu melden. Der Commandant, General Rolland, schoß den ersten davon nieder, cassirte sofort einen Offizier, der seine Schuldigkeit nicht gethan, ließ über mehrere Flüchtlinge Kriegsgericht halten, trat schroff und streng gegen seine Mobilgarden auf, mehrte aber damit nur die Widersetzlichkeiten und den Wirrwarr. Die Depeschen schwirrten nach allen Richtungen. Er selbst wendete sich am 21. Januar an Bourbaki und den Kriegsminister gleichzeitig: „Sie schaffen mir hier eine ganz entsetzliche Lage, Besançon ist heute nur noch durch fünf Bataillone ohne Pulver und Blei vertheidigt. Ich bin in meiner linken Flanke

---

*) Der Bericht der parlamentarischen Untersuchungs-Commission schreibt: Dastugues.

**) Die 2. Division wurde am 23. von Beaume les Dames in Bewegung gesetzt, die 3. behielt diesen Ort noch besetzt.

bedroht. Bei ernstem Angriff wird die Eisenbahn von Besançon nach Dôle und von Dôle nach Mouchard unterbrochen werden.“....

Dann beschwerte er sich, daß er seine besten Truppen zur Unterstützung der Ostarmee habe abgeben müssen: „Mir bleiben hier nur die Mobilisirten, die das Gewehr nicht zu halten wissen, und die keine Cartouchen besitzen. Es ist nicht ein Offizier, Unteroffizier oder Korporal unter ihnen, der eine Ahnung davon hat, was eine Schildwache bedeutet und der fähig ist, ihr Achtung zu verschaffen. Ich würde es im Nothfall wissen, den Tod zu finden, aber das wird den Platz nicht retten, den unter diesen Umständen zu vertheidigen, rein unmöglich ist.“

De Serres eilte am 22. Januar selbst nach Besançon, um Ordnung zu stiften. Bourbaki traf am Tage darauf dort ein.

Am oberen Doubs hatte er General Bressolles mit dem 24. Armeecorps zurückgelassen, um dort den Rückzug gegen General von Werder zu sichern. Bald aber erhielt das Corps Weisung, diese Sicherung an die dort befindlichen mobilen Colonnen von Besançon zu übergeben und dem Abmarsche der Armee zu folgen. Kaum war dies geschehen, so traf der Gegenbefehl ein. General Bressolles meldete, er sei unterwegs. Bourbaki, unwillig und auf's Aeußerste besorgt, daß ihm von jener Seite, wo er die Gefahr am größten hielt, eine ernstliche Störung bereitet werden könne, hieß ihn umkehren, und wenn nicht noch den Doubs, so doch wenigstens die Pässe des steilen Berggrats Lomont vertheidigen. Dieser begleitet das Ufer des reißenden Flusses. Als Bressolles die betreffende Depesche verspätet*) erhielt, war er schon zu weit auf dem Rückzuge gegen Besancon, um bei der Umkehr noch eine Aussicht auf Erfolg zu haben. Er blieb deshalb im Marsche und bat um neue Befehle. „Augenscheinlich,“ sagte der Commissionsbericht über jene Ereignisse, „war das Gefühl, welches den General beherrschte, die Furcht, seine Truppen an den Feind zu bringen.“ Unglücklicherweise war dieses auch die Empfindung, welche überall die Oberhand gewann, und die sich in diesem Augenblick darin kund gab, daß alle

*) Am 24. Januar Vormittags zehn Uhr.

Positionen verlassen wurden, welche man den verschiedenen Bataillonen zur Vertheidigung anvertraut. General Bressolles hatte hinter sich die Division Commagny mit dem Auftrage gelassen, die Uebergänge über den Doubs zu halten, bis die zur Ablösung und der endgültigen Besetzung bestimmten Truppen von Besançon einträfen. General Commagny gab den Befehl weiter an seine Unterabtheilungen und zog alsbald nach St. Hippolyte, von wo er sich auf eigene Verantwortung nach Pontarlier wendete, um dort als ein Vorbote für den Strom von Heerestrümmern anzulangen, der ihm gar bald nachfolgen sollte. Die zurückgelassenen Detachements scheinen ihre Pflicht nicht erfüllt, die Ablösung nicht abgewartet zu haben. Als diese endlich eintraf, sah sie sich allein, die Armee fern, sie fühlte sich beunruhigt und folgte dem allgemeinen Zuge nach rückwärts. So gingen Blamont, Pont de Roide, L'Isle sur le Doubs, Clerval, selbst Beaume les Dames verloren. Vor dem letzten Orte zeigten sich preußische Truppen am 23. Nachmittags. Die vom 15. Armeecorps dort aufgestellte Abtheilung hielt sich zwar tagüber. Nachts jedoch zerstörten die Soldaten die Brücken mehr oder minder leicht und zogen ab.

Alle Schwächen so junger Truppen zeigten sich in dieser Episode deutlich, der Mangel an jeder Selbstständigkeit, an Thätigkeitsdrang und Kampfeslust, diese vollkommene Muthlosigkeit, das Fliehen vor den Schreckgespenstern der eigenen Einbildungskraft nach einer ersten unglücklichen Schlacht, welche die Ueberlegenheit des Gegners hat erkennen lassen. Man kann diese Verhältnisse nicht treffender zeichnen, als es durch einzelne der französischen Truppenbefehlshaber selbst geschehen ist, die dort commandirten. Oberst Bousson, der mit der dauernden Besetzung von Pont de Roide beauftragt gewesen *), und der als „vaillant officier" bezeichnet wird, meldete von dort am 22. Januar Nachmittags an seinen Commandanten **): „Die Armee ist in dieser Nacht im Laufschritt mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit davongeeilt. Man hat die Corps

*) Er commandirte eine der zur Unterstützung der Armee von der Garnison von Besançon abgesendeten mobilen Colonnen.

**) General Rolland in Besançon.

ohne Scham im Stiche gelassen. Unter unseren Augen haben die Preußen die Brücke von Pont de l'Isle hergestellt. Mir hat man befohlen, vorwärts Pont de Roide auf dem linken Ufer Stellung zu nehmen. Daß Blamont verlassen sei, hat man mir nicht gesagt. Ich bin hier nach einem, dem Feinde verborgenen Nachtmarsche angekommen. Alle Welt war auf und davon. Ich fühle mich halbtodt und befinde mich hier mit zwei Bataillonen. Preußen hinten, Preußen vorn. Meine Leute und ich, wir sind hin. Die Mobilisé's und die Artillerie habe ich fortgeschickt. Ich hatte dem General Bressolles versprochen, als der Letzte vom Fleck zu weichen. Ich halte Wort; ich werde mich erst in die Berge schlagen, wenn ich ausgeruht bin. Der Telegraph ist abgeschnitten. Ich verweigere es auf die förmlichste Weise, General zu werden, wie mir Bressolles vorschlägt. Ich fühle mich nicht fähig, eine derartige Truppe zu befehligen."

Den Forderungen General Bourbaki's gegenüber hatte Bressolles am 24. Januar Abends in seinem Rückzuge bei Passavant inne gehalten. Patrouillen meldeten schon das Erscheinen der Preußen diesseits des Doubs. Südlich Beaume les Dames sollten bedeutende Streitkräfte stehen. Der Versuch, sie mit der Division d'Ariès anzugreifen und über den Fluß zurückzuwerfen, wurde beim Anblick der ermüdeten Soldaten, die gar keine Lust zu weiteren Kämpfen zeigten, schnell wieder aufgegeben. „Mit Truppen, wie den unsrigen, ist es unmöglich, auch nur daran zu denken, sehr starke Positionen zu nehmen, welche feiger Weise von den Banden verlassen worden sind, die man absolut für eine Armee hat ansehen wollen." So meldete er an Bourbaki, dem er nun, da mittlerweile auch der 25. verstrichen war, die Eröffnung machte, er müsse sich über Vercel nach Pontarlier zurückziehen, um nur das Material zu retten. Der Weg nach Besançon schien ihm schon zu gefährlich. In seinem Irrthum befangen, daß ihm immer noch das größte Unheil vom oberen Doubs her drohe, erwiderte der Oberbefehlshaber, er werde selbst an der Spitze des 18. Corps wiederkehren, um den Vorstoß gegen Beaume les Dames auszuführen. General Bressolles sollte ihn unterstützen. „Nehmen Sie ihre besten Truppen.

Ein jeder General sei an der Spitze derjenigen, die unter seinen Befehl gestellt sind. Und fordern Sie gebieterisch die Ausführung meiner Befehle."

Der Unstern, der über Allem schwebte, was jetzt noch versucht wurde, ließ auch diese Bewegung nicht mehr zur Ausführung kommen. Das 18. Corps, welches schon jenseits Besançon gewesen, fand die Straßen der Stadt derart verstopft, daß der Durchzug den ganzen, für den Angriff bestimmten 26. Januar über dauerte. General Bressolles wartete mit einer Hand voll Truppen der Division d'Ariès, die noch beisammen geblieben, in der Nähe von Passavant auf das Erscheinen der Hülfe. Er wagte nicht, diesen Tags zuvor verlassenen Ort anzugreifen, den hinter ihm Spitzen der preußischen Truppen vom Corps Werder*) besetzt hatten. Er fragte die Corpschefs um Rath und diese versicherten „mit Thränen in den Augen", man dürfe nicht mehr auch nur darauf rechnen, daß ihre Leute überhaupt einen Gewehrschuß thun würden. Die Artillerie verweigerte sogar zu marschiren, General d'Ariès erklärte, man gehe geradezu in's Verderben. Vergeblich schaute man in der Richtung von Besançon nach dem 18. Armeecorps aus. Der Rückzug und immer wieder nur der Rückzug schien das Heil zu enthalten. Alles wandte sich nach Pontarlier.

„Man muß diese Generale und Offiziere, welche keinen Wunsch zeigten, dem Feinde zu begegnen, mehr beklagen, als tadeln," sagte der Deputirte Perrot vor der parlamentarischen Commission. „Was soll ein General thun, dessen Soldaten sich nicht mehr schlagen wollen. Welche abscheuliche Lage für einen Oberbefehlshaber, der weder mehr auf seine Truppen, noch auf derer Führer zählen kann, der da fühlt, wie das Schicksal der Armee den „défaillances" Preis gegeben ist, die er nicht zu beschwören vermag." —

Inzwischen war bei Besançon die Katastrophe schon erfolgt.

Wie am oberen Doubs, auf dem äußersten rechten Flügel, so hatten sich auch südwärts auf dem linken an der Loue unheilvolle Dinge ereignet. Am 23. Januar nämlich verließ die Division

---

*) Die Avantgarde der 4. Reserve-Division.

d'Astughe, der die Bewachung der beiden Eisenbahnknoten bei Quingey anvertraut war, ihre Stellungen schon beim Erscheinen der preußischen Spitzen. Auch die Erschöpfung dieser Division hatte den Gipfel erreicht und die Soldaten liefen auseinander, als sie feindliche Patrouillen erblickten. Quingey fiel nach unbedeutendem Gefecht in des Gegners Gewalt. Die letzte Eisenbahnverbindung mit dem übrigen Frankreich war unterbrochen. Nur hinter dem steilen Felsthale der Loue behauptete sich General Martineau, der zunächst mit der 2. Division seines Corps der Division d'Astughe gefolgt war, noch mit Mühe. Allein auch er meldete dem Oberbefehlshaber, daß die Entmuthigung, von der diese letzte Division das erste traurige Beispiel gegeben habe, sich wie eine ansteckende Krankheit überall und zwar mit reißender Geschwindigkeit verbreite. Sein Corps zähle noch 15,000 Combattanten*), aber er fürchte, wenn der Feind angreifen sollte, darunter kaum die nöthige Bedeckung für seine Artillerie zu finden. Von den verschiedensten Seiten kamen auch hier geradezu verzweifelte Meldungen, man önne weder auf die Truppen noch auf ihre Führer rechnen, welche die Soldaten völlig demoralisirt sähen und darum jede Berührung mit dem Feinde dem Verderben gleich erachteten. Der Versuch einer Abtheilung, sich auf dem rechten Doubsufer vorwärts Luft zu schaffen, scheiterte**) nach leichtem Gefecht bei Dannemarie ganz nahe vor den Thoren von Besançon an der Chaussee nach Dôle.

General Bourbaki verlor nunmehr über den Plan, die Armee nach der Loire hinzuzaubern, kein Wort mehr. Düstere Besorgnisse lasteten auf seiner Seele. Als er am 23. Januar von Roche nach Besançon hineinritt, bot sich ihm dort das Bild heillosen Wirrwarrs dar. Der Anblick der Truppen ließ keine Zweifel mehr,

*) Statt 30,000 Mann, die es bei Beginn der Operation gegen General von Werder ins Gefecht geführt.

**) Am 23. Januar.

wenn diese nach den vielen Nothschreien der Generale noch hätten herrschen können. Der Intendant Friant kam ihm mit der Meldung entgegen, daß in den Magazinen nur etwa für sieben Tage Unterhalt der Armee zu finden sei. Aus einer in solchem Augenblick übel angebrachten Vorsicht will er dabei drei Tage weniger genannt haben, wie es seine Ueberzeugung war. So schwand auch die Aussicht, unter den Mauern der Festung das Weitere abwarten zu können. Fünf Minuten nach Mitternacht sprach er dem Kriegsministerium seine Befürchtungen in einer Weise aus, welche seine Rathlosigkeit schon andeutete:

„Das 2. und 7. preußische Corps haben angefangen, meine Verbindungen mit Lyon zu durchbrechen. Sie überschreiten den Doubs und vielleicht die Loue. Obgleich ich mich so viel als möglich beeile, weiß ich noch nicht, ob ich diese Linien werde wiedererobern können. Nach den mir zugehenden Nachrichten werde ich morgen meinen Entschluß fassen. Es ist zum mindesten wunderbar, daß mir über den Marsch so bedeutender feindlicher Streitkräfte keinerlei Benachrichtigungen zu rechter Zeit zugegangen sind. Der Intendant Friant hat trotz seiner Versprechungen nicht die genügenden Lebensmittel-Vorräthe für die Armee zusammengebracht."

Der Kriegsdelegirte antwortete schon um 9 Uhr 40 Minuten früh*) im Tone der Verwunderung und Gereiztheit. Allerdings klang auch die Zumuthung, daß das Kriegsministerium in Bordeaux den Oberbefehlshaber über die Bewegungen des Feindes vor seiner Front aufklären solle, sonderbar genug. Kein preußischer General würde daran gedacht haben.

Freycinet wies auf sein Telegramm vom 21. Januar hin, worin er zur Eile gerathen. Dann fuhr er fort: „Ich begreife nicht, wie Sie noch heute und im Angesicht der bedeutsamen Thatsachen, die sich in Ihrer Nähe vollziehen, sich darauf beschränken können, mir zu sagen, daß Sie morgen einen Entschluß fassen wollen, je nachdem Ihre Nachrichten lauten werden. Ihr Entschluß müßte längst feststehen und selbst schon ausgeführt sein. Sie hätten

---

*) Am 24. Januar.

beträchtliche Streitkräfte auf Mouchard und Dôle entsenden sollen. Ich bin überzeugt, daß an diesen beiden Punkten nicht mehr denn 15,000 Feinde stehen. Folglich würden Sie dieselben mit zwei guten Divisionen haben delogiren und den Schienenweg von Besançon nach Lyon offen erhalten können, sie in jedem Falle aber ihre Verwüstungen grausam büßen lassen. Im Uebrigen kennen Sie ja meine Meinung über die Gesammtheit Ihrer Operationen. So sehr ich Ihre Haltung auf dem Schlachtfelde bewundere, so sehr beklage ich die Langsamkeit, mit welcher die Armee vor und nach den Kämpfen manövrirt hat. Das Land ist für die Preußen nicht anders geschaffen wie für Sie, und inzwischen sehe ich den Feind beständig, Sie an Geschwindigkeit überholen und neben Ihnen seine Unternehmung mit unglaublicher Schnelligkeit, Kühnheit und unglaublichem Glück durchführen."

„Nach meiner Meinung haben Sie heute nur Eines zu thun, das ist, augenblicklich und ohne eine Minute zu verlieren, Ihre Verbindungen wiederzuerobern, die Sie so bedauernswerther Weise verloren haben. Auch müssen Sie dem Falle von Dijon zuvorkommen, den die wiederholten Versuche des Feindes trotz allen Heldenmuths von Garibaldi herbeiführen könnten."

Bourbaki that, was in so trauriger Lage, wie es die seine schon war, meist zu geschehen pflegt, was aber immer unnütz ist. Er berief am 24. Januar nach Château Farine bei Besançon einen Kriegsrath. Die Generale Clinchant, Billot, Pallu de la Barrière und Cremer nahmen daran Theil. Zu General Martineau war der Chef des Generalstabes geritten, um seine Meinung einzuholen.

Unzweifelhaft wäre de Freycinet's Rath, sich mit zwei guten Divisionen nach dem Süden Bahn zu brechen, der beste gewesen, hätte das ganze Unglück dieser Armee nicht eben darin bestanden, daß sie bei ihrer großen Zahl keine einzige wirklich brauchbare Truppe besaß. Würde es doch sonst schon gelungen sein, an der Lisaine einen der angegriffenen Uebergänge zu öffnen und General von Werders Linien zu durchbrechen. Bourbaki legte die Depesche des Kriegsdelegirten den Versammelten vor und setzte dann seine persönliche Meinung, sowie seine Empfindungen auseinander.

Diese gingen vor allen Dingen dahin, sich um keinen Preis mit der Armee in Besançon eingeschlossen zu sehen. Noch standen die Tage von Metz in allzulebhafter Erinnerung bei ihm, um den leisesten Gedanken an diesen Ausweg, der bei dem Mangel an Lebensmitteln auch nur für kurze Zeit Rettung verhieß, aufkommen zu lassen. Er hielt nur zwei Mittel für möglich, sich aus der Bedrängniß zu reißen — den Marsch nach Auxonne und Chagny, um die Richtung nach Nevers wiederzugewinnen, aus der man gekommen, oder den weiteren Rückzug nach Pontarlier, von wo aus man über Gex vielleicht noch das Rhônethal erreichen konnte. Nur für die zweite aber glaubte er die Truppen noch fähig. Zugleich fürchtete er bei dem Vormarsch gegen Auxonne mit der Armee in den Flußwinkel zwischen Ognon, Doubs und Saône zu gerathen und sich dort aller Freiheit der Bewegung zu berauben. Auch dieses Unternehmen, meinte er, müsse zu einer Katastrophe führen, aus der man weder einen Mann noch eine Kanone retten würde.

General Clinchant, der zunächst sprach, theilte des Oberbefehlshabers Ansicht vollkommen. Auch er hielt den Rückzug über Salins oder Pontarlier allein für räthlich und sah im anderen Falle „un immense désastre“ voraus. Selbst Cremer, der sonst stets für die kühneren Entschlüsse gewesen, rieth, sich in den Jura zu werfen. Pallu de la Barrière sprach es aus, daß seine Truppen zwar noch im Stande seien zu fechten, schloß sich aber in Bezug auf das zu Unternehmende der Meinung der übrigen Heerführer an.

Allein General Billot, welcher zuletzt das Wort ergriff, schlug vor, der Forderung de Freycinet's nachzukommen und die Offensive zu ergreifen. Er fürchtete das Klima der schneebedeckten Gebirge und hoffte auch, die Armee in dem reichen Saônethal leichter zu verpflegen. Zum zweiten Male innerhalb acht Tagen äußerte er eine dem Oberbefehlshaber und den übrigen Generalen gerade entgegengesetzte Ansicht. Ein wenig befremdet gestattete General Bourbaki ihm, mit dem 18. Armeecorps nach Dôle vorzurücken. Sollte es ihm gelingen, den unteren Lauf des Doubs wieder in seine Gewalt zu bringen, so wolle er selbst sich anheischig machen, mit den übrigen Corps nach Auxonne zu marschiren.

Mit Recht soll General Billot darauf bestanden haben, daß die ganze Armee vereint den Angriff unternähme, nicht sein Corps vereinzelt.

„Auf daß es daran nicht liege,“ hat angeblich Bourbaki geantwortet, „will ich Ihnen augenblicklich das Commando über die ganze Armee übergeben, wenn Ihnen dieses nöthig scheint. Ich selbst werde das des 18. Corps nehmen und unter Ihren Befehlen marschiren.“

Billot verweigerte die Annahme mit dem Hinweis darauf, daß es ihm an dem zu so kühnem Vorgehen nöthigen Ansehen in der Armee und vor den Generalen fehlen werde. Nur ein Mann von dem großen militairischen Namen, wie dem Bourbaki's, könne dergleichen glücklich ausführen.

„Wenn dem so ist, würden Sie besser thun, Sich der Meinung der anderen Generale unterzuordnen. Was mich anbetrifft, so werde ich Ihren Plan nicht verfolgen. Thun Sie die Sache nicht, so bleibt sie ungethan,“ soll der Oberbefehlshaber erwidert haben*).

Man begann zum Schlusse die gefechtsfähigen Streitkräfte zu berechnen, wobei man freilich auf ein sehr trübseliges Resultat kam. General Billot wollte in seinem noch 25,000 Mann starken Corps nur etwa 16,000 Combattanten zählen, Clinchant in dem seinen von 22,000 deren 10,000. General Pallu stand für seine ganze Brigade ein. Wie es bei Martineau und Bressolles aussah, hatten die Ereignisse am oberen Doubs und bei Quingey bewiesen.

Nach zweimaliger Berathung wurde der Rückzug nach Pontarlier endgültig beschlossen. Daß dieser nur zum Uebertritt in die Schweiz führen könne, war leicht zu errathen. Auch der unglückliche General mag kaum mit Ernst darauf gerechnet haben, über Gex oder St. Claude zu entkommen. Statt sich nun aber wenigstens sogleich an die Ausführung des verhängnißvollen Entschlusses zu

*) Diese Darstellung gründet sich vornehmlich auf die Aussage des Oberstlieutenant Leperche, Bourbaki's Adjutanten, dem der General unmittelbar nach der Conferenz über deren Verlauf seine Mittheilungen gemacht hat. Nach Billots Angabe fand eine ähnliche Unterredung erst am 26. Januar beim Durchmarsche des 18. Corps durch Besançon statt. Möglicherweise ist zweimal über denselben Punkt gesprochen worden.

machen, zauderte er noch und trat mit dem Kriegsministerium in einen Depeschenwechsel, obwohl er dabei naturgemäß nur auf den hartnäckigsten Widerspruch rechnen durfte. Was konnte in solchen Augenblicken der unaufhörliche Meinungsaustausch, was das Streiten über Recht und Unrecht nützen, wo Alles zum schnellsten Handeln drängte. Allein es ist begreiflich, daß eine weiche Natur, wie die Bourbaki's, von der herben Art und Weise der zeitigen Gewalthaber nur in immer größere Besorgnisse, Zweifel und Unsicherheiten gestürzt wurde. Denn schon ahnte der General, daß ein de Freycinet nicht zögern werde, ihm das ganze nun hereinbrechende Unheil zuzuschieben, an dem er selbst sich völlig schuldlos wähnte.

Er meinte hauptsächlich, durch Garibaldi's Lässigkeit, durch den Mangel an rechtzeitigen Nachrichten von Dijon oder Bordeaux in so unabsehbare Verlegenheiten gerathen zu sein. Mit ihm hat auch die gesammte öffentliche Meinung Garibaldi als den Urheber seines Mißgeschickes bezeichnet und dem alten Freischaarenführer die voreilig angebotenen Dienste schlecht gelohnt. Die Schale des allgemeinen Zorns ergoß sich reichlich über ihn. Nimmt doch selbst der, der Commission des Parlaments erstattete, Bericht bei der Beurtheilung von Garibaldi's Thätigkeit die Gelegenheit wahr, die Vorzüge der Franzosen gegenüber jeder anderen Nation charakteristisch zu beleuchten. „Ausländer" ist dort gesagt, „treiben die Selbstverläugnung nicht so weit, daß sie ihre Existenz in einem Kampfe aufs Spiel setzen, in welchem ein Franzose, getrieben vom Gefühle der Großmuth, sich opfert, gilt es nur, einen bedrohten Landsmann zu retten."

Garibaldi hatte freilich nichts gethan, um den Vormarsch der deutschen Südarmee aufzuhalten, sondern die Entwickelung der Dinge in dem starken verschanzten Dijon abgewartet, das zu verlassen er sich wohl hütete. Allein es fragt sich, ob er irgend Erhebliches hätte thun können. Seine 20,000 schlecht bewaffneten Freiwilligen und Mobilgarden waren zur Verwendung in freiem Felde ganz ungeeignet und der Abmarsch eines größeren Theiles davon würde sicherlich auch den Fall der alten Burgunderhauptstadt herbeigeführt haben. Da er seine ganze Macht zusammenhielt, so gelang es ihm

am 21. und 23. Januar, die Angriffe der gegen ihn entsendeten Brigade *) abzuwehren. Am 24. früh, an demselben Tage, wo in Chateau Farine das Grabgeläut der Ostarmee erscholl, fand man bei der Vorstadt St. Martin vor Dijon unter preußischen Leichen eine Fahne vom 61. Regiment. Dieses Ereigniß erregte ungeheuren Jubel und gab Anlaß, die Gefechte, welche auf den Gang des Feldzuges keinerlei Einfluß übten, zu großen Siegen herauszustaffiren. Bisher hatte auch zwischen Garibaldi und dem Kriegsministerium ein Verkehrston obgewaltet, der nicht von Gereiztheit frei war. „Weniger Auseinandersetzungen, mehr Handlungen," rief de Freycinet bereits einmal dem italienischen Generalstabschef Bordone zu. Nun aber herrschte plötzlich das innigste Einverständniß. „Illustre Général! . . . . die französische Republik ist Ihnen dankbar für Dasjenige, was Sie für sie gethan haben. Sie haben Ihrer schon so ruhmreichen militairischen Geschichte eine schöne Seite mehr hinzugefügt." So drückte sich der Kriegsdelegirte aus. Crémieux fühlte sich, noch ehe das glückliche Gefecht vom 23. Nachmittags in Bordeaux bekannt geworden, schon gemüßigt, dem Sieger seine persönliche Hochachtung zu bezeugen. „Freund! lassen Sie auch mich Ihnen meine besonderen Glückwünsche und den Ausdruck meiner Freude übersenden. Ja, es lebe die Republik, so wohl vertheidigt durch den großen Soldaten, der in diesem Augenblicke die französische Fahne hoch hält, der neuen Ruhm so vielem Ruhme hinzufügt. Und den Soldaten Garibaldi's, die unbeweglich wie eine Mauer vor dem Feinde stehen, die sich über ihn stürzen, wie eine Woge, den Unseren, denen Sie Ihr Feuer mitgetheilt haben, Dank! Theurer Garibaldi, . . . fahren Sie fort zu siegen." An Gambetta berichtete de Freycinet: „Garibaldi ist entschieden unser erster General."

Für den Alten von Caprera waren diese Lobeserhebungen ein Grund mehr, auf seinen wohlfeilen Lorbeeren auszuruhen, während General Ketteler ihn beobachtete. Welch eine Bitterkeit aber müssen diese überschwänglichen Danksagungen im Herzen französischer Sol-

*) Dieselbe hatte nur fünf Bataillone zur Stelle.

daten und Heerführer erregt haben, die sich sofort mit Tadel und Verdächtigungen überhäuft sahen, sobald in unmöglichen Unternehmungen das Glück ihnen den Rücken kehrte.

Bourbaki vertraute noch am Abende nach der Zusammenkunft von Château Farine nicht weniger als drei längere Depeschen der Leitung nach Bordeaux an. Er theilte dem Kriegsministerium das Ergebniß des Kriegsraths mit, den Beschluß, nach Pontarlier zu marschiren. Der Rest sind Klagen über die Truppen und einzelne Führer. Nirgends sprach sich der Wunsch nach selbstständigem Handeln aus. „Wenn Ihnen mein Plan nicht gefällt, so weiß ich wahrhaftig nicht, was ich thun soll. Seien Sie sicher, daß es ein Martyrium ist, in diesem Augenblick den Oberbefehl zu führen." .... „Halten Sie einen meiner Corpscommandeure für geeigneter als mich, so zögern Sie nicht, mich zu ersetzen, sei es durch Billot, durch Clinchant oder Martineau. Rechnen Sie nicht auf die Truppen von Bressolles. Ich habe nie darauf gerechnet. La tâche est au-dessus de mes forces."

Die Bitte um Abberufung wurde gleich danach wiederholt. „Ich habe Ihnen heute Abend eine lange Depesche geschickt und erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld." .... „Falls nicht entgegengesetzte Befehle eintreffen, werde ich morgen meine Bewegung anfangen. Meine Gesundheit ist sehr angegriffen." Das dritte Telegramm folgte um Mitternacht. Alle drei aber kamen erst sehr verspätet gegen Mittag des nächsten Tages in de Freycinets Hände.

Dieser hatte inzwischen eifrig mit seinem Herren und Meister correspondirt. Vier bis fünf Depeschen gingen täglich an ihn nach Lille, nach Laval und anderen Orten ab; nicht alle erreichten ihn. Ohne Kenntniß über das, was sich soeben bei Besançon zugetragen, bewegten sich der Dictator und sein Delegirter noch mit Behagen in den alten Illusionen. Der „große Erfolg" Garibaldi's spielte auch darin eine Rolle, dann aber vornehmlich die Versetzung der Ostarmee nach Mittelfrankreich. Noch immer dachte der Delegirte

daran, Bourbaki mit dem 15., 18. und 20. Corps dorthin zurückzuversetzen. Das 24. und die Division Cremer sollten Garibaldi unterstellt und dieser „erste General der Republik" Oberbefehlshaber im Osten werden. „Ich glaube, daß eine solche Combination heute mit dem eifrigsten Beifall durch die öffentliche Meinung aufgenommen werden wird, welche von Garibaldi's Sieg einen tiefen Eindruck empfangen hat," fügte er seiner Mittheilung hinzu. „Ich bitte Sie also, wenn Sie zu diesem Zeitraum noch nicht zurück sind, mich zu ermächtigen, daß ich diese Maßregel treffe, der ich eine sehr große Wichtigkeit beimesse, und welche mir die einzige scheint, die unsere Kriegslage im Osten retten kann."

„Die Organisation jedes einzelnen Corps würde einfach dieselbe bleiben, wie sie es ist und nur die Führung Garibaldi's die von Bourbaki ersetzen. Nach dieser Anordnung mache ich mich anheischig, die Vogesen wiederzuerobern."

Gambetta's Einverständniß zu den abenteuerlichen Projecten ist also eingeholt worden. Der Delegirte sagt sogar an anderer Stelle, er glaube sich nicht berechtigt, ohne seine Weisungen irgend welche Vorschriften zu erlassen. Auch hier trägt also Freycinet nicht eine selbstständige Verantwortung. Zweifelsohne haben die Ereignisse im Westen viel dazu beigetragen, so hartnäckig an der schwer ausführbaren Idee festzuhalten. General de Chanzy war, eben im Begriff seine Rüstungen zu einem Zuge nach Paris zu vollenden, im Sarthegebiet von der an der Loire frei gewordenen Armee des Prinzen Friedrich Karl angegriffen und in den Tagen vom 6. bis 12. Januar vollständig geschlagen worden. Trotz mehr als doppelter Uebermacht, trotz großer Vortheile, welche das Terrain ihm bot, trotzdem — und dies ist das Wichtigste — er sich auf die Vertheidigung seiner starken Stellungen beschränken konnte, war auch seine Armee nahezu zertrümmert worden. Man fürchtete allgemein, daß seine Verfolger, während er hinter der Mayenne bei Laval an die Wiederherstellung seiner Streitkräfte ging, ihn von Neuem angreifen und gegen die Meeresküsten werfen würden. Das machte das Wiedererscheinen der Ostarmee an der Loire dringend erwünscht.

Und am 24. Januar gerade empfing Gambetta in Saint Malo

auch eine erste Depesche von Jules Favre, welche deutlich kund gab, daß jener das Ende für gekommen, einen glücklichen Ausgang nicht mehr für möglich hielt. „Der Himmel ist entschieden gegen uns, mein theurer Freund," so begann sie. „Paris würde sich bis in's Unendliche halten, wenn es Lebensmittel hätte; aber sie fehlen ihm, und gebrochenen Herzens stehen wir vor dieser schrecklichen äußersten Nothwendigkeit — dem Aufhören des Widerstandes." Diese Worte waren schon am 14. Januar geschrieben, zehn Tage seitdem verstrichen. Der Dictator und sein Delegirter sahen nun unzweifelhaft selbst ein, daß Bourbaki's Zug viel zu weit ausgeholt hatte, um auf die Belagerung von Paris noch zu rechter Stunde einzuwirken.

De Freycinet hörte darum nicht auf, dem Oberbefehlshaber Weisungen nach seinem Plane zu geben. „Er solle sich um jeden Preis aus seiner Lage ziehen und so schnell als möglich Nevers oder besser noch die Region Joigny, Tonnerre, Auxerre erreichen; es sei äußerst gefährlich, bei Besançon zu bleiben." Ein billiger Rath, den Bourbaki nicht mit Unrecht dahin beantwortet hat, es sei dasselbe, als ob man dem General Chanzy beföhle, nach Chartres zu marschiren. Nicht nur im Verkehr mit Gambetta, sondern auch in den Befehlen an den General begann die öffentliche Meinung eine große Rolle zu spielen. „Sie müssen den Augenblick und die Richtung Ihrer Bewegung bestimmen. Aber es ist erforderlich, daß dies bald geschehe. Diese Nothwendigkeit liegt nicht allein in den rein militairischen Rücksichten, sondern auch darin, das Land zu beruhigen, welches anfängt, um das Schicksal der Armee besorgt zu werden."

Vom Feinde, der schon alle Bewegungen der aufgelösten Heeresmassen gebieterisch dictirte, war gar keine Rede. General Bourbaki wurde darum durch diese unaufhörlichen Forderungen, welche seine Meldungen über den schon beschlossenen Rückzug kreuzten, nur noch mehr in Aufregung gesetzt. Sie riefen seine leidenschaftlichen Rechtfertigungsversuche hervor, welche die gegenseitige Verstimmung steigerten.

Endlich war seine Nachricht über den Kriegsrath von Château

Farine in den Händen des Kriegsdelegirten, der dadurch freilich aus all' seinen strategischen Himmeln gerissen werden mußte, der aber kein Recht hatte, die herbe Enttäuschung allein dem Verhalten der Armee beizumessen. Nicht minder groß war seine eigene Schuld. Gambetta's Hülfe wurde sogleich angerufen. „Die Lage im Osten ist sehr ernst, viel ernster, wie ich dachte.... Was hat Bourbaki aus seinem Commando gemacht, o ich finde nur zu sehr den Mann in ihm wieder, den ich argwöhnte, voll Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, aber ohne Energie, ohne Nachhaltigkeit, ohne Ueberzeugung außerhalb des Kampfes. Er bietet beinahe seine Entlassung an. Seine Armee dirigirt er nach Pontarlier, d. h. in die Schweiz. Er hat kein Vertrauen mehr in die Truppen; „il jette le manche après la cognée."

„Ich habe nicht die genügende Autorität, um solche Schwierigkeiten zu lösen. Ich bitte Sie, mir Instructionen zu ertheilen."

Wenige Stunden darauf erhielt Bourbaki die Antwort auf die drei Depeschen vom Abend zuvor. „Ich bin aus den Wolken gefallen," beginnen die Auslassungen des Kriegsdelegirten, die durch sein Buch im Wortlaut bekannt geworden sind*). Noch an demselben Nachmittage**) folgte die nachdrücklichere Wiederholung. „Je mehr ich über Ihren Plan, nach Pontarlier zu marschiren, nachdenke, desto weniger verstehe ich ihn***)."

Bourbaki's Gedanken, seine Anschauung von der Lage der Armee waren immer düsterer geworden. Auch der 25. Januar verstrich, ohne daß etwas Anderes geschah, als das alte Hin und Her. Cremer wurde mit drei Divisionen abgesandt, um Salins zu sichern. Die Ereignisse beim Corps Bressolles sind bekannt. Unaufhaltsam strömte die Armee der Grenze zu; in Pontarlier allein schien Rettung zu winken. Nun stellte Freycinet's erste Depesche vor des Oberbefehlshabers angstvollen Blick das Bild einer Capitulation oder der Entwaffnung auf neutralem Gebiet. „O, ich wußte es wohl, daß ich mich dem aussetzte, in der Schweiz internirt zu werden,

---

*) De Freycinet. La guerre en Province, Seite 264.

**) 25. Januar.

***) De Freycinet Seite 266.

aber ich ziehe dies dem vor, Mannschaften und Material in Feindes Hand fallen zu lassen." Im Geiste sah er seine lange ehrenvolle Laufbahn am Ende schon mit Schmach bedeckt, seine Hingebung, seinen guten Willen nicht anerkannt; den Glauben an einen Verrath in den argwöhnischen Massen entstehen. „Wenn Sie den Feind nicht auf seinen rückwärtigen Verbindungslinien angreifen lassen, so betrachte ich mich für verloren," wendete er sich mit einer letzten Bitte um Hülfe noch in der Nacht zum 26. Januar an den Kriegsminister.

An diesem Tage wohnte er thränenden Auges, doch voll Ergebenheit und mit der großen persönlichen Ausdauer, welche ihm in äußeren Dingen eigen war, dem Durchzuge des 18. Corps durch Besançon bei. Er sah, wie die müden, muthlosen Soldaten sich zwischen den Wagen hindurchwanden, die alle Straßen stopften, sah, wie sie nur mit den ungeheuersten Anstrengungen die spiegelglatten Bergwege hinter der Stadt erstiegen, wie die Pferde im Geschirr umkamen und die Mannschaften kraftlos niedersanken. Alle diese Eindrücke, welche das Elend der Armee hervorriefen, hatten seine Seele erweicht. Vollkommen unschlüssig, ob er mit diesen Truppen, wie er am Tage zuvor Bressolles geschrieben, gegen Beaume les Dames vorstoßen, oder gleichfalls nach Pontarlier ziehen sollte, ritt er Abends heim. Seine Rathlosigkeit und Aufregung hatte den Gipfel erreicht. Er schloß sich in sein Zimmer ein und machte den Selbstmordversuch, der glücklicherweise mißlang.

Zu derselben Stunde etwa, da dies geschah, hatte der nach Bordeaux von Freycinet stürmisch zurückgerufene Dictator das Absetzungsdecret unterzeichnet, das den Verwundeten nicht mehr erreichte.

General Clinchant erhielt den Oberbefehl. Gambetta selbst wendete sich an seine Festigkeit, an seine Hingebung, um das beste Theil zu ergreifen, das für die Armee noch möglich war.

Auch er aber konnte deren Schicksal nicht mehr ändern.

General von Werders Corps hatte sich längs des Ognon an die Südarmee bei Besançon herangezogen, diese sich inzwischen am unteren Doubs völlig versammelt. Am 26. drangen ihre Colonnen

schon nach Salins und Arbois vor. General Cremers Divisionen, welche ebendorthin sollten, schlugen sich blos auf die Nachricht hin, daß Salins bereits stark vom Feinde besetzt sei, ostwärts in's Gebirge, nicht bedenkend, daß die beiden dort gelegenen Forts die Wiedereroberung zum mindesten sehr erleichtert hätten. Erst als dies geschehen, nahmen die Preußen am Nachmittage die Stadt unter leichtem Gefecht in Besitz, die Forts widerstanden.

Jetzt war kein Halten mehr. Zwar folgten nordwärts vom oberen Doubs her nur schwache deutsche Kräfte*), aber auch dort hatte ein Ausbrechen bei dem Zustande der Truppen keine Aussicht auf Erfolg.

Auch die letzte Hoffnung, von Pontarlier aus hart an der Grenze entlang über Mouthe zu entkommen, schwand, als Les Planches am 29. Januar von der Colonne des äußersten rechten Flügels der Südarmee erreicht wurde.

Von allen Seiten drängten die Heersäulen der verfolgenden deutschen Armee gegen Pontarlier heran. Sie erbeuteten in den Gefechten von Sombacourt, Chaffois, von Frasne und Vaux Tausende an Gefangenen und eine erhebliche Anzahl von Geschützen und Feldzeichen.

Im bunten Durcheinander wälzte sich die geschlagene Armee in den Paß von La Cluse hinein. Trotz des Mangels, welcher in ihren Reihen herrschte, sperrten wiederum zahllose Verpflegungsfuhren die schneebedeckten Straßen.

Auch der Waffenstillstand rettete die Armee nicht; denn er bedang für sie und die ihr gegenüberstehenden deutschen Streitkräfte eine Ausnahme. So mußte sie denn nach den letzten Versuchen bei Pontarlier und namentlich bei La Cluse eine Gegenwehr zu leisten die Schweizergrenze überschreiten. Am 1. und in der Nacht zum 2. Februar betraten die letzten noch geschlossenen französischen Truppen den neutralen Boden; Trümmer folgten noch am 3. Februar.

Nur General Cremer, der mit zwei Chasseurregimentern und

---

*) Die Reserve-Division Schmeling, von welcher indessen einige Theile zu Entsendungen verwendet waren.

einem Theile seiner Division nach St. Laurent vorausgesendet worden war, wandte dem allgemeinen Verderben den Rücken und zog nach Süden ab.

Auch Garibaldi's Herrlichkeit ging schnell zu Ende. Schon vom Doubs aus hatte General von Manteuffel stärkere Kräfte unter General Hann von Weyhern gegen ihn entsendet, und er beeilte sich, Dijon zu räumen. Am 1. Februar rückten die Deutschen, ohne Widerstand zu finden, in die Stadt ein. Eben fuhr der letzte französische Eisenbahnzug nach Lyon davon. Patrouillen beschossen ihn noch, konnten ihn aber nicht mehr aufhalten.

V. Das Ende des Krieges. Gambetta und der Waffenstillstand.

Mit dem Untergange der Ostarmee scheiterte Frankreichs letzte große Anstrengung. Während Bourbaki an der Lisaine stand, war auch auf allen übrigen Kriegsschauplätzen gekämpft worden.

Im Norden hatte General Faidherbe den Versuch gemacht, die an der Somme stehende deutsche Armee östlich zu umfassen und über St. Quentin gegen Paris vorzudringen. Aber seine Bewegung ward von den Gegnern rechtzeitig erkannt, welche sich sofort westlich und südlich St. Quentin concentrirten, ihn angriffen und in der entscheidenden Schlacht von St. Quentin am 19. Januar vollständig schlugen.

Wie es de Chanzy erging, als er im Begriff gewesen, von Le Mans gegen Paris aufzubrechen, ist erwähnt worden. Seine Niederlage in den Tagen vom 6. bis 12. Januar war vollständig. Jetzt stand er noch bei Laval hinter der Mayenne und rüstete eifrig.

In Mittelfrankreich hatte das 25. Armeecorps unter General Pourcet von Vierzon aus sich gleichfalls rührig gezeigt. Bekanntlich sollte dieses Corps, um Bourbaki zu retten, in der Richtung gegen Auxerre und Joigny vordringen, aber die traurige Entwicklung der Dinge bei der Ostarmee hielt es zurück. Nur eine Division unter General Bruat kam bis Nevers. Mit einer anderen Division seines Corps wendete sich General Pourcet persönlich gegen das, Blois an der Loire gegenüberliegende, Vienne, von wo er den deut-

schen Posten vertrieb. Die an der oberen Loire und im Nièvre-Departement unter General de Pointe de Gévigny stehenden Truppen unternahmen kleinere Expeditionen gegen die deutschen Etappen und die Eisenbahn von Joigny nach Nuits sous Ravières. Sie zerstörten unter Anderen die Brücke von La Roche. Eine stärkere Gruppe, von General du Temple commandirt, schloß bei Gien eine dort stehende hessische Abtheilung ein; doch brach sich diese unter glücklichem Gefecht Loire abwärts Bahn.

Am 19. Januar war auch der letzte große Ausfall der Pariser gegen Versailles erfolgt. Alle Truppen, welche noch kämpfen wollten, suchten am Fuße des Mont Valérien die deutschen Linien zu durchbrechen. Doch vergeblich! Nach verlustreichen Kämpfen kehrten die Ausfallcolonnen Abends unverrichteter Sache zurück.

Lag auch für diese verschiedenen Bewegungen der französischen Heere kein bestimmter einheitlicher Plan zu Grunde, so waren doch fast gleichzeitig die gesammten Streitkräfte des Landes noch einmal für die Entscheidung eingesetzt worden. Die allgemeine Niederlage hätte daher einem weniger starken Charakter die letzte Hoffnung auf einen Erfolg des ferneren Widerstands genommen.

Gambetta aber wich auch jetzt noch nicht. Selbst in dieser Stunde zeigte er sich keinen Augenblick schwankend. Sofort eilte er nach Laval und von dort nach Lille, um die Nordarmee und die Bevölkerung der Nordprovinzen durch die Macht seines persönlichen Einflusses wieder aufzurichten, den ferneren Widerstand anzufachen. Den General Faidherbe fand er ungebeugt, nicht so einen Theil der Bevölkerung. In einer feierlichen Versammlung suchte er die Herzen für die Sache des Vaterlandes und der Republik wieder zu erwärmen.

„Keine Schwachheit, o meine theuren Mitbürger! Wenn wir nicht verzweifeln, werden wir Frankreich retten. Machen wir unser Herz und unsere Stirn von Erz, und das Land wird durch sich selbst gerettet sein, die Befreierin-Republik begründet."

Für de Chanzy's Armee hatte er Erstaunliches in wenig Tagen gethan. Durch das 19. Armeecorps und zahlreiche Mobilgarden der Bretagne verstärkt, zählte dieselbe schon am 27. Januar nicht we-

niger als 150,000 Mann Infanterie, 6000 Reiter und 54 Batterien. Starke Truppenmassen formirten sich noch in der Bretagne, um in kürzester Frist jene Ziffern bis auf 235,000 Mann zu erhöhen. Am 28. Januar gab Chanzy seine ersten Befehle zum Wiederbeginn der Operationen. Für das Kriegstheater im Osten wurden alle zu Lyon und anderen Punkten des Saône- und Rhônethals noch irgend vorhandenen Truppen verfügbar gemacht. Die fieberhafte Rührigkeit des Kriegsministeriums erreichte ihren Höhepunkt.

In demselben Moment aber — am 26. Januar — begannen auch die ersten Friedensgerüchte umzulaufen. Englische Zeitungen brachten die bezüglichen Nachrichten*). Das Journal de Genève verkündete bereits den Abschluß der Capitulation. Der Präfect von Marseille, Herr Gent, hielt es deshalb für geboten, in Bordeaux anzufragen. „Nous n'y croyons pas; arrêtez toujours; vous serez toujours informé le premier," bekam er zur Antwort.

Am 27. Januar aber richtete Gambetta an Jules Favre ein langes Schreiben, welches mittelst Taubenpost befördert wurde. Den Präfecten, oder doch einem Theile von ihnen, wurde eine Abschrift davon zugefertigt**). Mit Bitterkeit tadelte der Dictator das Verhalten der Pariser Regierung und des Generals Trochu insbesondere, den er einen „discoureur infatigable et militaire irrésolu" benennt. Er forderte noch eine große und entscheidende Schlacht, nachdem energische Generale an die Spitze der Truppen gestellt worden wären. Erst, wenn auch diese Entscheidung eine unglückliche sein sollte, dürfe man an die Uebergabe denken. Das Recht der Verhandlungen mit dem Feinde aber beanspruchte er für sich selbst: „Was wollen Sie in Versailles thun? Capituliren als Gouvernement? Sie können es nicht, weder thatsächlich noch rechtlich. Thatsächlich nicht, weil Sie, seit vier Monaten in Paris blokirt, als Vertreter der Stadt ausschließlich nur für diese Festsetzungen zu machen vermögen. Paris ist es ja allein, das darnieder geworfen wurde, nicht Frankreich, und jede Einmischung auf anderem Boden

*) Seit dem 23. Januar verhandelte bekanntlich Jules Favre schon in Versailles.

**) Mit einigen Aenderungen.

würde Sie dahin bringen, dem Feinde Vortheile zu bewilligen, welche er fern ist, erobert zu haben."

„Rechtlich können Sie nicht über den Titel des Gouvernements verfügen, ohne zugleich dieses aufzuheben, wie es nach der Capitulation des Mannes von Sédan geschah" . . . . . . „Alles, was Sie außerhalb der eigenen Interessen von Paris ohne unsere Einwilligung oder unsere Ratification vollziehen würden, müßte Null und nichtig sein."

Weiter heißt es: „Uns, der Delegation des centralen Gouvernements, die wir mit dem Augenblick der Capitulation das Gouvernement selbst geworden sind, ist unser Weg auf das Klarste vorgezeichnet: Den Krieg fortzusetzen bis zur Befreiung und die sicherste und regelmäßigste der Methoden anzuwenden, um ihn zu unterhalten."

„Das muß unser Streben sein."

Dann bespricht Gambetta in ausführlicher Darlegung die innere Politik. Zum Schluß folgt ein kurzer Ueberblick über die militärische Lage, welcher das Gesammtbild enthüllt, das er sich vom augenblicklichen Stand der Dinge und von derjenigen Zukunft machte, auf welcher seine Hoffnungen beruhten.

„Im Norden gleicht General Faidherbe, dessen Energie und Patriotismus über alles Lob erhaben ist, seine Verluste aus und stellt seine Truppen wieder her, während er im Uebrigen die Plätze des Nordwestens deckt. Er wird vor dem 1. Februar nicht viel versuchen können."

„Dem General Chanzy, dessen Lage ein wenig freier geworden ist, habe ich die edlen Worte zukommen lassen, welche Sie mich beauftragten, ihm zu übermitteln. Sie werden die schönste Belohnung für den unbeugsamsten und vertrauensvollsten unserer militairischen Führer sein. Er hat Verstärkungen erhalten und er wird, wie ich hoffe, bald aus seinen Rückzugsbewegungen heraustreten können."

„Die Linien der Loire und des Cher sind gegenwärtig der Schauplatz einer dem 25. Corps anvertrauten Operation, welche dem General Chanzy eine schnellere Offensive gestatten wird."

„Mit den aus Lyon gezogenen Kräften besetzen wir einen Theil des Auxerrois und des Avellonnais von Neuem."

„Garibaldi hat vor Dijon in einer Schlacht, welche drei Tage dauerte und die den Preußen 10,000 Mann außer Gefecht setzte*), einen wirklichen Sieg erfochten. Zum ersten Male ist eine feindliche Fahne in unseren Händen geblieben."

„Unglücklicherweise ist die Ostarmee in einer kritischen Lage. In der Folge dieses glorreichen Marsches, den fünf Tage und fünf Erfolge bezeichnen, ist Bourbaki vor Héricourt gescheitert. Von der Zahl überwältigt**), hat er sich zum Rückzuge gezwungen gesehen. Diese zurückweichende Bewegung hat seinen Geist aufs Tiefste beunruhigt, seine Gedanken sind irre geworden, sich beinahe eingeschlossen sehend, hat er sich einen tödtlichen***) Pistolenschuß versetzt. Einen Tag vor diesem schmerzlichen Ereignisse verlangte er in seinem Commando ersetzt zu werden und bezeichnete den General Clinchant als seinen Nachfolger. Dieser hat soeben das Commando jener Armee übernommen und sucht sie vor den umfassenden Bewegungen des Feindes und aus der schlechten Situation zu retten, in welcher sie sich befindet."

„So ist das Gemälde ein düsteres, und das Glück ist uns sehr entgegen."

„Indessen man darf sich nicht bis zum Kleinmuthe gehen lassen; denn, *mehr denn je habe ich die Ueberzeugung, daß die Verlängerung des Kampfes uns das Glück zurückbringen und die Eindringlinge erschöpfen muß.* Wüßten sie, daß es nöthig sein wird, jede Scholle französischer Erde mit deutschem Blute zu begießen, um sie zu erobern und zu behaupten, so würden sie die Unmöglichkeit fühlen, sich auf den Kampf und die Vernichtung Frankreichs zu versetzen."

„Geben wir ihnen, kraft der Beständigkeit im Unglück und der Thätigkeit in der Organisation unserer Streitkräfte, die Ueber-

---

*) Die Brigade Kettler verlor etwa 650 Mann.

**) Seine Armee war bekanntlich dreifach so stark, wie die des General von Werder.

***) Bekanntlich war die Wunde nicht lebensgefährlich.

zeugung, daß wir in der Politik des Krieges bis aufs Messer unbeugsam bleiben und wir werden schon einen großen Sieg über sie errungen haben."

„Wir werden sie zu einer Occupation zwingen, welche für sie ebenso zerstörend sein muß, wie für uns. Wir stellen die Integrität Frankreichs nicht blos, und bei der ersten Gelegenheit eines Conflictes oder einer Unruhe in Europa werden wir nothgedrungen die Verbündeten Derjenigen sein, die sich an den deutschen Prätensionen zu rächen haben."

Thatsächlich blieb dies Schreiben ohne Wirkung; denn in dem Augenblicke, in welchem es geschrieben wurde, waren in Versailles die Verhandlungen schon so weit gediehen, daß eine Waffenruhe seit der letzten Mitternacht bestand. Erst am 2. Februar kam es in die Hände Jules Favre's. Alles war vorüber, der Waffenstillstand am 28. Januar geschlossen. Dennoch haben diese Zeilen ein hohes Interesse. Sie sind gleichsam das militairische Testament des Dictators. Deutlich spricht dieses aus, daß er alles Heil nur im Ausharren bis auf den letzten Mann, in der zähen Vertheidigung bis auf den letzten Fuß breit Landes erblickte. Mit voller Klarheit erkannte er die Größe seiner Niederlagen trotz aller Illusionen über den Werth der einzelnen Waffenthaten. „Das Gemälde ist düster, das Glück ist uns sehr entgegen". Offener konnte er das Verständniß für die Verhältnisse im Großen nicht kund geben. Dennoch zagte er nicht, sondern hielt fest an der einmal gefaßten Zuversicht, die er bis dahin halb Frankreich einzuhauchen gewußt.

Nun sollte eine National-Versammlung über Krieg oder Frieden entscheiden. Seine Dictatur und seine Feldherrn-Laufbahn sind damit zu Ende. Noch versuchte er in feurigen Ansprachen, das Volk und somit auch die zu erwählenden Abgeordneten für den Krieg zu stimmen. Er forderte die Franzosen auf, Frankreichs Integrität um jeden Preis zu wahren. „An Stelle einer reactionären und feigen Kammer, von welcher der Fremde träumt, lasset uns eine wahrhaft nationale republikanische Versammlung einsetzen, welche den Frieden will, sobald der Frieden die Ehre, den Rang

und die Unverletzlichkeit unseres Landes sicher stellt, die aber auch fähig, den Krieg zu wollen, und zu allem Anderen lieber bereit ist, als zur Hülfe bei dem Meuchelmorde Frankreichs."

„Franzosen, denken wir an unsere Väter, welche uns ein untheilbares Frankreich übergeben haben. Veräußern wir nicht unsere traditionelle Herrschaft in die Hände der Barbaren. Wer würde denn unterzeichnen!"

„Nicht Ihr, Legitimisten, welche Ihr so muthvoll unter den republikanischen Fahnen kämpfet, um den Boden des alten Königreichs von Frankreich zu vertheidigen — nicht Ihr, Söhne der Bürger von 89, deren größtes Werk es war, die alten Provinzen unauflöslich zu vereinigen."

„Nicht Ihr seid es, Arbeiter der Städte ...., nicht Ihr, Arbeiter und Eigenthümer vom Lande ......"

„Nein, es wird sich kein Franzose finden, um einen so schändlichen Vertrag zu unterzeichnen .... Zu den Waffen, zu den Waffen! Es lebe Frankreich, es lebe die einige und untheilbare Republik."

Sodann erließ er bekanntlich jenes Dekret für die Wahlen des 8. Februar, welches alle Männer ohne Ansehen der Person für unwählbar erklärte, die auch nur jemals die geringste Verbindung mit dem Regime Napoleons III. gehabt hatten. Selbst jeder Name war verfehmt, der zur Zeit des zweiten Kaiserreichs auf irgend einer amtlichen Candidatenliste gestanden hatte. Nur Republikaner vom reinsten Wasser sollten über die Zukunft Frankreichs entscheiden. Jeden Zweifel, jeden Widerstand seiner Untergebenen drückte er energisch nieder.

Die Pariser Regierung entsandte erst Jules Simon, dann, als dieser nichts auszurichten vermochte, Emanuel Arago, Garnier-Pagès und Eugen Pelletan nach Bordeaux. Diese letzten brachten die amtliche Nichtigerklärung von Gambetta's Wahlerlaß mit.

War es nun das Gespenst eines durch seinen Starrsinn heraufbeschworenen Bürgerkrieges, das ihn schreckte, war es die geheime Empfindung, daß er zu weit gegangen, oder fühlte er seine Herrschaft über die Gemüther schwinden — der bisher unbeugsame

Mann gab nach. Er erklärte die Männer von Paris nicht für Verräther am Vaterlande, wie drei Monate zuvor den unglücklichen Feldherrn von Metz, sondern erkannte ihre höhere Autorität an.

Am 6. Februar Nachmittags 3 Uhr erschien sein letztes Rundschreiben an die Präfecten. „Mein Gewissen macht es mir zur Pflicht, auf meine Functionen als Mitglied einer Regierung zu verzichten, mit der ich weder mehr in den Ideen noch in der Hoffnung eine Gemeinschaft fühle. Ich habe die Ehre, Sie in Kenntniß zu setzen, daß ich am heutigen Tage meine Entlassung nehme.“

Dann dankte er ihnen, empfahl ihnen, die Wahlen vom 8. Februar auszuführen und fürder zu thun, was sie für Recht hielten.

Léon Gambetta trat ins Privatleben zurück, — wie Viele meinten, ein Meteor, das nach kurzem Leuchten für ewig in dunkler Nacht verschwinden werde. Zwei Tage darauf folgte ihm der Kriegsdelegirte de Freycinet, von dem eine solche Voraussetzung eher zutreffen mag.

VI. Gambetta's Bedeutung als Kriegsminister und Feldherr.

Es ist wahrlich nicht leicht, über einen Mann zu urtheilen, der mit seinem Leben und Wirken noch nicht abgeschlossen hat. Léon Gambetta ist jetzt 38 Jahre alt. Er steht also noch mitten in seiner Entwicklungsfähigkeit. Es ist möglich, daß er uns in einer zweiten geschichtlichen Krisis als ein Anderer — Größerer entgegentritt; denn die Erfahrung, die er jetzt gemacht, kann ihn reifen, eine Prüfung ihn die Krone der Vollendung erreichen lassen.

Das hier über ihn Gesagte mag leicht durch seine Zukunft widerlegt oder doch geändert werden. Je nachdem diese Zukunft ausfällt, wird die Welt auch über das Stück Vergangenheit denken, welches jetzt schon hinter ihm liegt. Wer möchte läugnen, daß wir z. B. die Jugendgeschichte Friedrich des Großen jetzt mit anderen Augen sehen, als wenn ihr der siebenjährige Krieg nicht gefolgt wäre. Die ersten Ausschreitungen erscheinen immer als die nothwendige Kraftäußerung großer Anlagen eines Menschen, wenn dieser später Zeit gewinnt, eine bedeutende Individualität zu entwickeln. Auch die ersten mißglückten und zweifellos mit Recht mißglückten Versuche großer Dichter gelten gemeinhin für die Funken eines göttlichen Genius, wenn es ihnen hinterdrein nur gelingt, unsterbliche Meisterwerke zu schaffen.

So wird das zukünftige Schicksal unseres Urtheils über Gambetta unstreitig ganz von dem seinigen abhängen. Doch sei es auf

die Gefahr hin, dereinst als falscher Prophet zu gelten, immerhin gewagt, sich über diese geschichtliche Erscheinung, die für uns so hohes Interesse haben muß, unumwunden auszusprechen. Die Fülle der Erlebnisse und Handlungen, welche schon in Gambetta's bisherigem Leben liegt, ist reich genug, um Jedermann in den Stand zu setzen, sich ein eigenes Urtheil über ihn zu bilden, und Niemand wird durch diese Zeilen, wenn sie das Rechte nicht treffen, irregeleitet werden können. —

Zunächst muß in Anschlag gebracht werden, daß Gambetta auf dem Gebiete, welches er im October 1870 betrat, vollkommen Neuling war. Der jugendliche Advokat, der Mann der Rednertribüne, kam urplötzlich in einen Wirkungskreis, für den man sonst langjährige Erfahrungen unerläßlich hält. Das Chaos, das er vorfand, enthielt brauchbare Elemente, aber noch Niemand hatte dasselbe zu ordnen oder nur zu übersehen vermocht. Weite Kreise des Volkes sehnten sich heimlich nach dem Frieden. Politische Parteien standen sich schroff gegenüber. Im Schooße der Regierung von Tours selbst herrschte Verstimmung und Uneinigkeit; in den Provinzen war diese Regierung ohne hinreichendes Ansehn. Gerade von der Seite, von welcher Gambetta die Unterstützung am nothwendigsten brauchte, von den Koryphäen des alten Kriegsministeriums, wurde er mit dem größten Mißtrauen empfangen. So war ihm Alles entgegen.

In dem Augenblicke, in welchem er in Tours ankam, stand er ganz auf sich selbst angewiesen da. Sein Kopf und seine Hand blieben seine einzigen Gehülfen.

Jetzt sollte aller Hader vor der einen großen Aufgabe schweigen — der Befreiung des Vaterlandes. Das zu erreichen war nicht leicht. Und dennoch hatte er in kurzer Zeit die Parteien geeinigt, das Kriegsfeuer im ganzen Lande wieder angefacht, die Energie aller lauen Elemente belegt, der Regierung Kraft verliehen und ihr Achtung verschafft. Er beruhigte die Mißvergnügten und endete den Streit der Parteien. Dies Alles aber vollendete er ohne außergewöhnliche oder gar harte Mittel. In gewissem Sinne hatte er in seiner Vertheidigungsrede vom 7. September 1871 ein Recht zu sagen:

„Ich verachte die Anwendung der Gewalt und ich habe mich niemals, noch werde ich mich je in Rebellion gegen die legale Ordnung meines Landes setzen.“

Dann stellte er, der nur die Rechte und die Politik studiert, für die Heeresorganisation, den Krieg und die Kriegführung neue Gedanken auf. Er wollte den nationalen Kampf nicht mehr durch das Heer, sondern durch das bürgerliche Element führen. Das ganze Volk sollte sein Heer werden. Auf die Mitwirkung der erfahrenen Kräfte mußte er dabei verzichten, als er empfand, daß sie ihm wohl äußerlich gehorchen, in ihrer Seele ihm aber heimlich widerstreben würden. Nur wenige Männer unterstützten ihn aufrichtig; denn fast Niemand glaubte an die Möglichkeit des Gelingens. Von diesen Wenigen aber war wieder die Mehrzahl niemals Soldat gewesen. Trotzdem gelang ihm, was er wollte. Das große Heer, das er aufstellte, bewaffnete, bekleidete und organisirte, ist ein beredtes Denkmal seines Geistes. Mit dieser Riesenarbeit wurde er in kürzerer Frist fertig, als jemals ein Organisator.

Zugeben muß man, daß er auch für die Kriegführung mit Scharfblick in großen Zügen das Richtige traf. Er erkannte die Achillesferse seiner Gegner, die numerische Schwäche, die Schwierigkeit, ihre Verluste zu ersetzen und den Krieg in dem an Mitteln weit reicheren Feindeslande auf lange Dauer fortzuführen. Darauf hin suchte er auch in zweckmäßiger Art die Ausbildung und Kampfweise der Armee zu beeinflussen. Er beförderte die Zähigkeit und Ausdauer, er drang auf Sorgfalt in dem inneren kleinen Dienste der Armee, diesem ersten Erziehungsmittel des altpreußischen Heeres. Er strebte danach, die gebildeten Elemente des Volkes, gleichgültig, welches früher ihre Parteistellung gewesen war, in das Offiziercorps zu ziehen. Er that viel, um die locker zusammengefügten Truppenmassen durch eine starke und gute Artillerie zu stützen, dem zahlreichen aber wenig brauchbaren Fußvolke durch eine vorzügliche Schußwaffe Bedeutung zu verleihen. Darin und in vielem Anderen, was er für die Armee gethan, oder was er sie gelehrt hat, liegen treffliche Gedanken.

Mit einem Worte, er war groß als Kriegsminister.

Man hat ihn in Frankreich spottweise den „Carnot der Niederlage" genannt — mag der unglückliche Ausgang seiner Thätigkeit dem immerhin einen Schein von Recht geben, ein Carnot ist er gewesen. Seine Heere würden unzweifelhaft gesiegt haben, hätten sie ihren Bonaparte gefunden und die Generale der Coalitionen gegen sich gehabt.

Ja auch der Vorwurf, daß diese Ergebnisse nur mit einem ganz unverhältnißmäßigen Aufwande von Geldmitteln erreicht worden wären, ist ein ungerechter. Die Neigung der Franzosen, sich selbst zu ironisiren, machte aus dem „gouvernement de la défense nationale" schon zu Zeiten des Krieges ein: „gouvernement de la dépense nationale", allein diese Erfindung kann nur das Verdienst eines sinnreichen Wortspiels beanspruchen, nichts weiter. Die Finanzverwaltung der Regierung von Tours und Bordeaux war eine recht geschickte, und, zieht man die Umstände in Betracht, keineswegs verschwenderisch*). Mit einem Aufwande von etwa 200,000 Millionen Thalern sind in den vier Monaten, die der Kampf der Republik gedauert, 600,000 Mann ausgerüstet, bewaffnet, unterhalten und mit einem ungeheuren Artillerie-Material versehen worden. Die Lager und Befestigungen nahmen gleichfalls einen bedeutenden Procentsatz dieser Summe in Anspruch. Ferner muß man billig ein Viertel davon abrechnen, welches durch den Antheil der Provinzen am Friedensbudget und durch den Werth der zu Schluß des Krieges verfügbaren Vorräthe aller Art aufgewogen wird.

Daß Gambetta's persönliche Ehre hin und wieder angegriffen oder doch angezweifelt worden ist, verdient gleichfalls keine Beachtung. Er theilte darin nur das Loos aller gefallenen Größen. Ueber den gestürzten Riesen klettern die Zwerge jedesmal muthig hinweg, hämmern auf ihn los und zerren an ihm, weil sie solange nicht über seine Schuhsohlen hinaufreichten. Wer dieses Mannes Natur nur in großen Zügen erfaßt hat, wird sich sagen, daß er nicht danach geartet war, aus dem Schiffbruch seines Vaterlandes einen Sack voll Gold zu retten.

---

*) Siehe: de Freycinet la guerre en province und Actes du gouvernement de la défense nationale.

Fürwahr, es fehlte nicht viel, um aus dem jugendlichen Dictator Frankreichs eine historische Erscheinung ersten Ranges zu machen — nicht viel, aber doch etwas.

Um einen Zoll hätte er größer sein müssen, als er die Rolle des Dictators, des Retters von Frankreich übernahm. Gerade dieser letzte Zoll aber ist der wichtige, der das Genie von der Masse der Menschen unterscheidet.

Gambetta hätte sich auf das Amt des Kriegsministers beschränken sollen. Aber in dem Wahne, Alles zu können, trachtete er auch nach dem Lorbeer des Feldherrn, und hier beginnen alle seine Fehler. Es mangelte ihm die Mäßigung, die weise Selbstbeschränkung des wahrhaft klugen Mannes, der sich niemals auf Bahnen begeben wird, welche er nicht beherrscht.

Es ist leicht Armeen zu leiten, wenn den Gedankenflug kein materielles Hinderniß beengt, wenn sich dem Stifte, der die Siegeszüge zeichnet, kein Feind entgegenstellt. Aber es ist die schwerste Aufgabe, welche dem menschlichen Genius gestellt werden kann, sobald der Leitende inmitten aller der unabsehbaren Hindernisse steht, welche Menschen, Dinge, elementare Gewalten jeglicher Art ihm bereiten. Soldaten lieben ihr Leben wie andere Erdgeborene, sie wollen essen und trinken und werden müde. Generale scheuen die Verantwortung, wie alle Leute, die nicht über den Wandel irdischer Größe erhaben sind, oder diese gebührend verachten. Schnee und Regen, schlechte Wege halten auch die besten Truppen auf.

Das Alles übersah Gambetta oft genug. Er dachte sich die Aufgabe des Feldherrn zu leicht, und meinte, sie lösen zu können durch seinen Ehrgeiz und seinen Thatendrang, durch seinen glühenden Patriotismus. Aber das Alles reicht nicht hin. Sie erfordert vielmehr eine Vereinigung der höchsten menschlichen Eigenschaften: „Wissen, Charakterstärke und Seelengröße."

Eines vermag den Mangel an Geistesgaben zu ersetzen, es ist der Adel der Gesinnung. Wie mancher König und Kaiser steht mit Recht in der Geschichte groß da, weil er es verstand, sich den Genius eines gewaltigen Ministers dienstbar zu machen, weil er ihm

zu vertrauen wußte und er den Muth besaß, ihm durch alle Wechsel des Glücks hindurch dieselbe Gesinnung zu wahren.

Gambetta gewöhnte sich bald daran, außerhalb der eigenen Seele nichts als Laschheit und Muthlosigkeit, in sich selbst jedoch die Summe aller Gaben zu sehn, die den Sterblichen zum Höchsten befähigen. Hätte er den Feldherrn gefunden, dessen Frankreich bedurfte, dessen Thatkraft und Einsicht Schritt zu halten vermochte mit der eigenen ehrgeizigen Phantasie, kaum würde er sich zu jenem rückhaltlosen Vertrauen emporgeschwungen haben, welches nothwendig ist, wenn Großes geleistet werden soll.

Freilich ließ er im Allgemeinen de Chanzy und Faidherbe die wünschenswerthe Freiheit, aber der erste war bei all seinen bedeutenden Eigenschaften doch fügsam. Er ließ es geschehen, daß Gambetta über seinen besten Vorschlag, die Vereinigung aller Heere zu einer concentrischen Operation gegen Paris, zur Tagesordnung überging. Und bei des Zweiten Thun und Lassen war, wie wir gesehen, der Dictator mit seinen eigenen Plänen von Hause aus nicht so im Spiele, wie bei der Loire- oder Ostarmee. Dessen Verhalten gegen d'Aurelle und Bourbaki zeigt die Kehrseite. Freilich reichten diese Generale, wie wir gesehen, bei weitem nicht an ihre Aufgabe hinan. Frankreich bedurfte damals ausschließlich der Männer von ganzen Maßregeln. Aber ließ er sie am Platze, da sie ihm widerstrebten, mußte er ihnen auch die Freiheit gewähren, nach ihren Eingebungen zu handeln. Nicht minder sind seine Verdächtigungen Trochu's gegen Jules Favre tadelnswerth. „Sie haben die erste Regel der revolutionairen Tradition mißverstanden, die da befiehlt, die Heerführer, welche es auch immer seien, der politischen und bürgerlichen Obrigkeit unterzuordnen," schrieb er diesem ehemaligen Freunde und Gesinnungsgenossen.

Eine solche Denkungsart war nicht dazu angethan, den Einfluß und die Wirksamkeit eines fähigen Generals gedeihen zu lassen, der vielleicht der Erretter der Republik hätte werden können. Nur ein Soldat, wie einst der erste Consul, der kleine Corporal, würde bei diesen Strömungen siegreich geblieben sein. Aber mit ihm wäre auch der Dictator sammt seiner Größe verschwunden. Diesem

persönlich hätte also ein solcher Mann nicht helfen können. Gambetta's Natur schloß zu seinem Unheil eine derartige Ergänzung durch eine andere aus.

Allein auch seine Feldherrnthätigkeit zeigt, in großen Zügen angesehen, vieles Anerkennenswerthe. Der Grundgedanke der Operation, ihre erste Anlage und Einleitung verrathen nicht allein die wohlbekannte Kühnheit, sondern selbst strategischen Scharfblick. Dieser zeigt sich in den Versuchen, die erste Loirearmee über Montargis gegen Fontainebleau in Bewegung zu bringen, nicht minder in der überraschenden Wendung nach der zweiten Niederlage von Orléans, wo aus der einen Loirearme zwei neue entstanden.

Doch in den Momenten der Entscheidung, gerade in den Augenblicken, wo die großartigen von ihm geschaffenen Mittel zum letzten Schlage gebraucht werden sollten, tritt die Schwäche in Gambetta's Charakter hervor. Den ersten Schritt vom Wege that er jedesmal durch die phantastischen unwahren Uebertreibungen. Damit wurde dem Erfolge die Grundbedingung entzogen; denn ohne die Wahrheit wird auch im Kriege nichts geleistet. Mag die Täuschung immerhin für einige Zeit Vortheile bringen, so rächt sie sich doch jedesmal in herber Weise, denn Niemand hat ihre Folgen in der Gewalt. Gambetta ließ es sich nicht genügen an seinen wirklichen Erfolgen, obwohl sie groß genug waren, ihm die Bewunderung seines Landes einzutragen. Er vergrößerte sie durch Erdichtung von Zahlen und von Siegen, aber er trieb sich selbst damit in die Enge. Er allein war es, der sich die Freiheit des Entschlusses benahm. Da er seiner Armee in den Augen des Volkes zu ihrer Stärke noch Hunderttausend hinzugesetzt, da er aus einem glücklichen Einleitungsgefecht eine große siegreiche Entscheidungsschlacht gemacht hatte, mußte er vorwärts. Ist man so weit gekommen, so führt jeder zögernde Schritt zum Verderben.

Und dennoch begann gerade nach der Schlacht von Coulmiers das Schwanken. Bald folgte die Unaufrichtigkeit und zuletzt der Eigenwille, der zu der Niederlage von Beaune la Rolande führte.

Die Doppelsinnigkeit in Gambetta's Benehmen während der Tage von Orléans verrieth schon deutlich die Unsicherheit und Ge-

reiztheit, welche in eigenen Fehlern ihren Grund hat, sie aber in fremden sucht. Der Dictator fühlte das nahende Unglück, doch er griff nicht ein, sondern ließ die Dinge unter Protest gehen, wie sie wollten. Die Unvollkommenheit, der Zwiespalt seines Charakters ließ ihn abwarten, bis die Niederlage über die Armee hereinbrach, um dann zu sagen: „ich war es, der Recht hatte.“ Und nun verbarg er hinter dem feindseligen Auftreten gegen den unglücklichen General den eigenen Antheil an der Schuld. Das ist der Punkt, wo sich der Heros von dem begabten Abenteurer scheidet, bei dem das Wollen immer noch größer ist, wie das Können. Er selbst gesteht die wunderbare Halbheit zu, die sich hier offenbart: „niemals sind den Generalen andere Befehle gegeben worden, als diejenigen, welche zuvor mit ihnen berathen waren, als Ausführungsbefehle.“ Man berieth aber nur zum Schein, während Jedermann schon im Voraus wußte, was befohlen werden sollte. Der Kriegsrath sollte die Verantwortung auf den General wälzen, der Befehl setzte den Willen der Regierung durch.

Erst nach der Niederlage, die vor dem Lande seine Meinung sowohl wie seine Feindseligkeit gegen die Armeebefehlshaber scheinbar rechtfertigte, erst jetzt, wo wieder ein Chaos von Trümmern vor ihm lag, wie damals, als er nach seiner Luftfahrt in Tours ankam, entfaltete sich seine ungeheure Energie abermals. Er allein hielt bei der allgemeinen Entmuthigung den Glauben an den Sieg aufrecht. Er allein ermahnte zum ferneren Widerstande, während Alles auf dem Punkte stand, die Waffen niederzulegen. Aus den Schaaren, die sich aufzulösen begannen, formirte er neue Heere, er führte ihnen Verstärkungen zu und versuchte es durch eine kühn gedachte Aenderung seiner Pläne, den Umschwung in den Gang des Feldzuges zu bringen. Aus dem auflösenden Rückzuge, welchen der größere Theil der Loirearmee nach den Kämpfen von Orléans begonnen hatte, wollte er die schnelle und weitaussehende Offensive gegen Paris machen. Wenn er das richtige Werkzeug hierzu besessen hätte, so wäre dieser Gedanke ein wahrhaft großer gewesen. Nur weil er sich zugleich über seine Mittel täuschte, die Kräfte und die Männer überschätzte, ward der Entwurf zu einem neuen Ver-

hängniß. Als er die Täuschung erkannte, griff er auch nicht mit starker Hand ein; er eilte nicht selbst zur Armee, stellte nicht einen andern General an ihre Spitze, der fähig und willens gewesen wäre, so Großes zu unternehmen. Die Verhandlungen mit Bourbaki, die Chicanen und Aufreizungen, welche diesen General wider seinen Willen in offensive Bahnen drängen sollten, glichen aufs Haar demjenigen, was d'Aurelle vor der Schlacht von Orléans erfahren hatte. Auch hier folgte, wenn gleich keine Niederlage in der Schlacht, so doch der Ruin der Armee durch zwecklose Hin- und Hermärsche. Hier und bei Orléans vernichtete Gambetta in gewisser Weise mit eigener Hand sein großes Werk.

Nach diesen Tagen der Misère erhob sich die Seele des Dictators nochmals zu dem Entwurfe des Ostfeldzuges gegen General von Werder, einem Entwurfe, der in letzter Stunde alle Niederlagen Frankreichs rächen und sein Heer auf deutschen Boden versetzen sollte. Soviel Bestechendes ein solcher Gedankengang auch haben mag, so ist dies doch das einzige Mal, daß der gesammte Plan von Hause aus verfehlt war. Freilich hat man das selbst in Deutschland vielfach übersehen und sich ernstlich bedroht geglaubt. Stimmten Wollen und Können schon bei den früheren Feldzügen der Republik nicht überein, so standen sie diesmal ganz außer allem Verhältniß. Die Ostarmee war ihrer inneren Natur nach zu dem Unternehmen, in welches man sie hineinstürzte, ganz ungeeignet. Und dann ersah man auch ein Gelände für ihre Bewegungen aus, das die Operationen des großen Krieges verbietet, wo eine schwerfällige Armee fast ohne Zuthun des Feindes zu Stehen kommen muß, im Winter wenigstens, wenn Schnee und Eis die schmalen Bergwege bedeckt.

Fürwahr, General von Werder's Corps konnte durch die große Ueberlegenheit an Zahl wohl auf's Ernsteste bedroht werden, das deutsche Vaterland nimmermehr. Hätte Bourbaki die Linien seiner tapferen Gegner an der Lisaine auch durchbrochen; er wäre nicht weiter gekommen, als bis Belfort und würde dort sein Besançon gefunden haben.

Auch auf die Belagerung von Paris, sowie auf Prinz Friedrich

Karl's siegreiches Heer, konnte durch eine Waffenentscheidung im fernen Osten nicht ernstlich eingewirkt werden. Dazu rollten die Ereignisse bei Offensiv-Unternehmungen solcher Truppen viel zu langsam. Die Zeitberechnung erwies sich als ganz irrthümlich; sie war es schon bei Veranschlagung der Eisenbahntransporte gewesen, von deren Verlauf so Vieles abhing.

So gestaltete sich denn auch dieser hoffnungsvoll begonnene Zug nur zu einem allgemeinen „desastre", das um so größer wurde, als der materielle Aufwand für das Unternehmen auch hier wieder bewundernswerth gewesen war.

Wie bei den Operationen der ersten Loirearmee waren auch dieses Mal kleine anfängliche Erfolge zu entscheidenden Siegen aufgebauscht worden. Als dann unmittelbar darauf die Niederlage bei Héricourt erfolgte, konnten weder der Dictator noch sein Delegirter dem gänzlich unvorbereiteten Lande dieselbe eingestehen. So täuschten sie sich denn auch selbst über den Ernst der Lage hinweg, bis endlich eine Täuschung nicht mehr möglich war.

Gambetta's Haltung zeigt den Wechsel zwischen genialem Aufschwunge und dem Zurückschrecken vor den äußersten Consequenzen, welche nothwendig waren, um sein Werk zu krönen. Neben aller Festigkeit verräth der gewaltige Mann plötzlich auch eine gewisse Weichheit, sodann das Mißtrauen und den Mangel an edler Selbstverläugnung, welche um der Sache willen mit eigener Gefahr schwächere Gemüther hebt und stützt, ihnen die Lorbeeren gern überläßt und mit dem Bewußtsein gethaner Pflicht zufrieden ist. Diese Tugenden, die aus gediegener Geistes- und Herzensbildung sprossen und die der Verkehr mit klugen uneigennützigen Menschen am ehesten zeitigt, legte Léon Gambetta nicht in dem Maße an den Tag, als es der Geschichtsschreiber wünscht, der sich gern für große Männer begeistert.

Sein Element ist die Opposition gegen die Gewalt der Personen oder der Verhältnisse. Er verstand es, wie nur wenige vor ihm, das Volk in der Tiefe zu erregen und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Für die dauernde Beherrschung fehlte ihm die erhabene Ruhe, welche denjenigen Männern eigen sein muß, die sich

zum Herrschen geboren glauben. Dem Helden steht es nur an, mit Würde und Gelassenheit widrige Umstände zu ertragen, oder den gordischen Knoten mit scharfem Schwerte zu durchhauen.

Auch das Ende von Gambetta's Laufbahn verräth in der zwölften Stunde den Mangel an der äußersten Energie. Der Dictator hatte den Schwerpunkt der nationalen Wehrkraft aus der Armee in das bürgerliche Element, den des Widerstandes von Paris zu den Provinzen hinüber verlegt. Er hatte den Krieg bis auf's Messer und die Unbesiegbarkeit der Republik proklamirt.

Ja, wie wir gesehen, hielt er auch, als der Fall von Paris nicht mehr zweifelhaft war, als selbst seine Genossen vom 4. September verzagten, noch die Hoffnung aufrecht. Auch jetzt blieb er seiner Ueberzeugung vom glücklichen Ausgange des „guerre à outrance“ getreu.

Wenn er dennoch von seinem Platze wich, als die Pariser Regierung den Frieden für ganz Frankreich schloß, erklärte er selbst dasjenige für einen Irrthum, was er bisher vertreten und erstrebt hatte. Wer mag das Recht seiner Behauptung bestreiten, daß eine kriegsgefangene Regierung, wie die Pariser es war, nicht für die vom Feinde noch frei gebliebenen Provinzen hätte verhandeln dürfen. War er aber davon überzeugt, so forderte es die Folgerichtigkeit, um jeden Preis den Kampf aufrecht zu erhalten, nicht, sich grollend und mit einem Proteste zurückzuziehen. Inconsequent hatte er gehandelt, als er die noch unfertigen Heere Hals über Kopf in den Kampf für die Rettung von Paris stürzte, trotzdem er eben erst den Satz aufgestellt hatte, daß Paris nicht Frankreich sei. Noch inconsequenter aber war es, den Kampf, freilich gegen seine bessere Ueberzeugung, für beendet zu erklären, als Paris fiel; denn so bedeutete es dennoch wieder Frankreich, und die leidenschaftlich bekämpfte Centralisation, welche sein Cabinet in militairischen Dingen freilich schon längst nachgeahmt hatte, erhielt eine neue Weihe. Die Genugthuung, erklären zu können, daß er die Gewalt verachte, ist Gambetta freilich geblieben, weil er nicht weiter ging, sondern sich fügte, als seine Genossen den Frieden wollten. Allein sie hat im Munde des Mannes wenig Werth, der unaufhörlich den Krieg

predigte, der sich aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze des Landes stellte und ihm die Fortsetzung des Kampfes befahl, der die Generale, die er nicht fürchten durfte, ein- und absetzte, der die hohen Verwaltungsposten ohne Weiteres an seine Partei vergab, der die Generalräthe auflöste und zu guterletzt der halben Nation durch sein Decret das Wahlrecht entziehen wollte.

Niemand vermag zu wissen, ob Frankreich, wenn es den Krieg nach dem Falle von Paris fortsetzte, schließlich billigere oder ehrenvollere Bedingungen erkämpft hätte. Aber den Franzosen muß man das Recht lassen, an diese Möglichkeit zu glauben, und dieser Glaube konnte den Krieg legalisiren. Fehlte dieser Glaube, hegte der Dictator trotz aller seiner Versicherungen schon zuvor den Gedanken, sich zu fügen, noch ehe die letzten Kräfte erschöpft waren, dann war es ein Unrecht, sich nicht zwei Monate früher mit dem übermächtigen Feinde zu einigen, der damals noch geringere Forderungen stellte. Wer da stehen blieb, wo Gambetta seine Laufbahn schloß, der hatte entweder zu wenig oder zu viel gethan. — —

Er sagte in seiner Abdankungsurkunde, daß sein Gewissen ihm das Weichen zur Pflicht gemacht, und noch kennen wir die innere Geschichte des 6. Februar nicht genau genug, um über den letzten Schritt des Dictators endgültig zu urtheilen. Sicherlich war sein Gewissen bei der Aussicht auf die Möglichkeit des Bürgerkrieges in höchster Bewegung. Aber er hätte sich von Anbeginn klar sein müssen, daß es so kommen werde. Jeder Ehrgeizige, der es aus eigener Machtvollkommenheit unternimmt, die Geschicke seines Volks zu lenken, wird einmal vor eine solche entscheidende Frage gestellt, bei deren Lösung er gezwungen wird, alle Brücken hinter sich abzuwerfen. Hätte er sich mit diesem Gedanken bei Zeiten vertraut gemacht, so würde er, als der Augenblick kam, vor dem wohlbegründeten Staatsstreich nicht zurückgeschreckt sein; er durfte ihn nicht scheuen. —

Die Geschichte seiner Dictatur läßt uns in Gambetta für jetzt mehr einen Cola di Rienzi, als einen Washington erkennen und auch sein eigenes Volk hat ihm die Palme nicht gereicht. Es nannte während des Krieges „ce Gambetta“ meist mit einem Anflug

von Groll und Nichtachtung. Nur wenige schätzten ihn, wie er es doch immer verdiente.

Auf deutscher Seite hat er von jeher eine gerechtere Beurtheilung erfahren, und wahrlich steht es uns, die wir zur Partei der Sieger gehören, nicht an, ihn zu schmähen. Billig wollen wir seine großen Seiten anerkennen. Diese sind unläugbar, auch wenn er in der Ganzheit seines Wesens nicht vollkommen war.

Was er that, ist vor ihm nur Wenigen gelungen, es wird auch nach ihm nur von Wenigen erreicht werden. Wo er hier klein genannt werden mußte, galt es nur relativ, wenn man ihn mit dem Maße mißt, das er selbst an sich legte, als er so Ungeheures begann. Wer die Welt auf seine Schultern nehmen will, der sehe zu, daß er auch die Stärke des Atlas besitze, sonst schilt die Menge ihn einen Schwächling.

Die Masse der Sterblichen überragte Gambetta um mehr denn Hauptеslänge.

Ob er in einem künftigen Kriege auf demselben Gebiete eine ebenso wichtige oder noch bedeutsamere Rolle spielen wird, wie in dem letzten, ist trotzdem eine schwer zu entscheidende Frage.

Möglich ist das sehr wohl, wahrscheinlich aber ist es nicht.

Seine kriegerische Größe von 1870 sproßte auf dem Boden ganz außergewöhnlicher Verhältnisse, ohne welchen seine Erfolge nicht denkbar sind. Sie hingen mit den politischen Bewegungen, welche die letzten Zeiten des zweiten Kaiserreichs und dessen Sturz begleiteten, so eng zusammen, daß man sie davon nicht trennen kann. Der Haß gegen dies Kaiserreich steigerte seine Thatkraft, der allgemeine Wirrwarr, der dem Umsturz folgte, reizte seinen Ehrgeiz, seine Energie. Das Unglück des Vaterlandes forderte seinen Patriotismus heraus. Tritt er künftig in geordnete Verhältnisse ein, welche statt der Rücksichtslosigkeit die Rücksichten erfordern, so wird er vielleicht mehr stören, als fördern. Derselbe Mann, der im letzten Feldzuge aus dem Chaos Heere schuf, könnte sehr wohl im nächsten Kriege durch Ungeduld und überspannte Forderungen das gut organisirte Heer in chaotische Zustände schleudern, Frankreichs Kräfte lähmen statt zu wecken.

Voraussichtlich wird Gambetta nicht zum zweiten Male als Kriegsminister und Feldherr der Republik erscheinen, sondern eher als ihr *politisches* Oberhaupt, oder als die leitende Spitze eines allmächtigen Ministeriums. —

Schließt aber seine öffentliche Thätigkeit mit seiner jetzigen Vergangenheit ab, so wird er sich darüber insofern nicht zu beklagen haben, als die Geschichtsschreibung der Zukunft ihn jedenfalls noch günstiger beurtheilt, wie es hier geschehen.

Sie wird ihn vom entfernteren Standpunkte aus einsamer inmitten seines Volkes und seiner Zeit erblicken und dies seine Größe hervorheben, während die einzelnen Schlagschatten und Makel der Erscheinung fortfallen. Schon heute läßt sich übersehen, daß sie ihm zwei *unsterbliche* Verdienste nachrühmen muß. Das erste ist, daß er Frankreich unmittelbar nach dem tiefsten Falle das Bewußtsein der Kraft wiedergegeben hat. Das zweite besteht darin, daß er mit dem gewaltsamen Aufraffen seines Volkes für ein ideales Ziel die sittliche Wiedererhebung anbahnte, welche sich in Frankreich zu dieser Stunde nicht mehr verkennen läßt. —

Sollte — was ein Gott verhüten möge — unser deutsches Vaterland dereinst eine Niederlage erleben, wie Frankreich bei Sédan, so wünschte ich *wohl*, daß ihm ein Mann erstünde, der es wüßte, den Widerstand, wie ihn Gambetta *wollte*, bis auf's Aeußerste zu entzünden, — und der es darin auch zu erhalten vermöchte. Möge es unser Erbtheil der alten Römer sein, nie einen Frieden zu schließen, es sei denn ein glücklicher.

Für den Augenblick hat es für uns am meisten *praktische* Wichtigkeit, daß der Dictator uns über wichtige Dinge die Augen geöffnet, denen sie noch bei Beginn des Loirefeldzuges verschlossen waren. In der Einleitung dieses Buches ist gesagt, daß er uns Kräfte hat erkennen lassen, die wir vor dem Kriege gar nicht ahnten. Wer die Geschichte der hier geschilderten Kämpfe verfolgt hat, wird dies bestätigen müssen.

Es sei nur an ein paar Glaubenssätze vergangener Jahrzehnte erinnert, welche bis zu dem Kriege Niemand anzuzweifeln gewagt hat. Der eine hieß: „für den Franzosen ist der Ausfall der ersten Schlacht entscheidend, verliert er sie, so ist der Krieg vorüber.“ Alles traute man diesem Volke eher zu, als die Zähigkeit das Ausharren im unglücklichen Kampfe.

Ein anderer besagte: „Paris müsse capituliren, wenn man ihm nur acht Tage hindurch die Zufuhr an frischer Morgenmilch abschnitte!“ Galt es nicht ferner für unzweifelhaft, daß bei unseren Culturzuständen Kriege von längerer Dauer als zwei oder drei Monaten unmöglich seien? Man hat diese Sätze oft genug für unfehlbar erklärt. Ihr Geschick beweist, mit welchem Unrecht es geschah. Andere Irrthümer haben sich zu unseren Gunsten geklärt.

Zu lernen giebt es sicherlich viel aus dieser Epoche.

VII. Stehendes Heer und Miliz.

---

1. Die Erfahrungen früherer Kriege.

Seit der Deputirte Charrier bei dem Streit über ein Rekrutirungsgesetz für das stehende Heer im französischen Nationalconvent von 1791 ausrief:

> „Was ist denn eigentlich die Armee? Sie ist Frankreich in Waffen. Alle französischen Bürger gehören zur Armee, warum dieselbe also rekrutiren? Sobald der Ruf ertönt, werden sich alle Patrioten von selbst bewaffnen,“ —

hat der Gedanke, daß im Augenblick der Gefahr der Bürger allein den Staat vertheidigen solle, jederzeit begeisterte Anhänger gefunden. In unseren Tagen noch stellte Serbien der türkischen Streitmacht ausschließlich Milizen gegenüber.

Der Krieg während Gambetta's Dictatur giebt für einen Vergleich, der ganz allgemein schon oft gestellt worden ist, den interessantesten speciellen Anhalt. Aber bei der Wichtigkeit dieser Zeitfrage, welche in constitutionellen Staaten von derjenigen Partei immer wieder wird angeregt werden, welche Ersparnisse im Staatshaushalte für werthvoller hält, als alle anderen Interessen, darf es wohl vergönnt sein, auf ältere Geschichtsepochen zurückzugreifen.

In vorderster Linie treten dabei die Erfahrungen aus den Kriegen der ersten französischen Republik und die des nordamerikanischen Befreiungskampfes an uns heran.

In seiner Kammerrede vom 16. Februar 1874*) sagte Feldmarschall Moltke: „Frankreich hat es zweimal mit der Miliz versucht. Nach der Revolution war begreiflich das Erste, daß man die verhaßte Armee auflöste: die Nation selbst sollte die junge Freiheit schützen, der Patriotismus sollte die Disciplin, das élan und die Massen sollten die kriegerische Bildung ersetzen. Es schwebt noch immer ein gewisser Nimbus um die Volontairs von 1791, aber es giebt auch eine unparteiische Geschichte derselben, geschrieben von einem Franzosen nach den Akten des französischen Kriegsministeriums. Ich widerstehe der Versuchung, Ihnen sehr pikante Citate vorzuführen, ich müßte das ganze Buch citiren, auf jedem Blatte finden Sie, wie nutzlos, wie kostspielig und welche Geißel für das eigene Land diese Formationen gewesen sind. Erst nach dreijährigen bitteren Erfahrungen hat man sich überwunden, nicht mehr die Armee unter die Volontairs, sondern die Volontairs unter die Armee einzustellen. Als dann ein Mann wie der erste Consul und andere ausgezeichnete Generäle sich an die Spitze setzten, da haben freilich diese Volontaire ganz Europa siegreich durchzogen, aber sie waren eben Soldaten geworden."

„Die citirte kleine Schrift, aus welcher so nützliche Erfahrungen geschöpft werden konnten, ist erschienen im März 1870 und sechs Monate später sehen wir Frankreich genau zu denselben Mitteln greifen, freilich in seiner äußersten Bedrängniß."

Dieser Hinweis erregte damals große Sensation. Trotzdem wird jenes von dem Feldmarschall bezeichnete Buch durchaus nicht allgemein bekannt geworden sein, obschon Karl Braun es in's Deutsche übersetzt hat. Wer die Gewohnheiten unserer Zeit kennt, wird diesen Zweifel nicht unbegründet halten. Einiges aus jenem Buche: (Camille Rousset, die Freiwilligen von 1791—94) sei daher hier angeführt. Es schildert uns das Seitenstück zu Gambetta's Heeresorganisationen.

Die ersten Freiwilligen der alten Republik wurden im Juni 1791 aufgerufen. Die Zeit dazu war eine außerordentlich günstige. Die

*) Bei der Berathung über das Militairgesetz.

politische Bewegung hatte eben das ganze Volk durch und durch gerüttelt. Alle Gemüther waren für den Gedanken empfänglich, daß die Bürger selbst und nicht mehr geworbene Soldaten die Freiheit und das Vaterland vertheidigen sollten. Das Waffentragen für die nationale Sache wurde für eines der vorzüglichsten Bürgerrechte erklärt. Wer, meinte man, könne da zu Hause bleiben; wo es doch galt die „Miethlinge der Tyrannei“ niederzuwerfen. Allgemeine Begeisterung begrüßte den Aufruf der Freiwilligen; die Listen bedeckten sich mit zahllosen Unterschriften.

Die Poesie und die poetisirende Geschichte haben daran die Fortsetzung geknüpft. Sie haben jene Freiwilligen, deren Namen auf dem Papier standen, auch thatsächlich schaarenweise herbeiströmen und jene berühmten Vierecke formiren lassen, welche durch die Macht des Massenstoßes bald das ersetzten, was ihnen an Uebung und Mannöverfähigkeit fehlte. Statt des künstelnden Feuergefechtes der alten Lineartaktik ward das Bajonnett „l'arme terrible de l'armée française“ das Werkzeug zum Siege, mit dem die Soldaten der Freiheit unwiderstehlich in die steifen zerbrechlichen Linien der Söldnerheere Oesterreichs und Preußens einbrachen. Schlecht bewaffnet, schlecht bekleidet, überschwemmten sie dennoch die reichen Nachbarländer, rüsteten sich dort auf Kosten ihrer Feinde aus und zogen siegreich weiter.

Doch diesem Phantasiegebilde gegenüber, das noch heute Jedermann aus der Schule geläufig ist, zeigt die Wirklichkeit ganz eigenthümliche Schattenseiten.

Die constituirende Nationalversammlung verlangte im Juni 1791 thatsächlich nicht alle waffenfähigen Männer für das Feld, sondern nur von je zwanzig Nationalgardisten einen Freiwilligen. Und diese Freiwilligen dienten durchaus nicht allein um der Ehre willen, sondern sie empfingen den verhältnißmäßig hohen Lohn von fünfzehn Sous pro Tag. Ein Theil der Freiwilligenbataillone organisirte sich schnell und gut mit Hilfe des Materials, welches die aufgelösten Provinzialtruppen boten; „während in der Mehrzahl der übrigen Bataillone Eitelkeit, Intrigue, Großmaulig-

keit und revolutionäre Expectorationen die Offizier- rc. Wahlen fälschten, resp. nicht zu Stande kommen ließen*)."

Eine Anzahl der Bataillone aber rückte zur Armee ab. Man hoffte, die Verhältnisse würden sich bei allen bessern. Die Berichte, welche über die jungen Truppen einliefen, waren noch immer nach Kräften rosig gefärbt. Wer hätte es auch so leicht gewagt, die Legionen der Freiheit die echten Kinder der Republik, die für alles Gute und Edle begeisterten Bürger Frankreichs anzuklagen.

Erst ganz allmälig begann man die Augen zu öffnen und wer noch charakterfest genug war, sich selbst die Täuschung einzugestehen, der sah, daß trotz aller patriotischen Declamationen, trotz des vielgerühmten antik-republikanischen Geistes man keine Armee geschaffen, wohl aber das Land mit zuchtlosen Horden überschwemmt hatte. Die ersten Klagen kamen von den Bürgern derjenigen Städte, welche von den Freiwilligen-Bataillonen berührt wurden. Im October 1791 berichtet General Lamorlière schon über die Freiwilligen eines Bataillons: „Diese Hallunken haben bereits ihren Chefs, welche sie zum Exerciren antreten lassen wollten, in der frechsten Weise den Gehorsam aufgekündigt. In allen Fällen bitten die Bürger auf das Dringendste, daß man diese Truppen, deren schlechte Aufführung beunruhigend ist, anderweitig dislocire."

Camille Rousset führt viele der von jetzt ab einlaufenden Klagen an. „Einem günstigen Urtheil über die Aufführung der in den rheinischen Departements dislocirten Freiwilligen stehen sicherlich zehn andere im entgegengesetzten Sinne gegenüber." Die Calamität wurde bald allgemein und damit auch der Wunsch rege, die Freiwilligen in die Linie einzustellen, oder sie wenigstens für diese engagiren zu dürfen — ein Wunsch, der zunächst als unpatriotisch und dem republikanischen Geiste entgegen verketzert wurde, den aber schließlich alle einsichtsvolleren Männer theilten, welche sich näher mit den Verhältnissen der Armee beschäftigen mußten. Im Januar 1792 sprach sich bereits der Kriegsminister de Narbonne vor der legislativen Versammlung in gleichem Sinne aus. Allein

---

*) Camille Rousset.

so vorsichtig er sich auch äußerte, begegnete es ihm dennoch, daß der Deputirte Albitte ausrief: „Die Propositionen des Kriegsministers sind perfide.“ Jean Debry schlug vor, die Armee unter die Nationalgarden zu stecken. Wurde dieser Vorschlag nun auch noch nicht acceptirt, so entzogen die Freiwilligen-Bataillone doch immer der Armee die Rekruten. Niemand ließ sich für die Linie mehr werben, sondern zog den Eintritt in ein Freiwilligen-Bataillon vor, in dem ein ungebundenes Leben bei hinreichender Besoldung die allerbesten Aussichten bot. Auch diese Bataillone aber waren durchaus nicht vollzählig.

Zwar hatte die Debatte über das Rekrutirungsgesetz für die Linie, der an ihrer vollen Stärke schon 51,000 Mann fehlten, den lebhaftesten Widerspruch hören lassen, wie auch Charriers schon angeführten Einwurf. Allein trotz aller Declamationen, trotz der Begeisterung, mit welcher die Errichtung der Nationalgarde einst begrüßt worden war, trotz aller Erregung der Leidenschaften und des im ganzen Lande geschürten Kriegsfeuers waren, als im April 1792 der erwartete Kampf ausbrach, von den dekretirten 169 Bataillonen erst 100 wirklich aufgestellt. Man hatte nicht einmal den geringen Procentsatz zusammengebracht, den die Nationalversammlung von den waffenfähigen Männern ursprünglich verlangte. Gleichsam um diese moralische Niederlage der Republik zu verdecken, dekretirte die Versammlung abermals erst 31, dann nochmals 14 neue Bataillone. Zugleich erhöhte sie die Kopfstärke. — Alles aber nur auf dem Papier.

Der Krieg wurde inzwischen unter den unglücklichsten Auspicien eröffnet. In Flandern bei der Nordarmee liefen zwei der ausrückenden Colonnen auseinander, als sie gegen den Feind marschiren sollten. Die eine ermordete ihren General. Bei der Rheinarmee stand es nicht besser. Von dorther schrieb in jener Zeit der General-Adjutant Vieusseux am 15. Mai 1792 aus dem Lager von Neukirch Folgendes an einen Freund: ‚Die Vorgänge in Flandern sind so überaus traurig und lassen uns einen tiefen Blick in die Feigheit dieser patriotisch begeisterten Massen thun. Mir will das Herz fast darüber brechen, wenn ich sehe, wie sich dergleichen Excesse

rings um uns herum verbreiten. Ach, wenn ich Ihnen noch mehr Details auftischen wollte, so würden Sie mir gewiß darin beistimmen, daß auch kein Funke von Patriotismus in der Nationalversammlung vorhanden sein kann; denn es ist anders geradezu unverständlich, wie dieselbe allen Capricen dieser wüthenden Soldateska nachgeben kann, um damit der Insubordination Thür und Thor zu öffnen. Diese angeblichen Patrioten sollten sich doch selbst einmal unter die betrunkenen und wüthenden Soldaten begeben, welche jeden, der sie zur Ordnung anhalten will, mit dem Strange bedrohen, außerdem die Bürger beleidigen, rauben, plündern, anstatt den Gesetzen Achtung zu verschaffen — sie würden dann voraussichtlich andere Saiten aufziehen."

Jede nur irgend lebensfähige Armee in thatkräftiger Hand hätte damals die Schaaren der Volontairs zerstreut. Allein diese fanden eben keinen Feind sich gegenüber und behielten die Zeit, sich nach und nach zu organisiren. Zudem waren auch immer noch 200,000 Mann Linientruppen vorhanden, die von Hause aus einigen Halt boten.

Während aber die Verlegenheiten an den Grenzen wuchsen, kamen doch die Freiwilligen nicht zahlreicher als bei dem ersten Aufruf. Es mangelte an Menschen, an Waffen und Bekleidung. Schon am 11. Juli 1792 mußte „das Vaterland in Gefahr" erklärt und die Gestellung des von der Regierung geforderten Contingents zwangsweise angeordnet werden. „Freiwillige der Freiheit" gab es nun im eigentlichen Sinne nicht mehr. Auch für die Linie sollten 50,000 Mann geworben werden.

Die Eroberung der Tuilerien durch den Pöbel am 10. August 1792 und der Sturz des Königthums brachten gleichzeitig die Verwirrung auf's Höchste.

Die neuen Bataillone, welche in überstürzter Hast zusammen gerafft und nach der Grenze in Marsch gesetzt worden waren, bestanden aus allem möglichen Gesindel, zum großen Theile aus gar nicht felddienstfähigen Leuten. Ueber die pariser Freiwilligen berichtet ein Generalcommissär aus Soissons an den Minister, sie seien „fast nackt" dort angekommen und zumeist noch die „reinen

Kinder." Er bedauert die enormen Geldausgaben, welche sie verursachten. Marschall Duhoux, der die noch auf Ludwig's Befehl bei Soissons concentrirte Reserve-Armee commandirte, berichtete schon am 21. August an den Kriegsminister: „Diese zuchtlosen Freiwilligen werden ohne patriotische Führer niemals die Hoffnungen der Nation erfüllen." „Das ganze kommt mir wie ein Bienenschwarm vor." Dieser Bienenschwarm zwang ihn selbst bald darauf zur Flucht. Sehr ähnlich sprachen sich alle anderen Generale aus. Bei den Truppen in Chalons kam es zu neuen Mordscenen, der dortige Befehlshaber General Labourdonnaye selbst wurde mit dem Tode bedroht. Der Kriegsminister Servan, dem mit Roland und Clavière durch den Sturz des Königthums sein Portefeuille wiedergegeben worden war, erklärte freilich noch, daß alle Excesse der Freiwilligen auf das Treiben der Agitatoren zurückzuführen seien, welche die Feinde der jungen Freiheit in den Garnisonen unterhielten. Aber er schilderte die Excesse doch getreu: „In dem einen Ort eignet man sich die Gewehre zu, welche für die noch nicht bewaffneten Soldaten bestimmt sind, in dem andern beraubt man die Kassen und plündert die Bekleidungswagen." Er bittet den inzwischen constituirten Nationalconvent Abgeordnete zu schicken, „um die Waffenbrüder aus Paris*) auf andere Gedanken zu bringen und sie zu überzeugen, daß sie ihre eigentlichen Feinde in den deutschen Fürsten, in den Emigranten und deren Satelliten zu suchen haben, ihnen außerdem aber klar zu machen, daß sie selbst schließlich in Folge ihres Verhaltens die schlimmsten Feinde ihres eigenen Vaterlandes wären." General Kellermann, der des Herzogs von Braunschweig Schneckenfeldzug bei Valmy zum Stehen brachte, ohne daß er selbst viel dazu that, schickte eine große Anzahl Freiwillige ohne Weiteres in die Heimath zurück. „Die meisten dieser angeblichen Soldaten," schrieb er aus seinem Feldlager an Servan, „kommen hier in zerlumptem, Mitleid erregendem Zustande an." Complettirung der Linie, Einreihung der Freiwilligen ist seine Forderung. Er und Dumouriez traten übrigens mit rigouroser Strenge gegen die Frei-

---

*) Er redete hier speciell von den Pariser Bataillonen.

willigen auf und verwendeten sie nur an der Seite der Linientruppen, wo sie auch bei Valmy und Jemappes einige Dienste leisteten. Chambarlhiac berichtet an den General Biron am 17. August 1792 aus Fort St. Louis am Rhein, seine Freiwilligen beständen aus Kindern von 14—16 Jahren. — Biron selbst schreibt an Servan: „Die Offiziere der Freiwilligen besitzen keine Energie und üben auch nicht den geringsten Einfluß auf ihre Untergebenen aus. Anstatt Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, geben sie häufig selbst Veranlassung zur Lockerung der Disciplin."

„Dies macht sich ganz besonders auf Märschen fühlbar, wo ihr Einfluß gleich Null ist. Der Soldat hält sich vortrefflich (?), marschirt aber dabei ganz nach seinem Belieben, was nicht so weiter gehen kann. Wenn man auf den Märschen stets zwei Freiwilligen-Bataillone zwischen zwei Linien-Bataillone eindoubliren könnte, so möchte sich die Ordnung vielleicht erhalten lassen, allein wir sind nicht so glücklich, über eine solche Anzahl von Linien-Bataillonen zu verfügen. Die Colonnen verlängern sich bis in's Unendliche, die Queue läuft in die Cabarets und begeht hier unaufhörlich die gröbsten Excesse, ohne daß es in unserer Macht liegt dieselben zu verhindern. Im Elsaß verbreitet sich sofort Furcht und Schrecken, wenn ich einen Theil der Linientruppen herausziehen muß. Die Leute haben durchaus kein Vertrauen zu den Freiwilligen, weil sie von denselben häufig bestohlen und sicherlich schlecht beschützt werden. Man darf sich über die Zusammensetzung dieser Freiwilligen keinen Täuschungen hingeben. Dieselben bestehen zumeist aus Individuen, welche von den Gemeinden angeworben sind und *haben eigentlich keine Heimath**). Sie bereiten uns weit mehr Verlegenheit, als sie uns nützen. Alle Offiziere, denen ich welche überweisen will, fürchten sich davor."

„Man versichert mich, daß Sie mit der Idee umgehen sollen, sämmtliche Linien-Truppen der Rheinarmee durch die doppelte Anzahl der Freiwilligen zu ersetzen, d. h. mit anderen Worten, Sie berauben mich aller Vertheidigungsmittel und verdoppeln die Consumtion.

---

*) Siehe den Seite 32 und 33 aufgeführten Bericht eines französischen Jägerbataillons-Commandeurs von 1870.

Ich habe bereits viel zu viel unnütze Fresser, aber viel zu wenig wirkliche Soldaten." Zwei Monate später äußerte sich Biron gegen den neuen radicalen Kriegsminister Pache: „Ich verfüge Alles in Allem nur noch über 16,000 Mann dienstfähige Truppen; die übrigen haben weder Kleidung noch Waffen, noch Schuhe und bestehen aus lauter Querköpfen, Schwächlingen, Greisen und Kindern, welche sämmtlich außer Stande sind, auch nur den geringsten Dienst zu leisten."

Custine, der aus Biron's Armee verstärkt werden sollte, verbat sich alle Spenden von den neuen National-Bataillonen:

„Schicken Sie mir um Gotteswillen keine Freiwilligen; dieselben sind mir nur lästig."

Dieser General hatte die Freiwilligen anfänglich gelobt, um seine Popularität nicht zu beeinträchtigen, allein auch er wurde bald anderer Meinung, als seine Volontairs nach der Besetzung von Speyer die Stadt, welche er seines Schutzes versichert hatte, plünderten und aller Autorität Spott und Hohn entgegensetzten. „Sie erbrachen Schränke, stahlen Möbel und Silber und erfrechten sich, ihre Plünderung unter dem Vorwande der Gesetzmäßigkeit zu rechtfertigen." Custine mußte die Anstifter erschießen lassen, um die Ordnung einigermaßen herzustellen.

Conventsdeputirte begannen die Armee zu bereisen und der Deputirte Aubry berichtet im Namen einer dieser Commissionen: „Bürger, die gänzliche Disciplinlosigkeit der Freiwilligen-Bataillone, hat auch auf uns einen niederschlagenden Eindruck gemacht. Ueberall sieht man ihrer Ankunft mit Schrecken entgegen, überall treten sie mit der unverschämtesten Frechheit auf, überall wird das nationale Eigenthum nicht respectirt, kurz überall begehen sie die unglaublichsten Excesse. Sie würden sicherlich erschreckt werden, wenn Sie die Verwirrung in den zum Theil zerstörten Casernements und das Verhalten dieser Leute mit eigenen Augen sehen möchten."

In Nancy demolirte ein Bataillon der Moselarmee sofort nach seinem Einrücken das Museum und die Bibliothek als „die redenden Zeugen der ehemaligen Tyrannei." Der Commandeur der Avantgarde dieser Armee, der General Laborlière, bat um seinen Abschied

mit den Worten: „Ich bin es mir und meiner Vergangenheit schuldig, meinen ehrlichen Namen und meinen guten Ruf nicht durch die Aufführung der mir unterstellten Truppen compromittiren zu lassen. Ich kann mit diesen Leuten nicht mehr auskommen und bin auch fest davon überzeugt, daß wenn wir erst weiter vorgedrungen sein werden und der Feind unsere Schwächen auszunutzen versteht, wir zweifellos unterliegen müssen. Ein großer Theil hat das Gefühl für Ehre und Pflicht längst verloren, wohl aber Neigung zu Verbrechen und Ausschweifung. In jedem Augenblick laufen neue Klagen ein. Und wenn sie die Grenze überschreiten, so betragen sie sich in einer so pöbelhaften Weise, daß unsere Nachbarn uns eher als eine Nation von Dieben und Räubern ansehen werden, als in uns die Vorkämpfer für Freiheit und Recht zu begrüßen."

„Inmitten dieser Verwirrung", sagt Camille Rousset, „erscheinen dann auch noch die freiwilligen Jägercompagnien; aber nicht um dem Feinde Abbruch zu thun, sondern vielmehr, um ihre eigenen Landsleute auszuplündern und zu brandschatzen."

Custine selbst drang energisch in den Minister Pache, er möge den Nationalconvent veranlassen, sich mit der Organisation der Armee zu befassen: „Wenn Sie, Herr Minister, auch nur einen Augenblick damit zögern, so dürfen Sie versichert sein, daß das republikanische Heer sehr bald einer türkischen Armee ähnlich sein und uns in die größte Verlegenheit setzen wird."

Gleichzeitig riß die Desertion in kaum glaublicher Weise ein. Bataillone von 600 Mann schmolzen gegen Ende des Jahres 1792 schnell auf 120 Mann, viele Compagnien bis auf neun Mann. Am 23. November berichtete General Beurnonville an den Kriegsminister Pache, einen enragirten Vertreter der Freiwilligen, aus seinem Hauptquartier Saarlouis: „Eine große Anzahl von Freiwilligen und Linien-Soldaten begeht tagtäglich die gröbsten Excesse, verläßt das Lager und plündert und brandschatzt Freund und Feind. Bei einem etwaigen Allarm würde es sehr fraglich sein, ob man die Truppen überhaupt zusammenbrächte." Am 27. November bestand schon eine Compagnie nur noch aus einem Unterlieutenant, einem Sergeanten. 100—150 Freiwillige desertirten täglich. In der

kurzen Zeit bis zum 1. December hatte die Moselarmee 2000 Mann durch Desertion verloren. „Wenn dies so fortgeht, fügt Beurnonville hinzu, werde ich wohl nur mit meinen Linientruppen allein vor Trier eintreffen." Bei dieser Expedition begannen zwei Bataillone, als sie einer schon sehr erschütterten feindlichen Abtheilung von 4—500 Pferden, 200 Mann Infanterie ansichtig wurden, allerlei Tänze aufzuführen; sie stimmten „ein wahres Indianergeheul" an, ergriffen dann aber in Auflösung die Flucht. „Niemand beklagt sich über die Linientruppen, die einzigen, welche im Felde verwendbar sind. Leider bilden sie nur den vierten Theil unserer Armeen." Dies Urtheil Beurnonville's hat doppelten Werth, weil er gerade stets auf die Gunst der Freiwilligen Werth gelegt und anfangs ihre Sache vertreten hatte. Auch war er ein entschiedener Günstling des Nationalconvents und zeitweise Kriegsminister der Republik.

Die Armee schmolz wie der frischgefallene Schnee an der Frühlingssonne. Nur der Umstand, daß man, streng genommen, keinen Feind sich gegenüber hatte, verhütete das größte Unglück. Als die Situation im Sommer 1793 ernster wurde, als den Verbündeten Mainz, Condé und Valenciennes bald auch Toulon in die Hände gefallen war, nahm man Bedacht, die ungeheueren Lücken zu füllen. Am 14. und 16. August wurde die levée en masse decretirt, Conventsmitglieder reisten in die Provinzen, um die Bürger zu den Waffen zu rufen. Sie ließen es an emphatischen Berichten nicht fehlen, welche die bewunderungswerthe Haltung und Tapferkeit der Freiwilligen rühmten. Der Deputirte Lacoste wußte aus Nancy zu erzählen, daß die Rheinarmee mit 140,000 Mann im Marsche sei, die sich „wie die Löwen geschlagen und unter den Oesterreichern ein großes Blutbad angerichtet hätten". Ein Maire sollte allein siebzehn Feinde getödtet haben und dergleichen mehr. Die Generale dieser Armee, die sich mitten unter den Soldaten befanden, sahen die Dinge freilich anders an. Landremont z. B. schrieb dem Kriegsminister: „Von allen Leuten, welche bei der unter meinem Befehl stehenden Armee angekommen sind, sind nur noch die besseren Elemente vorhanden, während sich die große Mehrzahl wie gemeine Feiglinge benommen hat und zum Theil geflohen oder zum Feinde

übergegangen ist. Ich bin sehr froh darüber, daß ich von diesen Leuten befreit bin, denn wenn dieselben hier zurückgeblieben wären, würden wir möglicherweise einer Niederlage nicht entgangen sein." Ein gleichfalls im Elsaß vom General Wolff zur Inspicirung des Aufgebots abgesandter Offizier fand Ortschaften und Lager leer und überall nur zwei bis drei Mann, welche man zur Bewachung der Baracken und Waffen zurückgelassen hatte. Zwischen Scheibenhard und Lauterbach entdeckte der dort inspicirende General Michaud keinen einzigen Soldaten mehr. General Dubois in Lauterbach sollte im September 6000 Mann von den neuen Truppen erhalten, aber nur 300 kamen davon wirklich an. Am 21. meldete er auch über diese Leute schon, daß die meisten ohne Befehl in ihre Heimath zurückgekehrt seien, „von einem Bataillon des Districts Straßburg sind nur noch drei Mann übrig."

Allein der Jacobinismus fühlte mit den zuchtlosen Elementen, welche die Horden bildeten, aus innerer Uebereinstimmung Sympathie. Er nahm die Freiwilligen bei jeder Gelegenheit in Schutz, raubte den Officieren alle Autorität und suchte nur die Linienarmee zu zerstören, die ihm ein Dorn im Auge war. Die Convents-Deputirten schrieben pomphafte Berichte, den entgegengesetzten Meinungen der Generale wurde in Paris kein Glauben beigemessen. Die Rheinarmee sollte 150—200,000 „bewaffnete Bürger" zählen; besaß aber in Wahrheit nur 14,000 Combattanten. Von der levée en masse, welche ihr auf dem Papier 120,000 begeisterte und todesmuthige Streiter zugeführt hatte, kamen in Wirklichkeit nur 8—9000 Mann an, die am folgenden Tage sich schon auf 1000 Mann reducirten. Selbst den Deputirten glaubten die Pariser Schreckensmänner indessen nicht, sobald sie sich mit den Officieren in Uebereinstimmung aussprachen. Am 18. October erstatteten sechs Deputirte aus Straßburg — unter ihnen auch Lacoste — dem Wohlfahrts-Ausschuß ihren Bericht: „Nach der Niederlage vom 13. (Erstürmung der Weissenburger Linien durch die Oesterreicher) sind mehr als 6000 Mann über zwölf Stunden weit geflohen und wir wissen noch nicht, ob sich dieselben wieder bei der Fahne befinden. Die Stimmung der elsässischen Bauern ist sehr wenig

befriedigend, sie haben mehrfach mit den Feinden gemeinsame Sache gemacht und kämpfen jetzt gegen uns. Der überwiegende Theil der Straßburger Bürgerschaft ist weit mehr österreichisch als französisch gesinnt und wünscht Nichts sehnlicher, als die Festung zu übergeben."

Saint Juste und Lebas ließen ihnen durch den Wohlfahrts-Ausschuß mit wahrhaft salomonischer Weisheit antworten: „Vertilgt mit Eurer gewohnten Energie die Aristokraten."

In dem Lager bei Maubeuge ergriffen dreihundert Volontairs die Flucht, weil sich zufällig in ihrer Nähe ein Gewehr entlud. Bei einer vor der Schlacht von Wattignies in der Gegend von Philippeville unternommenen Expedition lief fast die ganze Colonne von 3500 Mann auseinander, ehe sie auf den Feind getroffen war. Zuvor aber feuerten die Bataillone in der Verwirrung auf einander, die hinteren Treffen schossen mehrfach in die vorderen hinein. Der berüchtigte Bastillenstürmer Elie sagt in seinem Bericht über diese Ereignisse mit komischer Enttäuschung: „Diese Leute legten zweifellos mehr Werth auf die Erhaltung ihres Lebens, als darauf, für die Freiheit zu sterben." Die Offiziere steckten ihre Epauletts in die Tasche und gaben das Signal zur Flucht.

Die Desertion wurde immer allgemeiner. Commandant de Bailleul klagte gegen Ende 1793 gegen einen bei der Nordarmee befindlichen Volksrepräsentanten: „Die Desertionen nehmen in erschreckender Weise zu. Wenn Du nicht bald dagegen einschreitest, so werden wir nicht allein kein Individuum mehr einstellen können, sondern nur noch in der Erinnerung leben, daß diese Bataillone überhaupt einmal an den Nordgrenzen existirt haben."

Für alle schlechten Subjecte, die keinen gesicherten Unterhalt besaßen, wurde es bald eine beliebte Industrie, sich anwerben zu lassen, Geld und Montirung zu nehmen, zu desertiren und sich an anderer Stelle abermals zu melden. In der Vendée gestalteten sich die Verhältnisse beinahe noch toller, als an den Grenzen. Ganze Bataillone gingen, ihre Offiziere an der Spitze, nach Hause, oder flohen, sowie sie der royalistischen Rebellen ansichtig wurden. Ein Staatsprocurator berichtete von dorther an Bouchotte: „Herr Minister, das Gros unserer Armee besteht zumeist aus eilig zusam-

mengerafften und gut bezahlten Bataillonen. Dieselben marschiren nur dann gegen den Feind, wenn man ihnen eine besondere Gratification verspricht, greifen aber niemals an und brechen beim Anblick der Briganten in die Rufe aus: „„Verrath, Verrath, sauve qui peut““! um sodann in grenzenloser Verwirrung das Weite zu suchen, wobei sie größtentheils ohne Weiteres ihre Waffen, Munition, Tornister und Mäntel, kurz Alles von sich werfen. Wir haben eine große Menge von Generalen, Stabsofficieren, Adjutanten, Volksrepräsentanten und Commissaire, sowie Tausende von Flüchtlingen, welche meist schon zwei, drei und vielleicht sechsmal ausgerüstet sind.“

Diese Erscheinungen werden begreiflicher, wenn man bedenkt, daß den Soldaten der Freiheit die Desertion für keinerlei Verbrechen galt, sondern nur für die Ausübung eines ihrer vielen Menschen- und Bürgerrechte. Ein Decret vom 28. December 1791 verlieh jedem Freiwilligen das Recht, nach Beendigung eines Feldzuges die Armee zu verlassen. Der Feldzug galt aber stets am 1. December für geschlossen, so daß gewissermaßen für die Armee ein „Geschäftsjahr“ eingeführt worden war. Freilich wurde dies Decret in seiner Wirkung dadurch geschwächt, daß sich der Nationalconvent am 19. October 1792 an die Volontairs mit einer Adresse wendete, „welche sie an die Römer zur Zeit Porsenna's erinnerte und sie zu überzeugen suchte, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen ihre Waffen nicht niederlegen dürften.“ Während für die Linientruppen strenge Gesetze bestanden, bedrohte z. B. jenes Decret vom 28. December 1791 die Desertion bei den Volontairs nur mit folgendem Artikel: „Jeder Freiwillige, welcher sein Bataillon ohne Erlaubniß verläßt, verliert dadurch während der Dauer von zehn Jahren die Ausübung des Bürgerrechts und auch die Berechtigung, während dieses Zeitraums in der Nationalgarde oder in der Linie zu dienen. Außerdem aber kann er zur Tragung der sämmtlichen Kosten verurtheilt werden, welche der Staat bereits für seine Ausrüstung aufgewendet hat.“ —

An der Ausübung der Bürgerrechte wird der Mehrzahl der Freiwilligen, welche keinerlei gesicherte Existenz besaß, wenig gelegen

gewesen sein. Kostenerstattung schien nicht minder illusorisch und gar der Gedanke, einen Deserteur mit Ausschließung vom Militärdienste zu bestrafen, macht das Maß des Lächerlichen voll. Wer konnte bei solchen Zuständen daran denken, die Disciplin herstellen zu wollen. — Setzte sich doch auch Jedermann, der einen solchen Versuch wagte, der Gefahr aus, von den Vagabunden unter seinen eigenen Soldaten der „Verläumdung französischer Bürger" angeklagt und auf's Blutgerüst geschickt zu werden!

Bekannt ist und sehr bezeichnend die Anekdote, daß ein Capitain der Volontairs freiwillig sein Amt niederlegte und Gemeiner ward, seinen Soldaten aber, als sie ihn baten, ihr Chef zu bleiben, kurz und bündig antwortete: „Ich will auch einmal etwas zu befehlen haben."

Die levée en masse ergab in keiner Weise die gewünschten Resultate. Einzelne Districte sandten zwar viel Leute, so die von Laon und Vervins: andere aber blieben weit hinter den erwarteten Ziffern zurück. Das Aisne-Departement, welches zu einem Aufgebot von 12—15,000 „bewaffneten Bürgern" verpflichtet war, brachte davon z. B. nur den zehnten Theil zusammen. Auch diese kleine Schaar machte es sich für ihr Abrücken noch zur Bedingung, daß die Verwaltungsbehörde, welche die Aushebung besorgte, mit in's Feld zöge. Der Versuch der Volksrepräsentanten, diese „unpatriotische" Behörde zur Rechenschaft zu ziehen, schlug daher fehl. An Anstrengungen der Conventsdeputirten, das Volk in Bewegung zu bringen, fehlte es nicht. Hochtönende Proclamationen forderten jeden wehrhaften Mann auf, die Waffen zu ergreifen: „Beamte und Republikaner!" riefen Lacoste und Guyardin in den Gebieten der Rhein- und Moselarmee den Gemeinden zu, „verlaßt sogleich Euren Posten, begebt Euch in die Gemeinden und begeistert das Volk für die Vertheidigung der Freiheit. Sagt den Leuten, daß, wenn sie keine Waffen haben, sie sich mit irgend welchen anderen Instrumenten bewaffnen, und sich für die ersten zwölf bis vierzehn Tage mit Lebensmitteln versehen sollen. Ueberall muß die Trommel gerührt und die Sturmglocke geläutet werden! Dieses Läuten wird den Feind mit Furcht und Schrecken erfüllen und ihm seine letzte Stunde

ankündigen! Auf allen Straßen müssen die Colonnen der Freiheit heranrücken."

Das klang sehr kriegerisch, half aber nicht viel.

Der Levée en masse, die noch immer in gewissem Sinne an den freien Willen der „freien Bürger" und an ihren Patriotismus appellirt hatte, folgte deshalb sehr schnell am 23. August 1793 die „requisition," welche jeden waffenfähigen Mann zwangsweise zum Dienst heranzog — man führte mithin die allgemeine Wehrpflicht ein. Die Stellvertretung wurde förmlich aufgehoben. Allein man schuf somit abermals eine große Anzahl neuer Bataillone, während die meisten älteren dermaßen zusammengeschmolzen waren, daß ihre tactische Verwendbarkeit ganz aufgehört hatte. Viele bestanden aus wenigen Leuten; viele fast nur aus Offizieren und Unteroffizieren. Das Unwesen in der Volksarmee wurde daher immer größer.

Am besten hielten sich einige der im Jahre 1792 formirten Volontairbataillone. Sie konnten auch noch einen guten Procentsatz wirklich felddienstfähiger Mannschaften aufweisen, welche entweder die Begeisterung für die Republik, oder andererseits der Mißmuth über die neue politische Gestaltung Frankreichs ins Feld geführt hatte. Der Hang zum kriegerischen Leben, ferner die Ueberzeugung, daß man bei der Armee vor den Kugeln der Feinde immer noch sicherer sei, wie daheim vor dem Messer der Guillotine, warben fernerhin gar manchen Soldaten, der ernstlich daran dachte, der Fahne treu zu bleiben. Jene Bataillone zählten auch unter ihren Offizieren und Unteroffizieren noch viele gediente Militairs, auf welche die ersten Wahlen gefallen waren.

Ueber diese Bataillone führt Camille Rousset verschiedene günstige Urtheile an. Wir fügen denselben aus anderer Quelle den Bericht eines Augenzeugen hinzu:

„Der erste Anblick eines französischen Bataillons ist für dasselbe nicht vortheilhaft. Da ist kein gleicher Anzug, nichts Polirtes, Geputztes, kein Glanz und kein Schimmer. Der Eine hat einen zerrissenen Kittel, der Andere einen bunten Ueberrock, der Eine ein blaues, der Andere ein weißes Kamisol. Will man die Citoyens

nach den Grundsätzen der militairischen Pedanterie beurtheilen, so fallen sie durch. Es giebt für sie nur zwei wesentliche Dinge. Das ist Alles, wonach gesehen wird. Er muß zu laden und zu feuern verstehen, marschiren, sich richten, wenden und schwenken können, weiter exercirt er nicht. Nichts indessen verdient mehr Achtung als das Ehrgefühl, welches den französischen Soldaten beherrscht. Es ersetzt ihm die Disciplin, Religion, Philosophie und Alles, was sonst den sinnlichen Menschen im Zaume hält. Es sind noch immer die alten Franzosen, von denen Voltaire sagt: „Ces fous sont pleins d'honneur *).“

Aber solche Urtheile sind vereinzelt. Das hier Ausgesprochene bezieht sich auf die bei Custine's Armee wirklich in der Front stehenden Bataillone, die lange mit Linientruppen zusammen gelebt hatten, schon organisirt und zu Soldaten geworden waren. Es gilt indeß nicht für den unabsehbaren Schwarm, der gegen den Feind rücken sollte, aber nur das Land wie eine allgemeine Plage überzog, „und den Einwohnern nichts ließ, als die Augen, um zu weinen.“ Auch zeigt es strenggenommen nur, was bei vernünftiger Organisation aus den zahlreichen Aufgeboten hätte geschaffen werden können. Den Linientruppen wurde übrigens, wie es natürlich ist, das Lehramt, welches sie für die Freiwilligen zu übernehmen hatten, eine nicht unbedeutende Last. Es consumirte ihre Zeit und Kräfte. Eine Beschränkung wäre schon darum von Vortheil gewesen. Diese würde auch das Verhältniß zwischen Linie und Volontairs besser gestaltet haben, das unter den bestehenden Verhältnissen nur da ein gutes war, wo beide Categorien längere Zeit im Felde gemeinsam gelebt und gefochten hatten. Noch im November 1793 desertirte aus Landau ein französischer Liniensoldat, wie er selbst angab, deswegen zum preußischen Blokadecorps, „weil die französische Linie mit den gleichen blauen Röcken uniformirt werden sollte, wie die Volontairs, die „„blauen Kröten.““ „Die Linientruppen wollten den blauen Rock nicht tragen**),“ fügte er hinzu.

---

*) Siehe Geschichte des 1. Garde-Regiments zu Fuß von C. v. Reinhard, Potsdam 1858 bei August Stein.

**) Die Linie trug bis dahin weiße Uniformen.

Wie erwähnt war schon von 1791 an das Verlangen sämmtlicher Befehlshaber bei der Armee dahin gegangen, die Freiwilligen in die Linie einzustellen und diese letzteren dadurch vollzählig zu erhalten. Doch die revolutionären Gewalten in Paris schützten die Volontairs als die ächten Kinder ihrer Staatsweisheit und bezeigten der Linie nur Nichtachtung und Mißtrauen. Ebenso unmöglich war es, von der Nationalversammlung oder dem Convent die Abschaffung des Wahlsystems bei Besetzung der Offizierstellen zu erlangen. Schon der Kriegsminister de Narbonne befürwortete ein darauf bezügliches Dekret, als er am 11. Januar 1792 in der Legislative seinen bereits erwähnten Bericht erstattete. Allein er äußerte sich nicht nur über die Maßen vorsichtig, weil die „freien" Bürger, zu denen er redete, keinen Widerspruch gegen ihre Ideen duldeten, sondern er widerrief seine eigenen Vorschläge auch noch selbst zur Hälfte. Daß er zu seiner Vorsicht alle Ursache hatte, ist schon berichtet worden. In derselben Sitzung, in welcher Albitte seine Vorschläge für „perfide" erklärte, sprach auch noch Lemontay den Grundsatz aus: „Für den Volkswillen ist die Idee der Freiheit von der Zusammensetzung der Bataillone der Nationalgarde unzertrennlich und dieser souverainen Meinung muß jeder Gesetzgeber die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden lassen."

Die Andeutungen Narbonne's fanden einen energischen Vertheidiger in dem Deputirten Joucourt, einem ehemaligen Militair, der es geradezu verlangte, man solle die Freiwilligen unter die Fahnen der Linie rufen. Dubayet machte den Vorschlag, Volontairs und Linie in Brigadeverbänden zu vereinigen, der jüngere Carnot erklärte bereits, daß er es für gut halte, die Nationalgarden zu Linientruppen zu machen, nicht umgekehrt. Auf der anderen Seite verlangte die Linie die Auflösung der Volontairs und alle Vorschläge fielen gleichzeitig.

Der Convent fuhr auf dieser Bahn, die Linie zu beeinträchtigen, die Freiwilligen in ihrer Indisciplin und ihrem zwanglosen Treiben zu bestärken, rüstig fort. Seine Deputirten agitirten überall gegen die Generale. Die Soldaten wieder, dadurch ermuthigt, liefen, wenn es ihnen beliebte, nach Paris und denuncirten ihre

Führer, die sich etwa noch bemüht hatten, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

„Einreihung der Nationalgarde in die Linie“ wurde immer entschiedener die Parole aller denkenden Leute in der Armee. Die Generale, von dem alten Marschall Luckner bis auf Dumouriez, Dubayet, Kellermann und Kléber hinab, stimmten in diesem Punkte überein. Selbst Montesquiou, Beurnonville, Custine und andere, die anfangs den Freiwilligen das Wort geredet hatten, kamen schnell von ihren Ansichten zurück. Der unparteiische Biron, anfangs Obercommandant der Rheinarmee, äußert sich in ganz gleichem Sinne. Kellermann erklärte rund heraus: „Complettirung der Linien-Truppen, Einstellung der zuletzt ausgehobenen Mannschaften in die bereits formirten Bataillone — nur so ist der Staat zu retten.“ Montesquiou, der zuerst bei der Südarmee am lautesten in das Lob der Volontairs eingestimmt hatte, schrieb schon zwei Monate später an den Kriegsminister: „Ich glaubte Ihnen bereits gemeldet zu haben, daß ich die Grenadier-Bataillone (Freiwillige aus der Nationalgarde) aufgelöst und in ihre Heimath entlassen habe. Anfänglich hielt ich diese Formation für die beste; allein ich mußte mich bald von dem Gegentheil überzeugen und sah, wie jene Bataillone zu einem wahren Krebsschaden für die Armee wurden.“ Man merkt dieser Aeußerung die peinliche Verlegenheit an; kleinlaut ist daneben die Bitte ausgesprochen, man möchte ihm doch die Linienbataillone lassen.

Am 29. December 1792 legte Custine dem Kriegsministerium einen Plan zur Reorganisation der militairischen Kräfte Frankreich's vor, der auf die Fusion von Linie und Volontairs hinauslief. Seine Berichte bildeten die Grundlage für die Berathungen des Kriegscomité's, in dessen Namen Dubois-Crancé die Vereinigung von je einem Linienbataillon und zwei Volontairbataillonen verlangte. Der Convent decretirte auch die Vereinigung, die der zum Kriegsminister ernannte Beurnonville gleichfalls lebhaft vertrat, während dessen Vorgänger Pache noch ein enragirter Freund der Freiwilligen gewesen war. Allein mit der Ausführung sollte erst nach dem Ende des Feldzuges vorgegangen werden.

Das Verlangen nach Linientruppen steigerte sich dabei überall. Die Generale forderten sie für ihre Armeen, die Volksrepräsentanten, um widerspenstige Districte niederzuwerfen. Auch die Deputirten, welche zum Heere reisten, um die Verläumdungen der Generale gegen die „Soldaten der Freiheit" zu entwaffnen, bekehrten sich meist bald, wenn sie ihre Günstlinge zu Gesicht bekamen und vertraten die Sache der Linie. Kellermann vertheidigte dieselbe am 10. April 1793 energisch; später schlug Scherer gleichfalls in einem eingehenden Exposé vor, alle jüngeren Formationen aufzulösen und die Leute in die älteren einzureihen. Nur Männer, wie Hebert, Vincent, Ronsin, Rossignol, trachteten bis zum Ende ihrer Laufbahn nach Vernichtung der Linie.

Als zu den Unfällen an der Nord- und Nordostgrenze sich noch die in der Vendée gesellten und auch von dort die Generale und die Volksrepräsentanten unaufhörlich die Einstellung der Freiwilligen in die Armee begehrten, da begann man thatsächlich noch während des Krieges mit der Amalgamirung. Das entscheidende Decret erließ der Convent am 8. Januar 1794. Zu jeder Armee reisten Volksrepräsentanten, um die Vereinigung zu bewirken. Erst jetzt bekam man eine Art von Ueberblick, wie viel Bataillone eigentlich existirten. Schon waren die Requisitionaires in die Linie eingestellt und dennoch sollten noch 725 Freiwilligenbataillone vertheilt werden. Die meisten davon waren sehr schwach an Mannschaften und vielfach wurden mehrere zu einem neuen Bataillone vereinigt, welches aber dann eine Unzahl von Offizieren besaß. Die Offizierstellen waren überall complett besetzt gewesen.

Im Jahre 1794 entstanden auf diese Art 251 Halbbrigaden der Infanterie und damit die einheitliche reguläre Armee, mit gleicher Organisation, gleichen Rechten, Gesetzen und Pflichten. Die Disciplin konnte durch die bessern Elemente jeder Halbbrigade leicht aufrecht erhalten werden, und die Klagen wurden seltener, um bald ganz zu schweigen. Die Epoche der Siege nahm ihren Anfang und Bonaparte's Kriegsruhm stieg schnell wie ein hellleuchtender Stern von dem Boden dieser Organisation empor. 1796 setzte das Directorium die Zahl der Halbbrigaden auf 140 herab, aber daneben

besoldete Frankreich noch ein Heer von 30,000 stellenlosen Offizieren. Ein Consular-Erlaß vom 24. September 1803 taufte die Halbbrigaden in Regimenter um: die Tradition der alten Armee lebte im neuen Geiste wieder auf.

So endete diese große Bewegung, welche Frankreich bis in die Tiefe erregt, Millionen verschlungen und zahlloses Unheil angerichtet hatte. Der Strom kehrte zu seiner Quelle zurück.

Das Einzige, was man nach dem hier Gesagten für jene Volontairs der ersten Republik anführen mag, ist, daß sie trotz aller Verwirrung, trotz aller Mängel ihrer Organisation dennoch den Siegeszug ihrer Feinde gehemmt hatten. Allein auch dieser Einwand hält nicht Stich.

Zunächst sei nochmals daran erinnert, daß den Freiwilligen eine Linienarmee von etwa 200,000 Mann zur Seite stand, und daß eine Anzahl der ersten, aus den aufgelösten Provinzialtruppen recrutirten Volontair-Bataillone sich schnell dem Wesen nach in Linientruppen verwandelten. Dann aber hatte Frankreich eigentlich keinen Feind vor sich. Schwache Heere erschienen an seinen Grenzen, um dort methodisch und mit unendlicher Langsamkeit einen Feldzug zu beginnen, der sofort vor der nächstgelegenen Festung lokalisirt wurde. Es handelte sich jedesmal um den Besitz einzelner Grenzplätze. Feldarmeen, welche kühn und kräftig in das Gebiet der Republik hätten vordringen können, fehlten. Preußen besaß am ehesten noch den Willen, Ernstes zu thun, allein es wurde durch Geldverlegenheiten an Allem verhindert. Der Zug von 1792, der mit der Kanonade von Valmy endete, war mit einem Heere von 40,000 Mann begonnen worden, nachdem man selbst zur Aufstellung dieser ganz ungenügenden Truppenzahl Monate gebraucht hatte. Ehe die kleine Armee Paris erreichte, mußte sie nothgedrungen noch einige Verluste erleiden. Zur Besetzung und Behauptung der Riesenstadt wären deshalb die Mittel gar nicht vorhanden gewesen, wenn man sie schließlich auch glücklich eroberte. Dazu kam die Uneinigkeit. Der König wollte den schnellen Marsch gegen die Hauptstadt, der Herzog von Braunschweig, der die Armee commandirte, widerstrebte heimlich, sprach sich aber dem Monarchen gegenüber stets so

devot und weitschweifig aus, daß Niemand mit Sicherheit seine wahre Meinung erfuhr. Heimlich arbeitete er dem Plane seines Gebieters entgegen und der ganze Zug kam zum stehen, noch ehe die Armee 1000 Mann vor dem Feinde eingebüßt hatte. Mangel an Munition und Lebensmitteln, sowie Krankheiten traten hinzu und der Rückmarsch wurde durch Anwachsen dieser Uebelstände verderblich.

Bei Pirmasens schlugen von der 45,000 Mann starken Armee des Herzogs 7000 Mann die Angriffe der Vogesenarmee unter leichtem glänzendem Kampfe zurück. Allein der Feldherr that Nichts, sondern glaubte, er dürfe den Feind nicht eher in's Land hinein verfolgen, als bis das Knobelsdorff'sche Corps von den Niederlanden aus gleichfalls vorrücke. Mit der Gewinnung der Operationsbasis, mit Operationslinien und Stützpunkten machte man soviel Umstände, daß der Feind sich von jeder partiellen Niederlage leicht erholte.

Bei Jemappes entschied das Mißgeschick eines kleinen österreichischen Corps von 15,000 Mann, welches durch vierfache Uebermacht aus seiner Stellung verdrängt wurde, das Schicksal der gesammten Niederlande. Zuvor hatte jene kleine Zahl noch stundenlang glücklich widerstanden.

Für jede Bewegung wurde in weitschweifigen Verhandlungen, über welchen der richtige Zeitpunkt allemal verstrich, ein „Plan" festgestellt, bei größeren Unternehmungen sogar diplomatisch durch die Höfe vermittelt. Wollte Preußen in Lothringen einfallen, so begehrte Oesterreich nach dem Elsaß zu ziehen, in den Niederlanden waltete wieder die Rücksicht auf England vor, dessen Interesse sich an die Eroberung der Küstenplätze — namentlich Dünkirchen's — knüpfte. Auch der entscheidende Sieg über Dumouriez bei Neerwinden blieb unbenutzt.

Man hat diese völlig kraftlose Kriegführung oft genug auf die „alte Schule des siebenjährigen Krieges" geschoben, damit aber weit gefehlt. Die „alte" Schule war die verkörperte Energie. Diese war gerade verloren gegangen und hatte einer hypersubtilen Strategie Platz gemacht, welche Alles von dem „Gedanken" ab-

hängig glaubte. Die Combination sollte das Schwert ersetzen, mit fein durchdachten künstlichen Märschen und wohlgewählten Stellungen meinte man dem Feinde imponiren zu können und ihn durch solche Mittel schneller zu besiegen, als durch rohes Gemetzel. Mußte doch während der Einschließung von Landau der General von Knobelsdorff auf Geheiß des Herzogs von Braunschweig die Nachricht aussprengen lassen, die Preußen würden vor der Festung durch die Kaiserlichen und die Emigranten abgelöst werden, weil die Franzosen sich vor den Preußen „außerordentlich fürchteten" und der Herzog meinte, dies verhindere sie daran, zu capituliren. Er hoffte, daß sie sich einem „liebenswürdigeren" Einschließungscorps leichter ergeben möchten. Diese, mit confuser Freigeisterei versetzten Ideen über Kriegführung, welche die Mack und Massenbach groß zogen, sollten mit den alten in ihrer Qualität nur noch verschlechterten Mitteln in's Werk gesetzt werden. Das konnte nur zum Unheil ausschlagen.

Dazu kam Thugut's verderbliche Politik, welche den Krieg gegen Frankreich nur für ein Mittel ansah, um Preußen am Rhein zu beschäftigen, damit es in den polnischen Angelegenheiten nicht freie Hand habe.

Im November 1793, als König Friedrich Wilhelm, der fortdauernden Reibungen und der Intriguen des Kaiserhofes müde, seine Armee bis auf das bundespflichtige Contingent zurückziehen wollte, sprach der patriotische Minister in einer dem Grafen Cobenzl in Petersburg gegebenen Instruction seine Ansichten offen aus: „Unser Interesse heischt es dringend, daß die preußischen Truppen die dritte Campagne unvermindert mitmachen und zwar weit weniger wegen des von ihnen zu hoffenden Beistandes, als wegen der unübersehbaren Gefahren, denen man ausgesetzt bliebe, wenn Preußen seine Kriegsmacht zu Hause concentrirte, während die unsere fast ganz in einer so weiten Entfernung vereinigt wäre." *)

Das war also der Hauptzweck, der dem Rheinfeldzuge von 1794 zu Grunde lag. Thugut traute Preußen zu, daß es Ga-

---

*) Polens Untergang und der Revolutionskrieg von H. v. Sybel. Berlin, Hofmann und Comp. 1874.

licien erobern wolle, nachdem es Polen an sich gerissen und er selbst war weit mehr mit dem Tausch zwischen Bayern und Belgien, mit polnischen Erwerbungen und dergleichen beschäftigt, als mit der Niederwerfung Frankreichs. Fast kann man sagen, daß er für dieses ein wohlwollendes Interesse hegte, während ihm Preußen als der eigentliche Feind seines Kaisers erschien.

König Friedrich Wilhelm II. wieder instruirte bei seiner Abreise von der Armee den Herzog von Braunschweig, die Rheinlande zu schützen, aber den österreichischen Eroberungsgelüsten keinen Vorschub zu leisten.

Er bat ferner das Reich für diejenigen Truppen, die er über Preußens Pflicht hinaus gestellt hatte, um Geld und erhielt zur Antwort, es sei seine Sache, für den Ueberschuß zu sorgen, den man nicht begehre. Das veranlaßte wiederum seine Erklärung „er wolle dem Reiche seine Hülfe nicht aufdrängen."

Daß diese Stellung der Verbündeten, die sich gegenseitig für ärger hielten, als den gemeinsam bekämpften Feind, wie ein Alpdruck auf Allem lasten mußte, was am Rhein unternommen wurde, ist selbstredend. Nicht der moralische Werth der Volontair-Bataillone, nicht die Vorzüge, welche in der Organisation der Volks- und Milizarmeen liegen, haben Frankreich damals gegen seine Feinde geschützt, sondern die verrotteten Zustände in den Nachbarstaaten, die beispiellose Kleinlichkeit und der Egoismus, welche die europäische Politik beherrschten. Frankreich gewann Jahre, um die regellosen bewaffneten Schaaren, welche Camille Rousset so anschaulich geschildert hat, in Armeen umzuwandeln, die ihm dann seine Siege errangen.

Das hier von den Milizarmeen der ersten Republik entworfene Bild spricht deutlich genug. Die Geschichte jener Heere bietet keinen Einwand, mit dem man etwa die Folgerungen entkräften könnte, welche aus dem Verhalten der von Gambetta aufgestellten Truppenmassen gezogen werden sollen.

Für den Werth der Milizarmeen hat man ferner, wie schon gesagt, das Beispiel des nordamerikanischen Befreiungskrieges angeführt. Doch zunächst gestaltete sich dort in der neuen Welt

der Einfluß, welchen die Natur des Kriegstheaters auf die Kriegführung ausübte, ganz anders, wie in Europa. Alsdann ist ja auch das Urtheil Washington's, der in jenen Kämpfen der Schöpfer der nationalen Milizarmeen gewesen ist, durch Feldmarschall Moltke's Rede bekannt geworden. Der Befreier Amerika's erklärte dem Parlament Folgendes: „Die Erfahrung, welche die beste Leiterin für das Handeln ist, verwirft so völlig klar und entschieden das Vertrauen auf die Miliz, daß Niemand, der Ordnung, Regelmäßigkeit und Sparsamkeit schätzt und der seine eigene Ehre, seinen Charakter und seinen Seelenfrieden liebt, diese an den Ausgang eines Unternehmens mit Milizen setzen wird."

An anderer Stelle sagte er:

„Geringe Dienstzeit und ein unbegründetes Vertrauen auf die Miliz sind die Ursachen alles unseres Mißgeschicks und des Anwachsens unserer Schuld."

Kurz vor der Unabhängigkeitserklärung berichtete Washington dem Congreß, daß sich von der gesammten aufgebotenen Miliz nur 1000 Mann in seinem Lager eingefunden hätten. Sein Leben als General mußte er selbst als „eine ununterbrochene Kette von Aerger und Anstrengung" bezeichnen.

Niemand möchte sich mehr wundern, als er selbst, daß man ihn zu dem eigentlichen Heros der Kriegführung durch Freiwillige und Volksaufgebote gemacht hat. Zeit seines Lebens blieb er deren entschiedener Gegner, ein energischer Anhänger der stehenden Heere, zu deren Bildung er den Congreß der vereinigten Colonien immer und immer wieder aufforderte. Als er zum Oberbefehlshaber der Continentalarmee ernannt wurde, rief er einem Vertrauten zu: „Dieser Tag ist der Beginn für den Verfall meines Ruhmes."

Sein Urtheil steht nicht vereinzelt da. Aehnliche Aeußerungen sind auch von Montgomery erhalten. Sah sich dieser doch einst in der Lage, daß er eine falsch erbaute Batterie nicht verlegen durfte, weil die Armee seine Ansicht für irrig hielt.

„Ich überlegte nicht," bemerkte er als guter Philosoph, „daß ich an der Spitze von Truppen stand, welche den Geist der Freiheit in's Feld mitbringen und für sich selbst denken."

Den endlichen Sieg der amerikanischen Sache führten auch nur die regulairen französischen Hülfstruppen unter Rochembeau und de Grasse herbei, die ersteren 6000, die anderen 3200 Mann stark. Sie endeten den zehrenden, entscheidungslosen Krieg.

Während des großen Secessionskampfes in den Vereinigten Staaten focht Miliz gegen Miliz, dies ist hier schon geltend gemacht worden. Die Beispiele Spaniens, der Niederlande und der Schweiz kommen nicht in Betracht, weil auch dort die Verhältnisse ganz eigenthümliche waren und die Beschaffenheit des Landes den Volkskrieg begünstigte.

So wird sich der Vergleich jedenfalls am besten an den Winterfeldzug von 1870—71 knüpfen und durch die Erscheinungen, welche diese Kriegsepoche geboten hat, endgültig entscheiden lassen.

---

2. Die Erfahrungen von 1870—71.

Léon Gambetta's Loirearmee ist wohl die beste Milizarmee gewesen, welche jemals existirt hat.

Weniger brauchbar, aber immer noch besser als alle ähnlichen Aufgebote älterer Zeit, zeigte sich die Ostarmee. Der jugendliche Dictator war durchaus kein Phrasenmacher und Popularitätshascher, wie viele der Männer von 1791. Er ist stets weit entfernt gewesen, den Launen des Janhagels Vorschub zu leisten, oder seine Nationalgardenbataillone ebenso rücksichtsvoll gegen ihre Commandeure zu schützen, wie die St. Just, Lebas, Hebert, Ronsin u. s. w. Er kannte im Gegentheil das Volk viel zu gut, um auch nur entfernt an freiwillige Leistungen im großen Maßstabe zu glauben und zwang Frankreich kurz und bündig durch sein Gesetz. Dann schritt er ohne Scheu zur Herstellung einer strengen Mannszucht, deren Heilsamkeit und Nothwendigkeit er nicht minder einsah. Von der praktischen Anwendung der Kriegsgesetze bei der Loirearmee haben wir einige Beispiele angeführt. Sie sind traurig genug für

die Geschichte jener Armee, waren aber damals bei den herrschenden Zuständen ein unerläßliches Uebel. Schon Gambetta's Vorgänger in Tours hatten am 2. October das Kriegsgesetz proclamirt dessen einleitende Worte erklärten, „daß von der Aufrechterhaltung oder der Wiederherstellung der Disciplin die Würde und die Kraft der Armee abhänge.“

Artikel 6 dieses Gesetzes lautet unter Anderm, wie folgt:

„Seront punis de mort les crimes et délits suivants:“

„Assassinat. — Meurtre. — Désertion. — Embauchage pour commettre un des faits punis de mort par le présent décret. — Pillage avec ou sans armes. — Refus de service à un supérieur, avec ou sans menace ou injures. — Inexécution d'ordre compris et réitéré, avec intention d'opposer de l'inertie. — Injures, menaces, voies de fait envers un supérieur. — Provocation en paroles à la révolte ou à l'indiscipline. — Bris d'armes, perte volontaire d'armes afin de ne pas marcher au feu. — Destruction de munitions, dans le même but, fait en présence ou non de l'ennemi par lâcheté.“

„Au feu, tout officier ou sous-officier est autorisé à tuer l'homme qui donne une preuve de lâcheté, en n'allant pas se mettre au poste qui lui est indiqué; ou en jetant le désordre par fuite, panique ou autre fait de nature à compromettre les opérations de la compagnie et son salut, qui dépend de la résistance et de l'accomplissement courageux du devoir.“

Sicherlich wird Niemand diesen Gesetzgebern vorwerfen, daß sie sich durch den Schein milder Gesinnungen um den Beifall der Menge bemühten. Thatsächlich herrschte in der Loirearmee auch eine weit größere Disciplin, als in allen früheren Heeren, die auf ähnliche Weise gebildet worden sind.

Daß ihre Ausrüstung und Bewaffnung völlig hinreichte, in manchen Dingen sogar über das Maß des Nothwendigen hinausging, ist schon früher gesagt worden. Die Gefechte der Novembertage, zumal das bei Neuville aux bois und die Schlacht von Beaune

la Rolande, auch die Kämpfe vom 1. und 2. December bewiesen, daß sich die jungen Truppen wohl zu schlagen wüßten und daß die Bemühungen ihrer Führer, sie practisch verwendbar zu machen, mehr Erfolg gehabt hatten, als einst diejenigen der Generale von 1791. Allein je mehr man jener Milizarmee, die dort schließlich doch zu Grunde ging, Gerechtigkeit widerfahren läßt, desto entscheidender spricht gerade dieses Beispiel für den Werth der stehenden Heere.

Schon das Gesammtresultat der hier geschilderten Feldzüge ist der beste Beweis für eine solche Behauptung, denn trotz eines Gambetta, der sicherlich nicht überall gefunden werden wird, wo man ihn braucht, scheiterten die gesammten kriegerischen Anstrengungen, welche mehr als zwanzig Millionen*) Franzosen zur Befreiung ihrer Hauptstadt und ihres Vaterlandes machten, drei Monate hindurch an zwei Armeen, die in keinem Augenblicke mehr als 70,000 und 35,000 Mann Infanterie zählten. Als dann eine dritte Heeresgruppe von nur zwei Corps hinzutrat, war die völlige Niederlage der Republik entschieden.

Die Schwierigkeiten, welche zunächst das kleine stehende Heer zu überwinden hatte, welche Prinz Friedrich Karl commandirte, sind bereits in der Schilderung der Tage, welche der Schlacht von Orléans vorangingen, gewürdigt worden. Wer den Umstand, daß alle Truppen des Prinzen und des Großherzogs von Mecklenburg schon einen beschwerlichen Feldzug hinter sich hatten, als sie auf die Loirearmee trafen, nicht hoch veranschlagen mag, der erinnere sich nur an Napoleon's I. Feldzug von 1806 und 1807. Der Kaiser durcheilte im Fluge mit siegreichen Fahnen Norddeutschland, als er die preußische Armee bei Jena und Auerstädt geschlagen hatte, ohne hierzu seine ganze Streitmacht zu gebrauchen. Die stärksten Festungen öffneten ihm willig ihre Thore, nirgends fand er nennenswerthen Widerstand. Die feindliche Hauptstadt wurde ohne Gefecht besetzt. Es schien, als sei jede militairische Organi-

*) Auch aus den schon von den deutschen Truppen occupirten Landestheilen sind unzweifelhaft viel Wehrpflichtige noch in die Armeen der Republik eingereiht worden.

sation Preußens plötzlich vom Erdboden verschwunden. Und dennoch kam dieser beispiellose Siegeszug plötzlich zum Stehen, als die Armee jenseits der Weichsel auf einen neuen Feind — auf 60—80,000 ziemlich mangelhaft bewaffnete Russen und ein schwaches aber frisches preußisches Corps traf. Der bis dahin mit einer unerhörten Schnelligkeit geführte Entscheidungskrieg verwandelte sich plötzlich in einen langsamen schleppenden Feldzug, der Monate hindurch das Land verwüstete, ohne daß es zum Austrag kam. Es kann an eine Armee keine größere Probe gestellt werden, als die, unmittelbar aus einem Feldzug in den andern gegen einen noch frischen Feind überzugehen. Der Grund dafür liegt in jenen psychologischen Momenten, welche trotz aller Disciplin auch in dem Soldaten ihre Herrschaft üben. Die Probe wurde hier an die preußische Armee aber noch weit härter gestellt, als damals an die französische; denn der Marsch, den jene nach den Schlachten von Jena und Auerstädt zurücklegte, läßt sich gar nicht mit den Strapazen der Cernirung von Metz vergleichen. Diese folgten noch dazu auf die drei blutigen Schlachten vom 14., 16., 18. August.

Freilich brachten in dem Winterfeldzuge die einzelnen Kämpfe nicht so große Verluste, nicht so heiße Entscheidungen mit sich, als die Augusttage. Man hatte auch nicht mehr das alte kaiserliche Heer vor sich. Allein der jetzt auftretende Feind ersetzte durch Zahl dasjenige, was ihm an militairischen Eigenschaften fehlte. Prinz Friedrich Karl sah sich, als er vor Orléans eintraf, schnell genöthigt, seiner Armee eine übergroße Frontausdehnung zu geben, denn er mußte über die Schwäche der eigenen Kräfte täuschen. Bisher hatte diesen stets eine ziemlich genaue Kenntniß der Stärke und Stellung des Gegners zu Gebote gestanden. Die Cavallerie hatte ihnen reichliche Nachrichten bringen, der Armee um Tagemärsche voraufeilen und die Ruhe der andern Waffen sichern können, die ihre Kräfte für die Entscheidung der Schlacht sparten. Hier änderte sich das erheblich. Die große Frontausdehnung machte einen sehr anstrengenden Vorpostendienst nöthig, bei dem auch die Infanterie mitwirken mußte. Zweckmäßig verwendete der Feind seine Freicompagnien und die Lokaltruppen, um sich mit einem

undurchdringlichen Schleier von Vorposten zu umgeben. Das dichtbedeckte, ganz unübersichtliche Gelände des Orléanswaldes bot dazu die besten Hülfsmittel. Die zahllosen einzelnen Gehöfte, die großen Orte, Schlösser, Parks, Wäldchen und Gartenanlagen stecken voll Bewaffneter. Die deutschen Patrouillen kamen nicht mehr weit über die eigenen Vorposten hinaus. Ihre Berichte waren karger als früher. In einem Schreiben, welches Prinz Friedrich Karl in jenen Tagen an seinen königlichen Oheim richtete, sprach er sich gerade über diesen Uebelstand näher aus: „Wenn der Kaiser Napoléon III. mit vollem Rechte sagte, er habe wegen der zahlreichen Cavallerie, welche meine Armee beim Vormarsche gegen die Mosel umschleierte, niemals gewußt, wo der Kern sich befände, so kann ich nur jetzt das Nämliche sagen in Bezug auf meine augenblickliche Kriegslage. Ich weiß nur mit Sicherheit, daß dieses oder jenes Dorf oder Gehöft besetzt sind. Wo einige größere Massen standen, war auch gelegentlich bekannt; wo der Kern der Armee ist, ob bei Orléans oder bei Gien-Bellegarde ist mir nicht bekannt"*).

Verstand es der Feind auch keineswegs, bei den entscheidenden Kämpfen seine Ueberzahl in einheitlichen Anstrengungen zu verwerthen, so war es ihm doch immer möglich, nach der Niederlage andere frische Truppen heranzubringen. Trotz der Erfolge in den Kämpfen bei Orléans gelang es den Deutschen doch nicht, die ganze Loirearmee gleichzeitig zu schlagen und in eine große Niederlage zu verwickeln.

Die Verfolgung ihrer einzelnen Theile führte für die deutschen Truppen unerhörte Strapazen herbei. Auf grundlosen Wegen in Wintersturm, Regen und Schnee arbeiteten sich die Truppen vorwärts. Jetzt zeigten sich die Folgen ihrer fast gänzlichen Isolirung. Die Verbindungen nach der Heimath rissen ab, weder Ersatz an Menschen noch an Proviant und Munition kam zur Genüge heran. Der Munitionsmangel bei der Artillerie wurde sogar bedrohlich für den Ausgang der Kämpfe; die Bekleidung war schon völlig ruinirt. Namentlich befand sich das Schuhwerk in der trau-

*) Thatsächlich stand die Loirearmee zu jener Zeit schon in zwei großen Gruppen getheilt, sowohl bei Orléans, als auch bei Bellegarde.

rigsten Verfassung: zahlreiche Mannschaften marschirten in Holzpantoffeln, andere gar baarfuß. Die Cadres schmolzen mehr und mehr, die Zahl der Officiere im Verhältniß zur Mannschaft ward immer ungünstiger. Ueberall blieben Commandos bei den Lazarethen mit Transporten, Gefangenen u. s. w. zurück. Die Armeecorps glichen kaum noch vollzähligen Divisionen, die Divisionen schwachen Brigaden, die Bataillone sanken auf 500, 400, 350 Köpfe herab. Dabei hatte sich der Troß eher vermehrt, als vermindert, dessen Sicherung erforderte stärkere Kräfte wie bisher. Die Colonnen dehnten sich unabsehbar aus, alle Bewegungen wurden schleppender, die Kämpfe entscheidungsloser. Das vorher reiche und blühende Land aber verwandelte sich unter den Einwirkungen dieser Kriegsart in eine Wüste.

Und dennoch bestand die Armee *auch diese Probe* mit Glück. Die Loirearmee wurde geschlagen, in getrennten Gruppen bis zu fernen sicheren Schlupfwinkeln zurückgedrängt und für Wochen kampfunfähig gemacht. Ihre wohlausgerüsteten Truppen verwandelten sich zum Theil in waffenlose elende Schaaren, ein ungeheures Material ging verloren. — —

General von Werders Truppen hatten, als der Kampf gegen die Republik begann, nicht so verlustreiche Schlachten hinter sich, wohl aber zum großen Theile die Anstrengungen der Belagerung von Straßburg. Kamen sie nun auch in ihrem inneren und äußeren Gefüge noch weniger geschwächt an den neuen Feind, waren die Gefechte bis zu Nuits hin auch nicht sehr blutige, so wurde deren Zahl doch eine außerordentlich große. Weite Märsche, ein schwieriger Vorpostendienst, ununterbrochene Scharmützel und die Spannung, welche die Isolirung immer mit sich bringt, waren das Loos dieses Corps. Mit dem Gefecht von Nuits begann eine wahrhaft aufreibende Zeit, die bis zum Ende der Schlacht an der Lisaine dauerte.

General von Manteuffel traf mit der Südarmee auf einen schon geschlagenen Feind, ihm aber trat ein bisher ungekannter Widersacher in den Schwierigkeiten entgegen, welche tief verschneite froststarrende Gebirge boten. Die Nothwendigkeit weiter waghalsiger

Märsche und nahezu die Unmöglichkeit, seine Truppen genügend zu versorgen, erschwerten ihm den Sieg.

Dennoch blieb dieser auch auf dem östlichen Kriegstheater nicht zweifelhaft.

Weder die Begeisterung für das Vaterland und die Republik, noch Gambetta's Energie, noch die militairischen Naturanlagen des Franzosen, die Niemand leugnen kann, hatten es vermocht, Frankreich zu retten. Die Armee ließ nur Elend und Trümmer hinter sich.

In wie weit Gambetta's Eingriffe in die Leitung und General d'Aurelle's oder Bourbaki's Verhalten die Niederlage verschuldet haben, ist bekannt. Doch auch die Eigenart der geschlagenen französischen Heere, die nothwendigen Schwächen, welche jede Milizarmee schon bei ihrer Entstehung als Keime in sich trägt, wirkten nicht minder zu ihrem Untergange mit.

Die Indisciplin war es freilich eben so wenig, wie etwa die Mängel der Bewaffnung und Ausrüstung, wodurch ihnen das verhängnißvolle Schicksal bereitet wurde.

Mangel an dem nöthigen Muth kann man den Soldaten, die bei Beaune, Loigny und Cercottes oder bei Nuits, Héricourt und Le Mans fochten, ebensowenig nachsagen.

Allein der größere Theil der Generale, fast alle Officiere und die bedeutende Mehrzahl der Mannschaften kannten das Leben einer großen Armee im Felde gar nicht, hatten es nie studiert, oder waren desselben durch längere Unthätigkeit wieder entwöhnt. Das führte zu Reibungen und zu einer Unmündigkeit, welche um so verderblicher wurde, je größere Massen man auf einer Stelle vereinigte.

Eine Menge von einzelnen Tönen giebt noch immer keine starke und wirksame Harmonie. In den improvisirten Heeren Gambetta's arbeitete eine unzählige Menge von Kräften durcheinander, jede für sich vielleicht mit dem besten Willen, doch nicht alle mit einander auf ein- und dasselbe Ziel hin. Alles wurde damit erschwert, die Befehlsleitung sowohl wie die Ausführung. In den unteren Sphären kannte man die Absichten der Generale nicht, diese wieder waren

im Unklaren über die Ideen der Regierung. Vom Kriege und der Kriegführung existirten keine festen, durch lange Uebung und Gewohnheit sicher erworbenen Vorstellungen. Wo der einzelne Unterführer selbstständig handelte, paßte sein Thun daher nicht in das große Ganze hinein. An die strengste Centralisation gewöhnt, wartete meistens Jedermann ab, bis das, was er thun sollte, von oben her befohlen wurde. Darum kam die Armee immer nur ruckweise in Bewegung; es fehlte der Zusammenhang, die Stetigkeit in ihren Operationen. Weil Alles durch den Oberbefehlshaber selbst bis in's Kleinste geordnet werden mußte, dauerten die Vorbereitungen unendlich lange. Ueber dasjenige, was geschehen sollte, mußten die höheren Officiere die niederen, diese wieder die Mannschaften erst weitläuftig belehren. Die einzelnen Glieder der militairischen Hierarchie wirkten nach einander, nicht gleichzeitig, wie in einer Linienarmee. Als die Armee größer wurde, brauchten die Befehle mehr Zeit und blieben häufiger an einzelnen Stellen ganz aus. Das strafte sich jedesmal durch Zeitverlust oder völlige Unthätigkeit der betroffenen Theile. Im Jahre 1870 war es für den französischen Officier, der das nicht gethan hatte, was man von ihm erwartete, noch eine vollgültige Entschuldigung, wenn er angab, es sei ihm das Betreffende nicht befohlen gewesen. In der deutschen Armee hätte Niemand einen solchen Einwand gelten lassen, der das Versehen vielmehr in ein schlimmeres Licht stellt. Bekam ein deutsches Corps keinen Befehl, so durfte es darum noch nicht stehen bleiben. Der Corpscommandeur that viel mehr auf eigene Verantwortung dasjenige, was ihm geeignet erschien, um den ihm bekannten allgemeinen Zweck zu fördern. Kannte er den Willen des Oberbefehlshabers nicht genau, so suchte er selbst ihn nach Kräften zu errathen und dem entsprechend zu handeln. Das ist um so leichter, je einfachere Gedanken der Kriegführung zu Grunde gelegt werden. In langer sorgsamer Friedensschule hatte sich die Uebereinstimmung in den Ideen über den Krieg herausgebildet. Gewisse Aufgaben, die im Felde täglich vorkommen, lösen alle preußischen Officiere nach ähnlichen Prinzipien, während sich doch die Individualität in Nüancirung der Art und Weise geltend macht. Schon

der eine große charakteristische Zug unserer Strategie: „Die Offensive gegen den Punkt, wo die feindliche Hauptarmee steht", sorgte für die Einheit des Handelns, denn damit war allen Theilen der Armee schon jedesmal die zu verfolgende Richtung gegeben. Sie konnten also, wenn höhere Weisungen durch einen Zufall ausblieben, immer schon auf eigene Hand so lange weitermarschiren, bis sie von jenen erreicht wurden. Diese Selbstständigkeit jedes Führers und jedes Officiers, die im Frieden sorgsam erzogen war und die durch eine gleichmäßige militairische Bildung doch soweit wieder gemeinsam geleitet und beschränkt wurde, daß sie nicht zur Regellosigkeit ausartete, hat am meisten zu den glänzenden Erfolgen beigetragen. Sie brachte es so häufig dahin, daß die Ausführung der Befehle des Oberfeldherren von den Armeen schon eingeleitet war, wenn sie bei diesen bekannt wurden, daß die Corpscommandanten schon aus eigener Initiative dasjenige begannen, was ihr Armeebefehlshaber wollte und daß bis unten hin, sobald die Ereignisse einen Anstoß gaben, alle Kräfte gemeinsam nach einem Punkte strebten.

Diese Einheit und Continuität, diese Fach= ja, man möchte sagen, Geschäftsmäßigkeit des Handelns ist der sehr wesentliche Vortheil, den eine gute Linienarmee vor jeder Milizarmee voraus hat.

Dann aber erzieht der tüchtige Friedensdienst einen Factor, der der wichtigste von Allen ist, die Hingebung an die gemeinsame Sache, das Pflichtgefühl. Ohne Zweifel kann ein Officier oder Soldat, der den Degen zum ersten Male trägt, im Augenblick der Gefahr sich ebenso tapfer erweisen wie der altgediente. Und dennoch wird er trotz des Muthes nicht Gleiches leisten, weil er das Selbstvergessen nicht gelernt hat und persönliche Eindrücke, persönliche Interessen ihn eher beherrschen. Er sieht Schwierigkeiten, die ihm unübersteiglich scheinen, während der Berufssoldat gewöhnt ist, daß auch dergleichen Hemmnisse überwunden werden müssen, wenn es befohlen wird. Er ahnt und fürchtet Gefahren, welche auf den Soldaten von Fach keinen Eindruck machen, weil dieser aus Uebung und Gewohnheit weiß, daß die Leute, denen die Abwehr zusteht, auch ein Auge für diese Gefahr haben. Wer den Feldzug in dem

Stabe eines Befehlshabers mitgemacht hat, der wird sich gewiß einer Categorie von Dilettanten entsinnen, welche in kritischen Momenten stets bereit sind einzugreifen, Reserven und Batterien herbeizuholen, hierhin oder dorthin zu jagen und alle möglichen Verwirrungen zu stiften, während ihre Kameraden von höherer Dienst-Erfahrung die Dinge sich historisch entwickeln lassen und zunächst abwarten, was diejenigen thun werden, denen das Amt im Augenblick auch die Pflicht auferlegt. Dabei sind sie doch nicht minder zum Handeln bereit, wenn diese Pflicht an sie selbst herantritt. Ganz ähnliche Gründe, wie diejenigen, welche eine solche Wirkung hervorbringen, verursachen es, daß eine improvisirte Truppe, mag sie auch immerhin „begeistert“ und „voll Muth“ sein, sich im Augenblick überraschender Gefahr oft kopflos zeigt. Leicht hält sie Alles für verloren und zerstreut sich, ohne Ernstliches gethan zu haben, während eine regulaire kühler bleibt, sich selbst gegen eine übermächtige Gefahr zur Wehr setzt und ohne Zögern ihre Schuldigkeit thut, gleichgültig, welchen Ausgang sie vorhersieht. Welchen Einflüssen eine junge zusammengeraffte Truppe ausgesetzt ist, bewies in der Loirecampagne am deutlichsten das Gefecht von Chambord, wo eine durch den Wald heranmarschierende französische Colonne von 3300 Mann auseinanderlief, als die Tête plötzlich durch ein unternehmendes Häuflein von 55 hessischen Soldaten angegriffen wurde. Ihre Geschütze, Munitionskarren, eine Anzahl Gefangene blieben dabei in den Händen der Sieger und das feste Schloß Chambord capitulirte mit einer Besatzung, die vier mal so stark war, als die Angreifer. Dergleichen Vorfälle sind bei durchgebildeten Linientruppen nicht möglich, in deren Reihen Jedermann an eigene persönliche Verantwortung gewöhnt ist und der Einzelne sich nicht durch die Wirkung eines sich verbreitenden Schreckens so leicht fortreißen läßt. Unter jenen dreitausend Franzosen sind unzweifelhaft genug Mannschaften gewesen, welche an persönlichem Muth ihren Gegnern gleichkamen — das wird auch der enragirteste Patriot zugeben — und dennoch dachte auch dieser Theil nicht an Gegenwehr. Die Friedenserziehung drängt im Soldaten den Menschen zurück, sie macht ihn objectiver, entzieht ihn der Gewalt der sub-

jectiven Empfindung. Er lernt es, seine Stimmungen zu beherrschen, verliert das Interesse für das eigne Wohl und Wehe und concentrirt aus Gewohnheit alle Gedanken auf die Sache, auf den Zweck, der gerade von seiner Truppe verfolgt wird.

Gleichgültig ist es, ob der Einzelne darüber zu Grunde geht, wenn nur die ganze Gemeinschaft triumphirt, der er angehört. Das ist ein Gedanke, der für jeden guten Soldaten der erste Glaubenssatz wird.

Nicht an ritterlichen Eigenschaften, wohl aber an diesem unerbittlichen Pflichtgefühl fehlte es den Armeen der Republik von 1870. Es waren ziemlich willenlose, unselbstständige Massen, wohl empfänglich für einen von oben gegebenen Impuls und fügsam, aber arm an positiver nachhaltiger Kraft und Leistungsfähigkeit. Ein Beispiel wird das noch klarer machen.

General d'Aurelle befand sich am 2. December während der Schlacht von Loigny bei Artenay, wenig über zwei Meilen vom Schlachtfelde entfernt. Bei dieser Entfernung sind alle Umwege eingerechnet, die dadurch entstanden, daß die directe Verbindung durch die preußischen Truppen während des Kampfes unterbrochen worden war. Und dennoch blieb er fast den ganzen Tag über ohne Nachricht von den kämpfenden Divisionen. Er ritt Vormittags nach Chevilly, wo er ihnen noch um eine halbe Meile näher war. Auch dort aber gelang es ihm nicht, mehr zu erfahren. Am Nachmittage erreichte ein Officier vom Stabe des General Chanzy das Hauptquartier, mit Nachrichten, welche keinen guten Ausgang ahnen ließen. Mehrere Depeschen wurden an den General abgesendet; die Antwort blieb aus. Den Versuch, durch gut berittene Officiere die Verbindung herzustellen, scheint man im Voraus für vergeblich gehalten und gar nicht gewagt zu haben. „Endlich gegen Mitternacht kam ein Officier vom Stabe General Chanzy's, der Capitain Bois, nach großen Schwierigkeiten im Hauptquartier an. Es fror sehr stark, der fallende Schnee bedeckte die Wege und machte die Communicationen während der Nacht fast unmöglich."

Diese letzten Worte stehen in d'Aurelle's eigenem Bericht.

Daraus geht hervor, daß er selbst diese „Schwierigkeiten", welche seine Officiere in einem so wichtigen Augenblick aufhielten, völlig anerkannt hat.

Zu derselben Zeit befand sich Prinz Friedrich Karl in Pithiviers über fünf Meilen vom Kampfplatz entfernt. Seine Verbindungen mit den im Gefecht stehenden Truppen des Großherzogs von Mecklenburg waren am Nachmittage noch durch einen Vorstoß des Feindes von Artenay her in nördlicher Richtung bedroht worden. Allein er erhielt nicht nur im Laufe des Tages mehrere sehr ausführliche telegraphische Depeschen, welche ihn über den Gang der Schlacht orientirten, sondern am Abend, noch bevor dem General d'Aurelle in Artenay die einzige Kunde über den Ausgang des Kampfes auf seiner Seite zukam, auch eine schriftliche Relation durch den Chef des großherzoglichen Generalstabes. Alles irgend Wissenswerthe enthielt dieser Bericht und Ordonnanzofficiere, welche an demselben Tage zwischen dem Kampfplatze und Pithiviers verkehrt hatten, fügten genaue Schilderungen der Einzelheiten hinzu. Auf preußischer Seite war es ebenso dunkel, es fiel der Schnee genau wie drüben und bedeckte die Wege. Von den Landleuten erhielten die Reiter in der Finsterniß gewiß nicht so gründliche und gefällige Auskunft über Weg und Steg, als die Boten Chanzy's oder d'Aurelle's. Und dennoch fanden die deutschen Officiere durchaus keine „großen Schwierigkeiten", um hinüber und herüber zu reiten. Niemand unter ihnen hätte die Communicationen während der Nacht für „fast unmöglich" erklärt. Es schien mit dem Aufrechterhalten der Verbindung unter den hier obwaltenden Umständen durchaus nichts Außergewöhnliches gethan.

Wenn dieser Vergleich zu Ungunsten der Franzosen ausfällt, so wird doch darum Niemand behaupten, daß Mangel an guten Pferden die Ursache gewesen sei, oder daß sich zufällig in den Stäben der beiden Generale nur schlechte Reiter befunden hätten. Die Leistungen der Franzosen auf dem Turfplatze sprechen entschieden gegen eine solche Annahme. Aber es machte sich auch hier der Mangel an militairischer Erziehung, an Uebung und strenger Gewohnheit geltend. Daß zwei zahlreiche Generalstäbe, welche nicht

im Stande sind, bei so geringen Entfernungen trotz aller Gefahren und Mühsale die Verbindung stündlich zu erhalten, ein harter Vorwurf trifft, hat dort Niemand empfunden. Es war zu dunkel, es schneite und die Communicationen wurden „fast unmöglich“ — diese Entschuldigungen genügten.

Ganz ähnlich ging es in den darauf folgenden Tagen der Schlacht von Orléans her. General d'Aurelle, der überall die inneren kürzeren Linien für sich hatte, verlor den Faden der Heeresleitung völlig aus der Hand. Nach keiner Seite hin, weder nach dem rechten Flügel, noch nach dem linken gelang es ihm, die Communicationen aufrecht zu erhalten. Chanzy und Bourbaki wurden so durch die Umstände zu selbstständigen Armeebefehlshabern und das einheitliche Commando hörte auf. Zwischen den deutschen Heeressäulen, die gegen Orléans vorgingen, riß die lebhafte Communication zu keiner Zeit ab. Selbst nach Loury hin sandte Prinz Friedrich Karl am 3. December Abends von Artenay aus seine Befehle, obschon in der Gegend von Achères noch feindliche Abtheilungen streiften und der Wald von Orléans überall durch versprengte Franzosen unsicher gemacht wurde. Den Ueberbringer dieses Befehls, der seinen Ritt ohne jede Begleitung machte, hielten ganz besondere Hemmnisse auf und dennoch erreichte er wenigstens am Morgen sein Ziel. Französische Generalstabsofficiere rühmten während der Gefechtstage von Le Mans in Privatbriefen ihre braven Pferde, auf denen sie trotz des Schnees und der glatten Wege 10—11 Lieues (6 deutsche Meilen) an einem einzigen Tage zurückgelegt hätten. Das sind aber Leistungen, welche täglich von jeder ausgesendeten deutschen Cavalleriepatrouille gefordert wurden, geschweige denn von den Officieren der höheren Stäbe. Diesen galten auch unter schwierigen Verhältnissen acht, zehn und zwölf deutsche Meilen für den Tag als nichts Besonderes, fünfzehn wurden gewiß oft in vierundzwanzig Stunden durchmessen. Während der Decembertage, als Prinz Friedrich Karl in Orléans war, schickte er einmal früh Morgens einen Officier nach Vierzon ab, der dorthin ritt, sich während eines Aufenthaltes von einigen Stunden völlig über die Verhältnisse in jenem Orte orientirte und noch am Abend

nach Orléans zurückkehrte. Er hat auf ein und demselben Pferde zweiundzwanzig deutsche Meilen in Zeit von siebzehn Stunden durchritten. Auch diesem Beispiele würden sich mehrere andere noch anreihen lassen, wenn man sie kennte.

Das sind freilich Einzelheiten, aber sie treten doch oft genug auf, um für das Ganze als Maßstab dienen zu können. Auf allen anderen Gebieten ist Aehnliches geleistet worden.

Während in der französischen Armee die Unselbstständigkeit in den unteren Regionen eine viel größere war, wurde auch gleichzeitig der allein belebende Strom der Oberleitung viel häufiger unterbrochen, als im deutschen Heere, wo bei dem allseitigen Streben nach Selbstständigkeit eine solche Unterbrechung jedesmal ohne nachtheilige Folgen blieb.

In diesem regelmäßigen zuverlässigen Funktioniren aller, auch der kleinsten Theile des großen Organismus der Armee liegt die Hauptstärke eines stehenden Heeres gegenüber der Milizarmee.

Gewiß hat auf deutscher Seite das Genie der Feldherren Großes für den Erfolg gethan.

Hier scheint bei dem Kampfe gegen die Loirearmee Gambetta's Eins besonders hervorzuheben. Vor der Schlacht von Orléans beschränkte sich Prinz Friedrich Karl während eines Zeitraums von zehn Tagen streng auf die Vertheidigung. Die Defensive im freien Felde steht in den letzten Kriegen, welche Preußen geführt hat, als vereinzeltes Beispiel da. Nur abgesonderte Armeecorps haben sich außerdem noch gelegentlich in der Vertheidigung gehalten. Ein solcher Entschluß erforderte daher mehr Festigkeit des Feldherrn, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Die Tradition der Armee, der Geist, in dem dieser Krieg begonnen und bisher durchgeführt worden war, forderte die rücksichtsloseste Offensive. In der Truppe war die große Stimmenmehrzahl ebenfalls dafür. Das Prestige, welches den Namen des preußischen Feldherrn begleitete, bildete eine neue Versuchung, nach dem Eintreffen der Armee ohne Weiteres zum Angriff auf das verschanzte Lager von Orléans zu schreiten und die Ankunft der Sieger von Metz durch eine solche That gleichsam zu inauguriren. Etwas anderes wurde auch in der Armee und

über diese hinaus in ganz Deutschland gar nicht erwartet. Man hatte sich an schnelle Siege gewöhnt. Auch in der II. Armee wollten die leitenden Persönlichkeiten ursprünglich die Offensive bis weit über die Loire hinweg zum Cher hin ausdehnen. Der Verzicht erforderte viel Selbstverläugnung, aber dennoch wurde der entscheidende Entschluß noch am 20. November gefaßt, als die II. Armee sich plötzlich den neuen, unerwarteten Verhältnissen gegenüber sah und als der Prinz und seine Rathgeber es schnell erkannten, wie sehr bisher die Loirearmee deutscherseits unterschätzt worden sei.

Ebenso bald aber übersahen sie auch die Schwäche dieser großen Armee, die zwar im Stande war, sich hinter Wall und Graben mit Erfolg zu schlagen, der es aber für jeden Offensivfeldzug an Kraft und Beweglichkeit fehlte, während Gambetta's System und die Stimmung von ganz Frankreich gerade die Offensive forderten. Wenn Prinz Friedrich Karl die Loirearmee in ihrem verschanzten Lager angriff, so that er, was d'Aurelle gewollt und der greise General wäre nimmermehr in seinen Entschlüssen und Maßnahmen so schwankend geworden, wie nun, wo das von ihm Erwartete ausblieb. Jener innere Zerstörungsprozeß, der mit dem Zerwürfniß zwischen Gambetta und d'Aurelle in den Novembertagen begann und der die Kraft der Loirearmee mehr schwächte, als eine verlorene Schlacht, würde durch die Thatsachen früh unterbrochen worden sein. Der beginnende Kampf hätte den Keim der Zwietracht damals frühzeitig erstickt.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Defensive, nicht die Besorgniß um das Schicksal der Armee leitete den prinzlichen Feldherrn.

„Ich sehe für mich noch keine Gefahr, wohl aber einige Unbequemlichkeit", schrieb er in jenen kritischen Tagen an seinen Königlichen Oheim. Deutlicher konnte sich in einer solchen Lage das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens auf den Sieg nicht aussprechen. Der Erfolg bestätigte das Recht dieser zuversichtlichen Haltung und krönte zugleich die weise Mäßigung, die einer allgemeinen Strömung widerstand und auch die eigenen Wünsche

zu besiegen wußte. In zwei Offensivschlachten zerstörte der Feind seine Armee und beraubte sich der Kraft und Mittel, um dem deutschen Angriffe zu widerstehen, der ihn unmittelbar darauf traf.

Wer sich eingehend mit jener Feldzugsepoche beschäftigt, wird die Ansicht gerechtfertigt finden, daß gerade die Tage vor der Schlacht von Orléans zu den besten für die Oberleitung der II. Armee gehören. Sie hat sich durch das schnelle Hineinfinden in eine ganz neue, überraschend eingetretene Kriegslage um Armee und Vaterland wohl verdient gemacht.

In den Kämpfen gegen die französische Ostarmee tritt ein ganz ähnlicher Moment hervor. Der eigentliche Wendepunkt liegt dort in dem rechtzeitigen Zurückgehen des Werder'schen Corps von Dijon in die Stellung von Vesoul. Der Entschluß hierzu mag dem General leichter geworden sein; denn Niemand erwartete von ihm in jenem Augenblicke eine Offensive. Niemand konnte sie erwarten. Die Nothwendigkeit, einen Theil des schon besetzten Landes vor dem drohenden übermächtigen Angriffe zeitweise wieder aufzugeben, leuchtete Jedermann ein. Das Verdienst liegt dort in dem Scharfblick, mit welchem der richtige Augenblick erfaßt, und in dem Geschick, mit welchem er benutzt wurde.

Ueber General von Manteuffels kühne Strategie ist schon eingehend gesprochen worden. —

Aber soviel auch unsere Feldherren für den Erfolg gethan haben, war es doch immer die Armee, welche den Befehl ausführte und den Sieg sicher stellte. Das unbedingte Vertrauen auf deren Ueberlegenheit an kriegerischen Eigenschaften, gab dem strategischen Genie unserer Führer die Schwungkraft. Ist ein so treffliches Werkzeug vorhanden, findet sich leicht die Hand, die es zu gebrauchen weiß. Und daß diese Vorzüge nicht lediglich in der äußeren Gestalt des Heeres, sondern in ihrem inneren Leben beruhten, daß mit einem Worte ihr gesammter Geist ein besserer war, als der in des Dictators Volksheeren, geht aus dem Vergleiche hervor.

Gambetta kannte seine Milizen recht wohl, er wußte, daß er von ihnen nicht sogleich den Sieg erheischen durfte. Ihm gehört das

geflügelte Wort an: „Les succès ne s'improvisent pas." Aber diesen Unterschied übersah er dennoch. Er glaubte nur an die technische Vortrefflichkeit des preußischen Heeres, die man freilich zerstören kann, sind die Mittel nur groß genug, um durch immer neue Opfer die Wirkung zu erzwingen. Hier liegt des Dictators größter Irrthum, welcher seine verhängnißvollsten Fehler hervorrief und ihm die bittersten Enttäuschungen bereitete.

VIII. Eine Schlußbetrachtung.

Wir studiren gern die Fehler und Schwächen Anderer, das geht in der Kriegsgeschichte ebenso wie im gewöhnlichen Leben. Alle Mißgriffe der französischen Heerführer, alle Mängel des französischen Armeewesens von 1870 und 71 haben von deutscher Seite eingehende Beleuchtung erfahren. Deshalb aber ist es nur gerecht, nun auch zu untersuchen, inwiefern wir an den guten Seiten unserer Gegner lernen können und im eigenen Hause Mängel entdecken, welche unsere Aufmerksamkeit forbern.

Schon der Umstand, daß Frankreich im Stande war, nach dem völligen Untergange des kaiserlichen Heeres noch eine zweite Armee aufzustellen, einen vier Monate langen zweiten Feldzug durchzuführen und den Siegern von Metz und Sédan so ernste Schwierigkeiten zu bereiten, bleibt für uns eine dringende Mahnung, die alte treffliche Organisation unserer Wehrkraft nicht allein zu erhalten, sondern auch, sie womöglich noch zu erhöhen. Sie ist ja kein starres für ewige Zeiten erfundenes Schema, sondern muß gleichen Schritt halten mit der weiteren Entwicklung unseres Volks- und Staatslebens. Wie leicht hätte selbst 1870 ein empfindlicher Rückschlag eintreten können. Der Fall von Metz hing im Wesentlichen davon ab, wie viel die Armee Bazaine's darin zu leben fand. Wie nun, wenn es einem unternehmenden und scharfsichtigen Intendanten gelungen, noch vor der Einschließung den Bedarf für zwei Monate mehr hineinzubringen. Eine solche Betrachtung liegt keineswegs fern. Gewiß hätten die Heere Gambetta's auch dann nicht ver-

mocht, den Krieg wieder an die Mosel oder gar an den Rhein zu spielen. Aber vielleicht wäre es geglückt, die Pariser Einschließungsarmee zeitweise von der Hauptstadt abzuziehen und deren endlichen Fall so weit hinauszuschieben, daß Deutschland im Hinblick auf die erdrückenden materiellen Opfer, die es für den Krieg bringen mußte, Frankreich weit billigere Bedingungen zugestanden hätte.

Wer aber will nun gar behaupten, daß wir schon am Ende der großen historischen Krisis stehen, welche mit der Wiedergeburt Deutschlands begonnen hat? Niemand glaubt im Ernste daran. Alle hervorragenden Geister im Volke sind mit ihren ganzen Interessen und ihrer ganzen Kraft noch auf diesen Kampf gerichtet, der sich schon nicht mehr auf das Gebiet der äußeren Politik beschränkt, sondern sich längst auf tiefer gehende Fragen ausgedehnt hat. Das neue Deutschland steht in diesem Kampfe allein, seine Gegner sind bisher einzeln aufgetreten; sie können in Zukunft über dem gemeinsamen Mißtrauen gegen das wiedererstandene Reich die eigenen Differenzen vergessen und härtere Proben an die Mannhaftigkeit unseres Volkes stellen. „Wir dürfen uns darüber keiner Täuschung hingeben; wir haben seit unseren glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen*).“

Nun besitzen wir weder die Eigenschaften, noch die Mittel der Franzosen, Heere zu improvisiren. Wir würden daher noch weniger wie sie im Stande sein, eine erste Niederlage durch schnelles Zusammenraffen einer neuen Streitmacht auszugleichen. Es möchten uns dazu bald Geld und Menschen fehlen. Der Franzose läßt sich leicht durch das zuversichtliche Auftreten eines kühnen Mannes imponiren, er glaubt schnellfertig an den Erfolg und antwortet dem Aufrufe zumal dann bereitwillig, wenn es den Götzencultus der nationalen Waffenehre gilt. Daher erschienen die Hunderttausende, welche der Kriegsminister-Advokat im Herbst 1870 für seine Legionen verlangte, auch pünktlich auf dem Platze, ohne daß sich im Lande eine

---

*) Worte des Feldmarschall Moltke aus seiner am 16. Februar 1874 im deutschen Reichstage gehaltenen Rede.

nennenswerthe Opposition erhob. In Deutschland würde es bei ähnlichen Verhältnissen ganz anders ausgesehen haben. Die Aufstellung unserer Milizen von 1813 war seit vier Jahren vorbereitet, und bittere Noth drückte seit einer noch längeren Zeit jeden Einzelnen. Das sind eigenthümlich fördernde Vorbedingungen, die nicht als Norm gelten können. Das deutsche Volk hat es den Männern, die sich über den Schwarm erhoben und die seine Größe wollten, noch niemals leicht gemacht. Man denke nur an die Schicksale des Fürsten Bismark, ja selbst an diejenigen unseres Kaisers. Es ist vielleicht nützlich, jetzt einmal die Worte zu wiederholen, welche in der Adresse des Abgeordnetenhauses vom 18. December 1863 stehen und die in dem Augenblicke ausgesprochen wurden, als die Auferstehung Deutschlands begann. Sie heißen:

„Das Haus der Abgeordneten wendet sich an Eure Majestät, um die schwere Schuld von sich abzuwenden, daß es nicht Alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen droht."

Wie leidenschaftliche Angriffe mußte die Umgestaltung der Armee erfahren, welche allein die Erfolge der letzten zehn Jahre möglich gemacht hat, und die in einem Zeitpunkte ausgeführt wurde, in dem die Ereignisse schon deutlich ihre Schatten vor sich herwarfen. Vergessen wir nicht, daß noch 1865 die Verständigung über die Armeereorganisation im Abgeordnetenhause mißlang. Und dieses folgte, als es sich von unseres Kaisers eigenstem Werke lossagte, dem guten Glauben, damit dem Vaterlande einen Dienst zu leisten, schärfer zu sehn, als der König und die Regierung.

Welch' eine unerschütterliche Festigkeit, welche Ueberzeugungstreue gehörte dazu, das für das Wohl des Staates dringend erforderliche Werk inmitten des allgemeinen Sturmes aufrecht zu erhalten. In Kaiser Wilhelm's Geschichte wird jene Epoche vor den drei letzten Kriegen dereinst weit schärfer hervortreten, als es augenblicklich der Fall ist, wo sie zu tief im Schatten einer glänzenden Gegenwart steht.

So offen, wie der Wunsch, daß unser Volk in einer Stunde höchster Noth jedesmal den Mann finden möge, der es zum Kampfe

bis aufs Messer entflammt, sei hier auch der Zweifel ausgesprochen, daß bei uns eine solche Erscheinung in ähnlicher Weise wie in Frankreich möglich sei. Keinem Gambetta, selbst einem größeren als dem von 1870, würde es gelingen, Deutschland so einheitlich zur Fortsetzung eines fast hoffnungslosen Widerstandes zu treiben. Leistungen, wie die Aufstellung der Departementsbatterien und viele andere sind bei uns aus materiellen Gründen unmöglich. Man vergesse nicht, daß Frankreich nach zehn verlorenen Schlachten und dem Sturze seiner Regierung kaum so große Opfer für seine Kriegsanleihen brachte, als der norddeutsche Bund es im Juli 1870 mußte, trotzdem er über ein sieggewohntes Heer verfügte, das an Zahl dem kaiserlich französischen beträchtlich überlegen war.

Deutschland kann ein tüchtiges wohlgeordnetes Heerwesen gewiß noch weit weniger entbehren, als Frankreich.

Um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, wird unser Volk zuvörderst mit Furcht und Zittern danach streben müssen, sich die sittlichen Grundlagen seines Heerwesens zu wahren. Sie sind es, von denen der Sieg immer in erster Linie abhängt.

„Wenn ringsum der dem Materialismus entwachsene nur dem äußeren Vortheile nachgehende Egoismus immer üppiger wuchert und vaterlandslose Gesinnung sich immer unverhohlener kund giebt, so werden hier noch Treue zum König, Liebe zum Vaterlande, Ordnung, Gehorsam, Pflichtgefühl und Selbstverleugnung gelehrt und anerzogen; hier dient noch der Einzelne der Idee, hier muß er noch bereit sein, sich für dieselbe zu opfern. Mehr wie je also ist heute das Heer die festeste Grundlage der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung.“

„Wir haben schon zu oft gehört, daß wir das intelligente Heer genannt werden; man nenne uns doch das charaktervolle

Heer; denn wo es sich um Thaten und Pflichten handelte, da gelten vor Allem moralische Eigenschaften."*)

Wir sind darin die glücklichen Erben eines Geschlechtes gewesen, das es sich nicht verdrießen ließ, die Armee in saurer Arbeit mit peinlicher selbst auf das Kleinste gerichteter Treue für Erfolge vorzubereiten, die es selbst nicht mehr erlebte. Wir fanden die Lorbeerbäume gepflanzt und gepflegt und durften nur den Arm kühn nach den Zweigen ausstrecken.

Ein reicher Schatz von Idealismus, von Hingebung und unerschütterlicher Pflichttreue ist aus dieser Vergangenheit auf uns überkommen. Wir durften diesen Schatz flüssig machen. Wollen wir indeß auch der nächsten Generation ein Gleiches hinterlassen, so ist ernste Vorsorge nothwendig.

Wer möchte leugnen, daß der Luxus, die Neigung zum Wohlleben auch im Offiziercorps gestiegen sind. Wir wollen hoffen, daß diese Epoche nur eine vorübergehende ist, der Reflex des allgemeinen Goldgefunkels, das nach dem Kriege den gesunden Sinn unseres Volkes berückt hat. Nach wie vor muß der Stolz der Armuth, die Einfachheit der Lebensweise, die strenge Ordnung seiner häuslichen und wirthschaftlichen Verhältnisse, die Zierde des Offizierstandes sein. Das Lächeln einer leichter denkenden Mitwelt darf ihn darin nicht beirren. Er kann es anderen Ständen, deren materielle Verhältnisse heutzutage üppig aufblühen, doch nicht gleichthun — warum sich also auf ein Feld begeben, auf welchem die Niederlage gewiß ist.

Das Wohlleben ist ja freilich nicht allein ein Ergebniß rein materieller Genußsucht. Diese wirkt bei nur wenig Menschen. Aber es birgt auch ein ästhetisches Element von verlockender Anziehungskraft in sich. Diesem gefährlicheren Versucher muß nicht minder kräftig widerstanden werden; denn die Folge ist und bleibt erst die Bequemlichkeit, die Eigensucht und am Ende die Lässigkeit in der Pflichterfüllung.

Mit den steigenden Ansprüchen halten ferner meist die ver-

---

*) Arnold Helmuth, Geist und Form, Berlin E. S. Mittler.

fügbaren Mittel nicht gleichen Schritt; die Unordnung ist unausbleiblich. Gilt es doch manchem jugendlichen Vaterlandsvertheidiger als Cavalierparole, Schulden zu machen, vielen Anderen als das sehr verzeihliche „nothwendige Uebel“, das in den Zeitverhältnissen liegt. Diese dürfen in solcher Hinsicht keine Macht über uns haben; denn nichts richtet den Menschen auch innerlich sittlich sicherer zu Grunde, als andauernde Geldverlegenheit. Die Sparsamkeit ist für den Offizier eine doppelte Tugend. —

Die Einleitung für die ehrengerichtlichen Verordnungen der Armee, welche die sittlichen Grundlagen betont, auf denen das Wesen des Offizierstandes beruht, ist genugsam bekannt. Hier sei noch ein schlicht gefaßter, aber beherzigenswerther Befehl angeführt, den ein kürzlich verstorbener erfahrener General*), welchen man für den preußischen Soldaten vom ächten Schrot und Korn gelten lassen darf, an seine Offiziere richtete:

„Ich vertraue, daß die Ueberzeugung bei uns Allen immer mehr durchdringen wird, daß nicht im materiellen Genusse der Zweck des Lebens beruht, sondern in ernster geordneter Thätigkeit, in angestrengter Arbeit, in der treuen gewissenhaften Hingabe an die Obliegenheiten des Standes; — auf daß der preußische Offizier nicht im Ueberflusse und Luxus, in weichlicher Genuß- und Vergnügungssucht verkümmere und untergehe, sondern daß derselbe sich seine geistige und körperliche Arbeitskraft bewahre, daß er nie aus dem Auge verliere, wie es vielmehr seine Bestimmung ist, sich für die ihm zufallenden Aufgaben nach jeder Richtung hin immer befähigter und geschickter zu machen, indem er seine Kräfte erhöht, seine Willenskraft stählt, seine Erfahrung bereichert. Resignirte Entsagung weckt und stählt allein die Kräfte und den Charakter, während derselbe durch den unbeschränkten Genuß allemal erschlafft und verloren geht.“

Von solchen Lebensgrundsätzen ist die Liebe zur Arbeit unzertrennlich und diese wird dem Offiziercorps am ehesten den hohen Einfluß in der Armee bewahren, den es bisher bei jeder Gelegen-

---

*) Der General Carl von Schmidt.

heit zum Vortheil der eigenen Waffen, zum Nachtheile für den Feind geltend gemacht hat. Hier liegt auch die wesentlichste Handhabe für die Erziehung und Aufrechterhaltung der Disciplin; denn eine äußerst milde Gesetzgebung und ihre noch mildere Handhabung stellt dafür nur wenig Kraftmittel zu Gebote.

Das Streben nach Humanität gegen die Massen des Volkes sowohl, wie gegen die Massen des Heeres ist von einem glücklichen und großen Zeitalter, dessen Genossen, je höher sie standen, desto mehr Freude an dem allgemeinen Emporblühen hatten, immer unzertrennlich gewesen. Der ganze Lauf der Geschichte zeigt das.

Aber er lehrt ebenso, wie leicht auf solche Epochen ein allgemeines Sinken und vor Allem ein Schwinden der straffen Zucht gefolgt ist. Das sei auch uns zur Warnung geschrieben. Wir haben in dieser humanisirenden Richtung die Grenze erreicht und bei weiterem Fortschreiten würden die Gelüste der Massen überwuchern. Sie sollen freilich den Druck von oben im alltäglichen Leben nicht fühlen, wohl aber wissen, daß er gebraucht werden kann, und daß er ohne Zögern gebraucht wird, sobald sie sich beikommen lassen, zu wähnen, daß die Herrschaft ihrem Belieben verfallen sei.

Das gilt im militairischen Leben, wie im politischen, wie für das Heer, so für das ganze Volk.*)

Mit der Wahrung der sittlichen Grundlagen muß die äußere Vervollkommnung Hand in Hand gehen.

Gewiß thäte man unserer Armee sehr Unrecht, wollte man sagen, sie ruhe auf ihren Lorbeeren aus. Im Gegentheil ist die Thätigkeit eine fast fieberhafte. Aber sie hat sich vornehmlich auf formelle Dinge gewendet und in dieser Beziehung wird mehr denn

*) Wir empfehlen in dieser Hinsicht Heinrich von Treitschke's vortreffliche Aufsätze: „Der Socialismus und seine Gönner". Sie enthalten sehr beherzigenswerthe Dinge. Siehe Preußische Jahrbücher. 1874. Band 34.

je geleistet. Wir besitzen eine treffliche Bewaffnung, sorgsame Vorbereitung für die Mobilmachung; es wird sehr viel und gut exercirt. Die Anforderungen bei den Besichtigungen der Truppen sind in dieser Hinsicht so hoch, wie sie sich bei den gegebenen Verhältnissen nur irgend stellen lassen. Gewiß ist damit Manches, doch nicht Alles und nicht das Wichtigste gethan.

Das wissenschaftliche Streben in der Armee hat sich zu gleicher Zeit mit wahrhaft stürmischem Drange den taktischen Neuerungen zugewendet. Und diese Neuerungen streben im Wesentlichen der einen Kunst entgegen: „Den Feind ohne Blutvergießen zu schlagen," denn die Thatsache der überraschend großen Verluste in den ersten Schlachten des französischen Krieges fesselte vornehmlich die Aufmerksamkeit.

Eine Literatur von unendlicher Breite hat sich über diese Fragen ergossen. Die Zweifel sind dabei am größten und beharrlichsten bei der Infanterie geblieben, und dies vielleicht nur deshalb, weil bei dieser Waffe das Gebiet für die Neuerungen am engsten begrenzt war.

Immer mehr wird die geschlossene Gefechtsordnung in den Hintergrund gedrängt, die Auflösung zur zerstreuten, so wie das Ausnutzen der Schutzmittel begünstigt, welche das Terrain darbietet. Erhöhte Vorsicht ist sanctionirt. Gewiß kann hierdurch manches Unglück vermieden werden. Allein andere Nachtheile treten dafür ein. Mit der größeren Auflösung wird der Einfluß des Einzelnen geringer, zumal der des Offiziers auf seine Leute. Wir besitzen aber nur eine kleine Zahl von Offizieren im Verhältniß zur Mannschaft, und das läßt sich nicht ändern, weil ein geeigneter zahlreicherer Nachwuchs für den Offizierstand fehlt.

Durch das Beispiel seines Offiziers lernt der gemeine Mann die Gefahr verachten. Zu den Verlusten dürfen wir aber nicht diejenigen Mannschaften allein rechnen, welche die Kugel trifft, sondern auch diejenigen, die es einmal, vom Zufall und der Unordnung begünstigt, lernen, sich dem Auge ihrer Führer und ihrer Schuldigkeit zu entziehen.

Darum ist und bleibt es nothwendig, das Streben nach Auf-

lösung der geschlossenen Ordnung soviel zu hemmen, als es die Verhältnisse gestatten, nicht, es zu fördern. Ausbildung, Waffenwirkung, die Cultur, die den Boden immer mehr bedeckt, beschleunigen schon ohnehin jenen Proceß. Zum Siege führt nur der entscheidende Angriff, der den Feind über den Haufen wirft. Diesen Angriff werden niemals die langgedehnten Tirailleurketten allein ausführen. Geschlossene Abtheilungen, welche die Führer auf dem entscheidenden Punkte frisch heranzubringen vermögen, geben den Impuls dazu und reißen die Massen mit sich fort.

Das Heranführen dieser geschlossenen Reserven an die vorn schon fechtenden Schwärme wird freilich heutzutage schwieriger, als ehedem. Man muß sie von Hause aus weiter zurückhalten, weil das Feuer des Gegners einen größeren Raum mit Geschossen überschüttet und dann wird dieser längere Weg noch verhängnißvoller, wie früher, weil die Geschosse nicht nur weiter, sondern auch dichter einschlagen. Hier nun mag sich das taktische Talent in Anwendung zweckmäßiger Formen bethätigen. Und auch hier werden das Geschick in deren Anwendung und die Geistesgegenwart hinterdrein das Meiste thun müssen.

Eine große Anzahl der neu erfundenen Formen sind zudem auf den Eindruck gegründet, den das weitreichende Chassepotfeuer im letzten Kriege auf uns machte, während wir selbst nur ein kurzschießendes Gewehr führten. Allein dieser Eindruck fällt im nächsten Kriege fort, weil auch unsere Armee die bessere Waffe besitzt. Dafür werden uns neue überraschende Momente entgegentreten. Die feindliche Artillerie wird eine ganz andere Rolle spielen; unserer Reiterei tritt eine andere kräftiger entgegen, als es 1870 der Fall war, und zwingt uns sicherlich, unsere Entschlüsse auf eine geringere Kenntniß vom Feinde hin zu fassen, wie es damals der Fall war. Neue Gefechtserscheinungen werden sich uns überall zeigen. Das drückt den Werth jedes bestimmten Systems herab, welches auf einer Einzel-Erfahrung des letzten Krieges beruht.

Nur Eins wird auch in Zukunft so bleiben, wie es 1870 war. Wo zwei so kräftige Völker, wie Deutsche und Franzosen aufeinander treffen, drängen sich in der Entscheidungsstunde der Schlachten

die besten Elemente beider Heere auf engem Raume im blutigen Kampfe nahe aneinander, da verlieren alle Formen und Systeme ihren Werth und es entscheidet allein die höhere moralische Kraft, welche den Eindruck der furchtbaren Scenen, die unter solchen Umständen immer eintreten, zu überwinden vermag.

Die Thatsache, daß die herben Verluste, wie wir sie 1870 erlitten, unvermeidlich sind, müssen wir auf uns nehmen. Führt sie in Zukunft das Chassepotgewehr nicht herbei, so vielleicht ein anderer Umstand, auf alle Fälle aber die Bravour unserer Gegner. Sich darüber zu täuschen, wäre verhängnißvoll. In erster Linie sei es deshalb unser Bemühen, die Truppe so zu erziehen, daß sie diese großen Opfer nicht scheut, daß sie diese Verluste zu tragen weiß. Zu dieser Erziehung, welche auf jedes Individuum eingehen muß, gehört Zeit. Die Stunden sind also kostbar und sie dürfen nicht durch den Luxus formeller Neuerungen, von denen die eine bald die andere verdrängt, in Anspruch genommen werden. Daher ist die Vereinfachung der Formen jedenfalls wünschenswerther, als die Bereicherung. Wenn das irgend noch Entbehrliche fortfällt, so ist damit im Allgemeinen mehr genützt, als mit Zusätzen, mögen diese auch immerhin einzelne Vortheile bieten.

Daß mit der aus den Erfahrungen eines Feldzuges hergeleiteten Form der Erfolg nicht sicher gestellt wird, haben uns die Franzosen von 1870 gezeigt. Dies Volk ist von jeher in allen formellen Dingen Meister gewesen. Es verfolgte die Erscheinungen des Krieges von 1866 genau und suchte das Geheimniß der preußischen Siege damals lediglich in der Ueberlegenheit der Bewaffnung.

Wie man das rein äußerlich auffaßte, so auch das Gegenmittel. Das Glaubensbekenntniß der französischen Armee wurde die Ausnutzung der Waffenwirkung bis aufs Aeußerste und damit die absolute Defensive. An der defensiven Form und einer neuen furchtbaren Waffe sollte die offensive Kraft des deutschen Heeres scheitern. In der Ausbildung dieses Systems leisteten unsere Gegner auch thatsächlich mehr, als je ein Heer vor ihnen, aber den Sieg hat es ihnen dennoch nicht gebracht.

Sie untergruben damit den Geist ihrer Armee und die Form konnte die verlorene moralische Kraft, das erschütterte Vertrauen nicht ersetzen. Diese sind es ja vornehmlich, welche den Ausschlag geben, und was in einer Armee geschieht, soll immer den Endzweck haben, sie zu mehren und zu stärken.

Der Krieg — oder besser seine Nachwirkung — hat uns in gewissem Sinne unpraktisch gemacht. Noch während des Feldzuges richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben Dinge. Die Frage, was zu thun sei, um unnütze Einbußen zu vermeiden, wurde damals im Angesicht der Thatsachen schnell erledigt. Man erkannte allgemein die Nothwendigkeit großer Opfer für jede ernste Entscheidung an und forderte daher, daß die Führung bei dem Entschluß zu schlagen mit noch strengerer Erwägung des Zwecks zu Werke gehen müsse.

Der Truppe aber wollte Niemand den stürmischen Drang benehmen, der sie immer an den Feind zog; Vorsicht lernte sie ohnehin autodidaktisch.

Die Stimmung jener Tage war es auch, daß in dem strengen Aufrechterhalten des alten offensiven Geistes und der bewährten Grundsätze der Armee auch den neuen Gefechtserscheinungen gegenüber das Richtige enthalten sei. Allein mit dem Frieden kam zur Unruhe die Muße zum Grübeln und die praktische Probe wurde in die Ferne gerückt. Ist es doch früher nach den großen Kriegen kaum anders gewesen.

„An die Stelle der kühnen Kriegskunst, mit welcher der große Friedrich im 7 jährigen Kriege überlegene Gegner vielfach aus dem Felde geschlagen und, selbst besiegt, ihnen immer die Spitze geboten hatte, war eine andere Weise getreten, die sich die Strategie des baierischen Erbfolgekrieges zum Muster nahm, und unter der Angabe, methodisch und wissenschaftlich zu verfahren, den Krieg in ein künstliches Spiel mit Demonstrationen, Stellungen und Märschen verwandelte, Angriffe und Schlachten aber als Hülfe und Maßregeln eines rohen Naturalismus verachtete, oder zu verachten vorgab. Vielleicht wäre diese neue Kriegsweise ein Gewinn für die Menschheit gewesen, wenn nur auch die Gegner ihr gehuldigt hätten."

So drückte sich eine sehr bekannte historische Quelle*) über die Zeit aus, die den welterschütternden Kämpfen des vorigen Jahrhunderts folgte. Was an jener Stelle von der Strategie gesagt ist, läßt sich, natürlich bedingt, auf die hier geschilderte Zeitrichtung beziehen, welche auf den Gefechtsfeldern die Gefahren und Schwierigkeiten wimmeln sieht, und glaubt, nur mit dem höchsten Aufwand von Kunst noch vorwärts zu kommen.

An derselben Stelle; wo die oben angeführten Worte stehen, ist ferner gesagt:

„Die Armee verlor das Selbstvertrauen, weil ihr kein Vertrauen bezeugt ward.“ Das bleibt auch heute zu beherzigen. Wird allzuviel auf Gefahren hingewiesen, so wachsen diese thatsächlich, weil die Truppe sich des Gedankens entwöhnt, sie überwinden zu müssen.

Im vorigen Jahrhundert folgte der Verfall, weil das politische Leben des Volkes in eine Epoche der Erstarrung eingetreten war. Das ist jetzt nicht zu befürchten. Wir stehen inmitten einer historischen Krise, welche die Geister wach erhält. Wir dürfen von unserer Zukunft auf alle Fälle das Beste hoffen. —

Die anderen Waffengattungen unseres Heeres sind früher zu einem Abschluß gelangt, haben größere Befriedigung gefunden, weil bei ihnen in Wirklichkeit mehr zu thun war. Die Artillerie fand nicht allein in der Neubewaffnung, sondern auch in einer ganz veränderten Organisation ein willkommenes Feld der Thätigkeit. Die Cavallerie konnte ganz neue Grundsätze für ihre Verwendung im Felde aus den Erfahrungen des letzten Krieges herausgestalten und deren Anerkennung erkämpfen. Auch sie war hierin in besserer Lage als das Fußvolk. — — — —

Das Streben nach formellen Neuerungen, wie es sich in diesen letzten Jahren gezeigt hat, ist psychologisch leicht erklärlich. Der Krieg hatte alle Gemüther bis in die Tiefe erregt, und eine solche Erregung ist nicht ohne Weiteres mit dem Friedensschlusse beseitigt. Erst nach Jahren kehrt das Gleichgewicht wieder. Jeder Einzelne

*) Es steht in Becker's Weltgeschichte.

spürt das an sich. Anfangs ist man geneigt, das ganze Leben für erstorben zu halten, wenn nur einige Wochen hindurch nichts geschieht. Daraus folgt eine Unruhe aller Charaktere von Initiative und das allgemeine Verlangen, daß etwas gethan werde.

In formellen Dingen aber läßt sich am leichtesten und in kürzester Frist Sichtbares leisten. Eine überraschende hübsch erdachte Form gewinnt leicht allgemeine Verbreitung. Der Autor der Neuerung erlebt selbst die Freude, seine Gedanken verwirklicht zu sehen. Die Gemüther aber beschleicht das befriedigende Bewußtsein, daß die Armee rüstig an ihrer Vervollkommnung fortarbeite. Gerade darin liegt das Bedenkliche. Gewiß werden die Erfinder neuer Formen selbst es niemals vergessen, daß nicht die Form es ist, sondern der Geist, der siegt. Sie stellen Beides keineswegs in einen Gegensatz. An die glückliche Erfindung eines bedeutenden Talents aber reihen sich schnell zehn andere von weniger Werth. Die Vorschläge für Neuerungen wuchern bald überaus üppig und drohen im Verein mit den Anforderungen an die äußere Ausbildung der Truppen, das geistige Leben der Armee so in Anspruch zu nehmen, daß es sich von den wichtigeren Existenzfragen abwendet und allmählich in Kleinigkeiten verflacht.

Die Aufgaben aber, welche tiefer an die Wurzeln unserer Wehrkraft greifen, fehlen durchaus nicht.

Deutlich erfordert die Erfahrung des letzten Feldzuges von uns, daß wir die Fähigkeit unserer Armee erhöhen müssen, lange Kriege glücklich zu überstehen. Gambetta machte uns mit seinen Neuformationen, die in der Blüthezeit seiner Dictatur unerschöpflich schienen, auf diesen wichtigsten Punkt aufmerksam. Darum verdient gerade diese Kriegsepoche unausgesetzt unser Interesse.

Schon unmittelbar nach den Schlachten von Metz brachte der Generalstabschef der II. Armee, General von Stiehle, Aehnliches zur Sprache. Er schlug als das einzige Abhülfemittel, das sich in der Eile des Krieges schaffen ließ, die schnelle Vermehrung der Artillerie vor. Am 20. August berichtete er aus Doncourt bei Metz an General von Moltke:

„Die Untersuchung der Schlachtfelder hat ergeben, daß — so

groß auch die Verluste des Feindes bei Metz, namentlich durch unser vorzügliches Artilleriefeuer waren — dennoch die unsrigen durch Chassepotfeuer noch weit größer gewesen sind."

„Dieses Factum führt zu der Ueberlegung, ob es nicht rathsam wäre, noch im Laufe des Feldzuges eine Verstärkung unserer Artillerie durch Reserve-Batterien recht bald eintreten zu lassen; denn unsere brave Infanterie wird, wenn weitere Offensiv-Schlachten folgen sollten, bald verzehrt sein."

Die Stärke der Infanterie sank in den meisten Armeecorps schon auf etwa 15,000 Mann herab, im Laufe des Winterfeldzuges verminderte sie sich noch mehr zu 14,000, 12,000, 10,000, in einem Falle selbst zu etwa 7000 Mann. Diese Ziffern blieben trotz aller Anstrengungen der höheren Truppenbehörden stets gleich.

Erst der Waffenstillstand führte darin eine wirksame Aenderung herbei. Ohne Zweifel ist eine solche Zahl von Bajonneten zu gering; denn Artillerie, Colonnen und Trains bleiben bei dem Armeecorps durchschnittlich gleich. Der Procentsatz von Infanterie, die für Bewachung, Sicherheitsdienst, Belegung entfernter Cantonnements anderer Waffen in Anspruch genommen wird, wächst täglich. Damit wird die Rolle, welche die Infanterie auf den Gefechtsfeldern spielt, immer kleiner, die Zeit der Artillerieschlachten beginnt. Die Infanterie fängt an, fast nur noch als Geschützbedeckung zu fungiren, wie dies in den Decembertagen von 1870 schon mehrfach der Fall war. Das beeinträchtigt den offensiven kraftvollen Charakter der Kriegführung und dieser Nachtheil ist ein sehr gewichtiger.

Man hat vielfach darauf hingewiesen, daß Deutschland damals mit leichter Mühe noch eine bedeutende Anzahl von Landwehrtruppen hätte zur Feldarmee stoßen lassen können. Aber schon der Umstand, daß man thatsächlich zu diesem Mittel nicht griff, obschon sich die numerische Schwäche unserer Heere zu verschiedenen Malen deutlich fühlbar machte, lehrt, wie wenig wünschenswerth man ein solches Auskunftsmittel hielt.

Eine Truppe aus alten Mannschaften mit Offizieren von wenig Erfahrung und Uebung hat für den Feldkrieg immer nur einen beschränkten Werth. Und die Möglichkeit, solche Truppen heranzu-

ziehen, ändert immer noch nichts an dem Umstande, daß in der eigentlichen Feldarmee, je länger der Krieg dauert, desto mehr flüchtig ausgebildete Ersatzrekruten die Reihen füllen. Der Procentsatz derselben gegen die ältere Mannschaft war zu Ende dieses Krieges schon ein recht stattlicher — und warum sollte nicht ein künftiger Krieg noch länger dauern, noch blutiger sich gestalten. Im Jahre 1870 waren wir zu Beginn Frankreich an Truppenzahl erheblich überlegen, heute würde dies Verhältniß ein umgekehrtes sein. Trügen nicht alle Folgerungen aus früheren geschichtlichen Epochen, so ist es ferner im höchsten Grade wahrscheinlich, daß wir in Zukunft einmal gezwungen sein werden, unsere neuesten Errungenschaften an mehreren Grenzen gleichzeitig zu vertheidigen.

Mit seiner heutigen Wehrverfassung ist aber Deutschland solchen Gefahren noch nicht gewachsen. Die weitere Durchführung des Princips der allgemeinen Wehrpflicht wird über kurz oder lang zur Nothwendigkeit werden. Wir dürfen uns hierüber selbst nicht täuschen lassen, wenn auch der nächste Krieg noch, wie es mit Sicherheit zu hoffen steht, eine Ueberlegenheit unserer Waffen wird erkennen lassen.

Ob bei der heutigen Gestalt der Kriegführung Deutschland überhaupt im Stande sein möchte, einem Angriffe mehrerer Großmächte — ähnlich wie ihn Friedrich II. erlebte — Stand zu halten, mag dahingestellt bleiben. Entscheidend ist aber schon, daß es für die Behauptung seiner Existenz noch immer nicht in der Lage ist, alle seine Kräfte militairisch organisirt einzusetzen. Eine sehr große Zahl von Wehrpflichtigen, welche auch thatsächlich wehrfähig sind, muß auch heute noch vom Dienste zurückgestellt werden, weil die Zahl der einzureihenden Rekruten durch die gesetzlich festgestellte Friedensstärke des Heeres beschränkt wird.

Ueber das „Wie“ der Umgestaltung unserer Wehrverfassung, so daß die allgemeine Wehrpflicht aus der ideellen eine thatsächliche wird, läßt sich sicherlich streiten. Solche Fragen bedürfen ihres Entwickelungsprozesses. Sobald sich aber nur die Ueberzeugung Bahn bricht, daß diese Frage einer Lösung überhaupt bedarf, wird sich die richtige Lösung auch finden. Im Heere ist sie

wohl genugsam erwogen worden. Die zahlreichen alljährlich erneuerten Maßnahmen für die weitere Ausbildung unserer Landwehrtruppen und das Landsturmgesetz sprechen dafür, daß an maßgebender Stelle die Nothwendigkeit, die Armee für den Kriegsfall unter Umständen erheblich vermehren zu müssen, schon bestimmt in's Auge gefaßt wird.

Doch es genügt nicht, wenn die Armee allein ihr Interesse diesen Dingen zuwendet, die tief in das gesammte Volksleben eingreifen und deren Gestaltung wesentlich von der Theilnahme der ganzen Nation abhängig ist. Jedermann, der an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nimmt, sollte der Organisation der Wehrkraft sein Nachdenken widmen. Zumal betrifft dies die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften.

Die größte Schwierigkeit, welche sich der wirklichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht entgegenstellt, ist die Armuth unseres Vaterlandes; diese schließt es aus, jedem Waffenfähigen auch eine tüchtige militairische Ausbildung nach den heutigen Verhältnissen zu gewähren. Hierauf muß bei allen Vorschlägen berücksichtigt werden.

Der Weg zum Ziele wird vielleicht durch folgende Stufen bezeichnet:

Zunächst muß an ein Offiziercorps für die vermehrte Kriegsmacht gedacht werden; denn ist dieses nicht tüchtig und ausreichend, so kann es auch die Armee nicht sein. Unser Offiziercorps wird bei dem Geiste, von dem es beseelt ist, unter allen Umständen große Einbußen auf dem Schlachtfelde erleiden. Der letzte Krieg zeigte den Mangel an Offizieren schon genugsam. Bei Le Mans fochten Regimenter, welche nur noch 9, 12, 15 wirkliche Berufsoffiziere besaßen. Die zweite baierische Division führte am 11. December 1870, nach der Schlacht von Beaugency, nur noch einen einzigen Hauptmann der Linie, der als Compagniechef in der Front stand. Ja es wurden in dieser Division fünf bis sechs Bataillone durch Premier-Lieutenants geführt, viele Compagnien durch junge Reserveoffiziere. Aehnliche Verhältnisse bildeten sich auch bei preußischen Truppentheilen heraus. Alle diejenigen, welche viel gefochten hatten,

wandelten sich allmählich zu einer Masse von Ersatzrekruten mit Offizieren um, welche ihre Ausbildung durch ein Jahr freiwilligen Dienstes erhalten. Die Armee war auf dem Wege, nach und nach eine Miliz zu werden.

Das sind Verhältnisse, welche für die Zukunft die ernsteste Sorge erheischen*).

Nun gäbe es ja sicherlich junge Leute genug, welche sich gern die Epauletts gefallen ließen. Allein das Offiziercorps darf sich nur aus den besten Schichten des Volkes rekrutiren; denn nur ein solcher Stand ist fähig, in der Stunde der Gefahr, wo es sich um Tod und Leben handelt, das Führerthum auszuüben.

Der Ersatz für das Offiziercorps ist also ein sehr beschränkter. Das Linienoffiziercorps läßt sich wohl noch etwas, aber bei Weitem nicht hinreichend vermehren, um das Kriegsbedürfniß der Zukunft zu decken.

Das Mittel liegt daher vornehmlich in der Erziehung und Ausbildung des Reserve- und Landwehr-Offiziercorps, ohne welches die Armee heute gar nicht mehr im Stande ist, einen längeren Krieg zu führen.

Die fachmännische Vorbildung, welche diese Offiziere heutzutage erhalten, ist sehr gering, sie fällt mit der Ableistung der einjährigen Dienstzeit zusammen. Oft hat hierbei ein einziger Linienoffizier den Unterricht von zwanzig, dreißig, vierzig und mehr Freiwilligen zu leiten. Mag auch eine bedeutende Capacität für dieses schwierige Amt ausgewählt werden; bei einer so großen Zahl von Eleven ist dennoch in der kurzen gegebenen Zeit niemals Genügendes zu leisten.

Eine Menge von Abhülfemitteln lassen sich vorschlagen.

Zunächst müssen die gesetzgebenden Gewalten sich entschließen, denjenigen Freiwilligen, welche Offiziere der Reserve und Landwehr werden wollen, noch die Verpflichtung zum mehrmonatlichen Besuch eigens hierzu errichteter Kriegsschulen aufzuerlegen.

Eine häufigere Heranziehung zum practischen Waffendienste ist nicht minder nothwendig; denn die Uebung im Führen und Befehlen

*) Frankreich zählt schon heute 9700 Offiziere und an 30,000 Unteroffiziere mehr als die deutsche Armee.

ist nothwendig, um Autorität namentlich dem gemeinen Manne gegenüber zu gewähren.

Ihre Zusammengehörigkeit mit der Armee würde ferner den Offizieren des Beurlaubtenstandes durch fortlaufende Mittheilungen über die wichtigsten Neuerungen im Heerwesen, durch die Verpflichtung zur Lösung bestimmt wiederkehrender militairwissenschaftlicher Arbeiten in Erinnerung zu halten sein. Freilich wird es dann nothwendig, die Vorgesetzten, welchen sie für gewöhnliche Friedensverhältnisse jetzt nur in sehr beschränktem Maße unterstellt sind, mit höheren Befugnissen auszustatten. Kein wirkliches Interesse kann damit geschädigt, der Vorbereitung für den Kriegsdienst aber viel genützt werden.

Man fürchte nicht, daß der Zudrang zum Reserve- und Landwehroffiziercorps sich über die Maßen herabmindern werde, wenn solche Einrichtungen ins Leben treten. Dies wird gewiß nicht der Fall sein, wenn mit den schwereren Lasten des Standes den beurlaubten Offizieren auch eine angesehenere und bedeutungsvollere Stellung eingeräumt wird. Für eine sehr große Reihe von Staats- und Gemeindeämtern läßt sich sehr füglich die Eigenschaft des Reserve- oder Landwehroffiziers zur Bedingung machen. Sie hat sicherlich ebensoviel zu bedeuten, als manches Examen.

Ein treffliches Mittel für die Förderung des Heerwesens könnten Lehrstühle der Kriegswissenschaften an den öffentlichen Hochschulen sein, deren Aufgabe es ist, Klarheit über die Bedeutung unserer militairischen Einrichtungen zu verbreiten und diese im guten Sinne des Worts zu popularisiren. An Theilnahme würde es nach einiger Zeit keineswegs fehlen. Nicht nur die Offiziere der Linie und des Beurlaubtenstandes möchten ihren Nutzen daraus ziehen, sondern auch der angehende Staatsmann, der Beamte, der Nationalökonom.

Was dann noch fehlt, bleibt dem engen Anschluß an das Linienoffiziercorps und dessen kameradschaftlicher Einwirkung überlassen. Die Beziehungen zwischen beiden werden sich auf die natürlichste Weise lebhafter gestalten, je tiefer die Offiziere des Beurlaubtenstandes in die militairischen Interessen eindringen. Recht und billig

möchte es dann auch sein, diesen größere Aussichten auf das Avancement in die höheren Führerstellen der Landwehrtruppen zu gewähren, dem Streben und dem Ehrgeiz eine Bahn zu öffnen. Einzelne bevorzugte Naturen unter den noch frischen und rüstigen Landwehroffizieren werden leichter im Stande sein, jene auszufüllen, als inactive Offiziere, welche, meist von sehr viel höherem Lebensalter, ihre Kräfte schon in der activen Dienstzeit bis auf die Neige ausgebraucht und dann oft eine recht stattliche Reihe von Jahren in der Unthätigkeit von ihrer Pension gelebt haben. Auf diese Categorie aber muß heute noch bei Aufstellung der Landwehrtruppen sehr stark zurückgegriffen werden.

Ist das Reserve- und Landwehroffiziercorps durch einen solchen oder einen ähnlichen Prozeß zu einem tüchtigen Werkzeuge geworden, so wird unsere gesammte Landwehrarmee eine ganz neue Bedeutung gewinnen. Es hat ihr bisher weder an Ausbildung noch an materieller Kraft gefehlt, sondern lediglich an der Führung. Dann kann man auch ihre Zahl vermehren, Regiments-, Brigade-, Divisionsverbände schon im Frieden bilden und so die Landwehr neben der Linie immer kräftiger heranwachsen lassen.

Die Vermehrung der Truppenzahl erfordert naturgemäß die Herabsetzung der Dienstzeit bei der Fahne und die alljährliche Einreihung einer größeren Menge von Pflichtigen. So berechtigten Widerspruch eine solche Maßnahme gegenwärtig aus den Reihen der Armee auch erfahren würde, möchte sie sich als etwas Selbstverständliches leicht einführen, sobald gewisse Vorbedingungen erfüllt werden.

Zu diesen gehört vor allen Dingen eine reichliche Ausstattung der Armee an Kasernen, Lehranstalten, Turnhallen und Exercir-Häusern, damit die ganze active Dienstzeit auch wirklich der Ausbildung zu Gute kommt. In vielen kleineren Garnisonen, in welchen die Mannschaften in hunderten von Quartieren zerstreut liegen, so daß sie mühsam zu jedem Dienste gesammelt werden müssen, geht eine kaum glaubliche Menge kostbarer Zeit verloren. Hausflure und Corridore gewähren bei schlechtem Wetter allein einige Möglichkeit, Uebungen abzuhalten und oft erheischt es geradezu

hohen Scharfsinn der Vorgesetzten, ihre Leute nur angemessen zu beschäftigen. Dem stetigen Fortschreiten der Ausbildung sind so die größten Hemmnisse bereitet, und selbstverständlich ist zugleich die moralische Einwirkung der Vorgesetzten ungemein erschwert. Die Verzögerung ist von doppelter Art.

Das zweite ist die gründlichere Vorbereitung der heranwachsenden Geschlechter vor dem Waffendienste.

Für die Entwickelung des ganzen Menschen würde die Volksschule gewiß mehr thun, wenn sie sich nicht lediglich der wissenschaftlichen Heranbildung, sondern ebenso der Pflege des Charakters zuwendete. Sie muß aus einer Unterrichts- zugleich Erziehungsanstalt und ihr ein Einfluß eingeräumt werden auf die Lebensweise der Schüler. Dann könnte sie Zucht, Ordnung, Gehorsam, Gemeinsinn fördern, auch die körperliche Ausbildung unter ihre Obhut nehmen.

Hier fände sich der Raum für eine militairische Jugenderziehung, in der, wie man gemeinhin glaubt, keineswegs eine unfruchtbare Spielerei mit Säbel und Gewehren gemeint ist. Die Disziplinirung der Jugend ist Zweck. Jedermann in unserem Vaterlande soll ja dem Sinne des Gesetzes nach Soldat werden, so ist es auch billig, ihn schon in jungen Jahren für diesen Stand vorzubereiten. Von den überspannten wissenschaftlichen Anforderungen der höheren Lehranstalten wird zu Gunsten dieser Vorbereitung mit Fug und Recht Vieles fortfallen.

Der Gedanke, den Unteroffizierstand der Armee für die militairische Jugenderziehung an den Volksschulen zu verwerthen und ihn damit zugleich zu heben, verdient gewiß Beachtung. Die Aussichten, welche der Unteroffizier nach Vollendung seiner Dienstzeit im Heere hat, verringern sich von Jahr zu Jahr zum großen Nachtheile für den Dienst. Hier würde sich denselben ein ganz neues ungeheures Feld eröffnen. An den höheren Lehranstalten fänden inactive Offiziere, deren Kräfte jetzt im Frieden brach liegen, einen ähnlichen Platz.

Was in der Jugend vorbereitet, im Dienst bei der Fahne vollendet ist, muß ein straffes Gemeindeleben, bei dem die Behörden

mit hinreichender Machtbefugniß ausgestattet sind, weiterhin pflegen. Die immer innigere Verschmelzung der politischen mit der militairischen Eintheilung würde leicht sein, sobald die Verwaltungs-Beamten zugleich auch tüchtig gebildete Landwehroffiziere sind. Diesen müßte, wie sie selbst ihren Vorgesetzten auch außerhalb des Dienstes unterstellt sein sollen, eine dauernde dienstliche Befugniß über ihre Mannschaften eingeräumt werden.

Solche Einrichtungen möchten keineswegs Deutschland in einen einzigen großen Exercierschuppen umwandeln, sondern nur die sittliche Qualität der Massen, ihre Zucht und ihren Gehorsam fördern. Das Mehr an Pflichten, das der Einzelne auf sich zu nehmen hätte, würde ihm durch das kürzere Verweilen bei der Fahne durch die Beschränkung der Wehrpflicht auf eine geringere Zahl von Lebensjahren, wie sie mit der erhöhten Einstellung von Rekruten Hand in Hand geht, reichlich aufgewogen werden. Es ist also auch keine Gefahr vorhanden, daß das materielle Gedeihen unseres Volks damit geschädigt würde.

So ist in ganz großen Zügen ein Weg skizzirt, auf welchem sich das Ideal der allgemeinen Wehrpflicht anstreben und möglicherweise erreichen läßt. Auf diese Weise können vielleicht in fernerer Zukunft alle Wehrfähigen für den Waffendienst wirklich vorbereitet und nutzbar gemacht werden, kann es in der weiteren Entwickelung unseres Staatslebens dahin kommen, daß die militairische Ausbildung eines jeden deutschen Mannes nur als eine selbstverständliche Seite seiner allgemeinen Ausbildung angesehen wird.

Nicht zur Miliz soll diese Bewegung führen, sondern zu einem Zustande, welcher unser Vaterland davor bewahrt, in der Stunde der Noth zum Milizsystem greifen zu müssen, weil keine andere Einrichtung besteht, um alle Kräfte verfügbar zu machen.

Unsere heutige Wehrverfassung hat sich in schweren Stunden trefflich bewährt. Allein es wäre eine schlechte Art, sie und ihre großen Schöpfer zu ehren, wollte man sie einer Verbesserung nicht für fähig und bedürftig erklären. Die Zeiten rollen schnell dahin; was vor zehn Jahren noch unser Alleinbesitz war, ist jetzt Gemeingut aller größeren Staaten geworden. Wollen wir ferner an der

